Opp. 653 c (7

32

Zur Lesebiblioth. der IV. Class.
an [illegible] verehrend.

Nr. 32/ 7. bl.

Postscenien

zur

Geschichte der Menschheit

von

Johann Gottfried von Herder.

Herausgegeben
durch

Johann v. Müller.

Mit Grosh: Badisch: gnäd: Privilegio.

CARLSRUHE,

im Bureau der deutschen Classiker.

1820.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Sammlung
der
vorzüglichsten
deutschen Classiker.

Ein Hundertster Band.

J. G. v. Herders Werke,

zur Philosophie und Geschichte VII.

Mit Großherzoglich Badischem gnädigstem Privilegio.

Carlsruhe,
im Bureau der deutschen Classiker.
1 8 2 0.

J. G. v. Herders

sämmtliche Werke.

Zur Philosophie und Geschichte.

Siebenter Theil.

Postscenien

zur Geschichte der Menschheit.

Nebst einem Anhang.

Mit Großherzoglich Badischem gnädigstem Privilegio.

Carlsruhe,

im Bureau der deutschen Classiker.

1820.

Vorrede des Herausgebers.

Der Strom vieler Jahrhunderte, die Menge der Stämme unseres Geschlechtes, sind vorübergegangen: was lehrten sie? Daß alles seine Zeit, sein Schicksal, seine Nemesis, daß nichts Vollendung, nichts eine unerschütterliche Dauer hat; auf daß der Mensch die Zeichen der Zeit kennen lerne, und nach denselben den Bau seines Schicksals treibe, nie versinke im Unglück, im Glück den Uebermuth scheue, und nie schlaftrunken vom Zauber der Gegenwart vergesse, daß eine Zukunft ist. Was wissen, wie träumen wir über diese? Was ahnden die Väter vom Lande der Seelen, ihren Wanderungen, ihrem Wiederkommen! Der Ausgang des großen Schauspieles selbst, wird er fortschrittweise aufwärts laufen bis der Weltschauplatz dem Geiste zu eng wird, oder von goldenen, silbernen, ehernen, eisernen Zeiten schmählich hinab in Moder und Schlamm, der Erhaltung unwerth? Diese Fragen, diese Ahnungen werden in dem vorliegenden Buche von einem wei=

ken Schätzer der menschlichen Dinge mit dem sanften Schimmer beleuchtet, welcher aus dem unzugänglichen Dunkel bisweilen eine reine Seele bescheint, und Erwartungen in ihr weckt. Der Mensch dieser Welt wälzt bergan seinen Stein, und füllt das durchlöcherte Faß, umarmt statt einer Göttin die Wolke, und unersättliche Wißgier nagt wie ein Geyer sein Innerstes: wer wollte nicht gern den Orpheus hören, dessen goldene Leyer von holden Geheimnissen besserer Zukunft, wenn auch nicht ganz verständlich, erklingt! Der göttliche Ton fällt auf das, der Unsterblichkeit würdige Herz. Der beste Beweis unserer ewigen Dauer ist individuell, in uns; das ewige Leben, so wie Gott, fühlt sich; so wenig Hand oder Fuß erwiesen werden, so wenig jenes, von sich selbst in uns Zeugende. Aber wie der Jüngling, dem eine Reise in die Schweitz oder Italien vorsteht, von den Ländern wohl gern oft reden hört, so mag man einen Mann von großem, weitsehenden Blick, wie Herder, über dieselbe Welt unter anderer Sonne auch nicht ungern um seine Meynung vernehmen. Sein Geist hob sich bei solchen Gedanken; wie, da er in seiner letzten Stunde, mit gleichsam schon verklärtem Blicke in's Land der Seelen hinübersah!

Um den Band an Größe den anderen gleich zu machen, ist eine der schönsten Schriften des Verfassers, über den wechselsweisen Einfluß der Wissenschaf-

ten und Regierungen, beigefügt worden. Sie ist älter als die merkwürdigen Erfahrungen der neuesten Zeit von den gleich betrübten Folgen des Mißbrauchs und der Abwesenheit aller Aufklärung. Diese haben ihren Hauptinhalt bestätiget. In allen Geschäften und Wissenschaften ist wahre Aufklärung nichts anders als richtige Bestimmung des Verhältnisses der Dinge. Falscher Wahn und Gedankenlosigkeit sind ihr beide gleich zuwider. Keine auf Ordnung und Kraft gegründete, auf Dauer und Ruhm berechnete Regierung darf sie fürchten; ihren Mißbrauch nur die ungeschickten Regierungen, welche nicht Schritt mit ihr halten, oder die sorglosen, die von so einer Nebensache gar keine Kenntniß nehmen wollen.

Berlin, den 9. Dec. 1806.

Johann von Müller.

Inhalt.

I. Das eigene Schicksal. . . . S. 1
II. Das Geheimniß der Geschichte. — 25
III. Vom Wissen und Ahnen. . . — 39
1. Philosophie und Schwärmerei. . — 41
2. Vom Wissen und Nichtwissen der Zukunft. . . . . — 52
3. Anhang: von Wissen, Ahnen, Hoffen, Glauben. . . . . . . — 72
IV. Von der menschlichen Unsterblichkeit. . . . . — 79
V. Blicke in die Zukunft, für die Menschheit, in vier Briefen. (Traum von dieser Zukunft; ob Fortschritte zu erwarten? ob nöthig, den Ausgang zu wissen?) . . . . . — 105
VI. Ahnungen der eigenen Zukunft. — 135
1. Land der Seelen. . . . . . . — 137
2. Palingenesie (vom Wiederkommen). — 164
3. Von der Seelenwanderung. . . . — 200
VII. Anhang. Vom Einfluß der Wissenschaften auf die Regierung und umgekehrt. . . — 261

I. Das

I.

Das eigene Schicksal.

Aus dem dritten Stück des ersten Jahrgangs der Horen, 1795.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Man hört so oft die Worte: „der Mensch hat doch ein eigenes Schicksal" „sein Schicksal verfolgt ihn; es hat ihn ereilet" oder: „das ist nun einmal mein Schicksal; ich muß mich drein ergeben;" man hört sogar diesen Ausdruck von Familien, Königreichen, von Ständen und Geschäften brauchen, daß es wohl der Mühe werth scheint, zu untersuchen, was diese Worte, an denen Trost und Schrecken, Furcht und Beruhigung, die kühnsten Unternehmungen, oder die starre Verzweiflung haftet, bedeuten. Wiederum sind die Ausdrücke: „jedermann baue sein Schicksal; man sey der Werkmeister seines Glücks;" oder „unser Schicksal hänge von Dem und Jenem, es sey Mensch oder Umstand, ab" daß auch diese, oft im gegenseitigen Sinne gebrauchten Worte der Untersuchung nicht unwerth scheinen. Ueberhaupt sind Redarten im Munde des Volks, sie mögen Irrthümer oder Wahrheit enthalten, nie unbeträchtlich. Und diese sind fast allen Nationen gemein; auch die cultivirtesten Völker des Alterthums sprachen vom eigenen Schicksal, von einer doppelten Fortuna, einem glück- oder unglückbringenden Genius und Dämon, einer Moira;

und wer auf die Zauberkraft gemerkt hat, die dergleichen Worte in den größesten Verlegenheiten, in den entscheidendsten Augenblicken des Lebens, oft zur Bildung und Mißbildung eines ganzen Charakters haben, dem wird die Frage: „was ist denn das eigene Schicksal?" gewiß nicht unwichtig scheinen.

Jeder Mensch hat sein eigenes Schicksal, weil jeder Mensch seine Art zu seyn und zu handeln hat. In diesem Verstande nemlich bedeutet Schicksal die natürliche Folge unserer Handlungen, unserer Art zu denken, zu sehen, zu wirken. Es ist gleichsam unser Abbild, der Schatte, der unsere geistige und moralische Existenz begleitet. Daß es einen solchen Zusammenhang der Dinge, mithin auch allgemeine, beständige, mit uns fortgehende Resultate unserer Handlungen und Gedanken gebe, kann niemand läugnen: denn, wie die alte Philosophie sagte, keine Wirkung ist ohne Ursache, keine Ursache ohne Wirkung. Wie wir gegen andere handeln, so handeln andere gegen uns; ja sie werden von uns gezwungen, also zu handeln. Wer den Ton in Dur angiebt, dem wird, früher oder später, in Dur geantwortet; es fordert dies der natürliche Anklang, ich möchte sagen, der Wiederhall unserer Gedanken und Handlungsweise. Laß es z. B. seyn, daß eine Zeitlang der Starke gegen Schwächere übermüthig seine Kräfte gebrauche; diese nehmen ab, und die Wirkung, der Ton seines Verfahrens in seinem und anderer Gemüth ist geblieben. Er findet einen Stärkeren, der mit ihm gleichmäßig verfährt, oder ihm siebenfach vergilt;

ihn findet sein Schicksal. Laß es seyn, daß der Gutherzige lange unterdrückt werde; mit der Zeit werden sich andere Gutherzige zu ihm sammeln, und ihre Kräfte mit den seinigen vereinen. Er wird gerettet: denn auch seine Gutmüthigkeit stand im Buche der Zeit angeschrieben, und war nichts weniger, als verloren. So bei allen Gemüths-Charakteren, Tugenden und Lastern. Fleiß und Trägheit, Klugheit und Thorheit, Stolz und Niederträchtigkeit, die oft ein und dieselbe Seele besitzen und wechselnd theilen, Menschenhaß und Menschengefälligkeit, Selbstsucht und Liebe, alle haben und finden ihr Schicksal. Früher oder später, nach der Stärke ihrer Kraft von innen, oder nach Umständen von aussen; die Nemesis ist da, sie erscheint, sie ereilet.

Daß diese auf tausend Erfahrungen gestützte Wahrheit bezweifelt, daß sie irgend noch als Problem angesehen werden darf, zeugt nicht von der Blödheit unsers Verstandes, sondern von unserer blödern Aufmerksamkeit in moralischen und menschlichen, als in andern physischen Dingen. Alle wissen wir, daß die Echo uns nur den Schall unserer Worte zurückgiebt, daß, wie wir fragen, sie uns antworte. Niemand zweifelt daran, daß in eben dem Winkel, in welchem der Ball, die Kugel, das Hagelkorn, der Lichtstrahl anpralleten, sie auch abprallen; die Bewegungen der Kräfte im Stoß, im Druck, im Reiben u. f. sind von der Mathematik nach ihrem innern Gehalt, nach Zeit, nach Medien, nach Form und Inhalt der Gegenstände unter allgemeine Gesetze gebracht und berechnet. Wie? und in der geistigen, der moralischen Welt, im Reiche der feinsten, der wirksamsten, der

schnellesten Kräfte sollte es dergleichen Naturgesetze nicht, und überhaupt keinen Zusammenhang geben? Eben hier herrscht der feinste von allen; und ich glaube dem ersten Lehrer der christlichen Religion aus Einsicht und Erfahrung, daß, wie wir geben uns gegeben werde, daß, wie wir richten, auch wir unser Urtheil empfangen; daß das kleinste und größeste Gute und Böse, seiner Art und Natur nach, vergolten werde in dieser und jener Welt. Dem eigenen Schicksal entgehet niemand; oder die Kette der Natur müßte brechen; das Licht müßte nicht mehr leuchten, die Flamme nicht mehr wärmen, der Schall nicht tönen; vorausgesetzt, daß menschliche Organe dieser Empfindungen fähig sind, und daß man Alles im großen, unermeßlichen Zusammenhange betrachtet. Ich bin fest überzeugt, daß, je mehr unsere Aufmerksamkeit auf Dinge dieser Art gewandt, und unser reiner Sinn für den Zusammenhang der geistigen und moralischen Welt, an deren Daseyn jetzt mancher zweifelt, geschärft würde, uns ein neues Licht hierüber aufgehen müßte.

Ehe uns dieses als Wissenschaft aufgeht, lasset uns in unserem Busen unser eigenes Schicksal als einen Apollo befragen. An welchem Unfall war nicht unser Unbenehmen, an welchem Unglück nicht unsere Thorheit schuld? Wir säeten frühe, was wir später erndten, und erndten werden. Auch fehlte uns zu diesem Verhältniß niemahls in unserm Herzen der Exponent, der Weiser. Sehe, (sagt mein Blatt,) geliebter Leser, auf einem Spaziergange etwa, wenn du das Laub sprossen, die Blüthe trei-

ben, die Bäume Frucht tragen, die Blätter fallen, oder das gesäete Korn unter dem Schnee begraben siehst, gehe die vornehmsten Auftritte deines Lebens durch, so rasch oder so langsam, als du die Schritte zählest. Von der Art an, wie du in der Kindheit deine Wärterin oder deine Eltern, deine Freunde und Gesellen, deine Lehrer und die Geliebte deiner Jugend behandelt, wie du nachher jede deiner Situationen, vollendet und unvollendet, mißvergnügt oder befriedigt, beleidigend oder beleidigt verlassen hast, wie du jeden Augenblick nützest, oder sorglos vorbeistreichen liessest, Menschen belogst oder großmüthig, edel, unschuldig, liebevoll warest: so, wird dir dein Herz sagen, ward und wird dir dein Schicksal. Vieles, wird es dir sagen, ist noch ungebüßt; vieles reift noch zur Erndte. So schamroth du jenem und diesem vors Auge treten müßtest: so gewiß ist dieß innere Auge in dir, und keine Treulosigkeit, keine Unachtsamkeit ist in die Lüfte verflogen. Den Ego, der sie beging, trägst du mit dir; das Buch der Zeiten ist in deinem Herzen; deinem Bewußtseyn kommen, oft an sehr unrechtem Ort und unerwartet, alte Schulden zurück; jeder falsche Wechsel, der andere kränkte und mürbe gemacht, kommt dir zur Rechnung. Die Zeit ist ein strenger Buchhalter, ein wahres Continuum der Dinge, das nichts übersieht, das nie belüget. Frage dein Herz, und es wird dir sagen, was gebüßt sey, oder was noch gebüßt werden müsse: denn dein Schicksal ist der Nachklang, das Resultat deines Charakters.

Das Schicksal scheint inconsequent

mit uns zu handeln, weil wir selbst inconsequent sind. Es ist mächtig groß, weil wir selbst sehr klein sind.

Gewöhnlich legt man dem Schicksal Inconsequenzen bey und nennet diese Zufall. Es giebt Zufälle in der Welt, und deren sind unendlich viele; um so mehrere treffen uns, je mehr uns alles Zufall ist, d. i. je weniger wir consequent handeln. Da wird uns zuletzt alles Zufall. Das Wort Schicksal deutet indessen ganz etwas anders an, eine Reihe, eine unwandelbare Ordnung, nach festgestellten Grundsätzen, seyen diese in unserem oder in einem höheren und dem höchsten Gemüthe. Es wäre sehr anmaßend zu denken, daß im ungeheuren Inbegriff aller Dinge nirgend eine Consequenz sey, als die das schwache menschliche Gemüth hineindichtet.

Gerade umgekehrt sehen wir die ungeheuerste Consequenz im Reich der Natur, und finden den Samen der Inconsequenz allein in uns; und finden zu eben der Zeit, daß diese Inconsequenz, als ein Attentat gegen die zusammenhangende Natur, uns mächtig strafe. Kein Verbrechen solcher Art findet Verzeihung; weder durch Reue kann es gebüßt, noch durch Thränen versprochener Aenderung weggeheuchelt werden. Und so lange die Menschen nicht die thörichte Vermessenheit aufgeben, „sie können dem Gange der Natur Troz bieten, und als überirdische Wesen, die Gesetze derselben ändern,“ so lange verfolgt und ereilt sie billig ihr Schicksal.

Nicht der Mensch, keine Classe von Menschen,

hat die Gesetze der Natur gestellt, unter ihnen ist er da, und Er muß ihnen gemäß leben. Kleinheit des Geistes also ist ein Attentat gegen die Majestät der Natur, und muß als solche ihr Schicksal finden. Vom frechen Stolze gezeugt, von lüsterner Trägheit empfangen, von sinnloser Gewohnheit gesäugt und von Schmeicheley erzogen, was kann sie anders seyn und geben, als was sie ist? Vernunft- und gesetzlos könnte sie die Ordnung der Dinge ändern? Groß, so lange das Andre um sie her klein ist; stark, so lange man keine andere Stärke kennet, kann sie leicht in die narkotische Ueberzeugung gerathen, daß außer ihr nichts groß und stark sey; ändern sich die Umstände, erwachen andere Kräfte, so ereilt die kleine Schwachheit ihr Schicksal.

Gleicherweise sträubt sich die Natur des Gesammten gegen den Egoismus: denn was ist ein Mensch, wenn er auch der weiseste, der stärkste, der kühnste wäre, gegen den Inbegriff der Dinge um ihn her, und gegen die Folgen der Zeiten nach ihm? Welcher Mensch findet nicht seines Gleichen? welches Talent erlebt nicht die Zeit, daß man seiner genug habe? welche selbstsüchtige Macht muß nicht der Allmacht weichen, die um sie her ist? Sehet hier den vergrünten Baum, die veraltete hohle Weide, dort den eingestürzten Berg, hier die abgemähete Flur, dort den zerfallenen Thurm, hier die verstummte Nachtigall und Lerche; alle sind, wozu sie die Natur, ihr Schicksal geordnet. Keine Nachtigall schlägt im Winter, und kein Palmbaum hat eine Cypresse zu seyn begehret.

Hier also liegt das sogenannte eigene Schicksal der Verfassungen, Stände und Reiche. Sofern sie ein mechanisches Gerüst sind, wer mag der Natur der Dinge widerstreben, daß jedes nicht einmal als das was es ist erscheine? Die alte Treppe zerfällt; die alte Latte wird unbrauchbar; dies Dach schützet nicht mehr; jener Stuhl ist morsch und mürbe; was hat sie in solchen Stand gesetzt, als die Zeit und die Nachlässigkeit der Hände, die jenes Dach nicht besserten, diesen Stuhl nicht erneuten, die thaten, als ob das Schicksal ihnen dienen sollte, und sie durchaus nicht dem Schicksal dienten. Sie also waren inconsequent gegen die consequente Reihe der Dinge, gegen die zusammenhangende Kette von Wirkungen und Folgen. Sollen wir nun wünschen, daß Luft und Zeit gegen alles, nur nicht gegen diese arme hohle Weide, gegen diese Treppe, gegen diesen morschen Stuhl, sich als Luft und Zeit erweise? Sollen wir wünschen, daß der Argus mit tausend Augen sie nur gegen diese Gegenstände verschließe, mithin sein ganzes Geschäft des Wachens aufgebe? So nah uns diese Wünsche liegen, so werden wir ihnen entsagen, wenn wir bemerken, daß der Genius der Welt der zartesten Lieblingsneigung, die gegen sein Geschäft ist, nicht schonen könne: denn dies Geschäft ist nichts, als zu zeigen, daß Jedes sey, was es ist, daß das Veraltete veraltet sey, daß das Todte nicht mehr lebe. Wenn Menschen dies nicht durch Vernunft begreifen wollen, lernen sie es durch Erfahrung.

Man durchgehe den Compaß seines eigenen kleinen Schicksals; das Meiste, daß wir ihm zur In-

consequenz anrechneten, (das große Rad der Dinge ausgenommen, auf welches wir geflochten sind, und das wir nicht zu lenken vermögen,) rührte von unserer eigenen Inconsequenz her. Wir blieben unserm Beruf nicht treu; wir giengen aus unserm Charakter; da verfolgte, da ereilete uns das Schicksal; d. i. unsere Inconsequenz stieß gegen seine consequente Natur an und zerstieß sich die Stirn oder dem Faß den Boden. Wir fühlten, daß wir nicht so handeln sollten; wir handelten also, und es mißlang; da sagen wir dann: „Jener Mensch ist mir immer ein fataler Mensch gewesen; ich fühlte, daß ich mit ihm nichts zu schaffen haben sollte, und widerstrebte meinem warnenden Dämon." Da nennen wir sogar den Ort, die Zeit, die Stunde fatal, sind gewohnt, den unschuldigsten Dingen Schuld beyzumessen, und sie uns als Dienerinnen des Schicksals mit düstern Farben zu bezeichnen, blos und allein, weil sie uns an unsere Inconsequenz und Schwäche, an den gebrochenen Bund mit unserem Bewußtseyn, vor dem heiligen Altar unseres Herzens erinnern. Sollte man die Menge der Unglücklichen abhören, die nach ihrem eigenen Bewußtseyn durch ihre Schuld unglücklich wurden, so würde sich immer das Bekenntniß wiederholen: „nur durch Schwäche, durch Ungehorsam gegen mich, durch Inconsequenz ward ich unglücklich." — Also

Vermeide Jeder, so viel er kann, der Sklave einer fremden Bestimmung zu werden, und baue sein eigenes Schicksal.

Am Loose eines Andern, der uns nahe ist, An-

theil zu nehmen, ihm, wo wir können, mit Rath zu helfen, seine Last zu erleichtern, sein Glück zu fördern, gebietet uns allen Menschenliebe, oft Freundschaft, Pflicht und Tugend. Aber uns selbst, vielleicht auf Lebenslang, zu verlassen, um einem fremden Genius zu dienen, ihm mit Aufopferung unserer selbst blind zu folgen, das verbietet uns unser Genius, der, wenn wir seine Warnung nicht achten, zu seiner Zeit dafür hart strafet. Es giebt imperatorische Menschen, die von der Natur dazu bestimmt zu seyn glauben, die Führer anderer zu seyn, in entscheidenden Augenblicken über ihr Schicksal zu gebieten und es mit einem Wink zu lenken. Wohl, wenn sie auch Herren dieses Schicksals wären, und ihre Macht sich bis in die Brust des Andern erstreckte, dessen Verhängniß aus ihrer Meynung sie zu bestimmen wagen. Da dies aber nicht ist, so bleibet dem, der andre für sich rathen, wählen, sorgen ließ, zuletzt nichts übrig, als entweder die von einem fremden Verstande verwickelten Fäden mit eigenem Verstande, so gut er kann, aufzulösen, oder dem Wagen des andern, der über sein Schicksal gebot, demüthig zu folgen. Will er großmüthig ein Auge auf dich werfen, und mit den Zügeln, in denen du daherschleichst, seine Hand bemühen, so ists Gnade; wo nicht, so schreibe dirs selbst zu, wenn du dafür geachtet wirst, wofür du dich selbst achtetest, da du dich als eine unbedeutende Zahl der hohen Nummer beygeselltest. Versöhne deinen Genius, so viel du kannst, und mache dich selbst geltend.

Es giebt Verbindungen in der Welt, da das Schicksal Eines Menschen durch Naturgesetze

an das Schicksal des Andern geknüpft ist. So folgt das Weib dem Schicksal des Mannes, und es ist jederzeit etwas gefährlich, wenn er dem Schicksal des Weibes folget. So sind Unmündige an den Rath und Willen, an den Stand und die Beyhülfe ihrer Eltern und Vormünder geknüpft; bald aber lehrt der Vogel seine Jungen fliegen, und wenn sie den Flug erlernt haben, treibet der Adler sie selbst aus dem Neste. Durch Bande der Liebe und des Zutrauens sind Freunde verknüpft; es schlägt in ihnen Ein Herz; ihre gemeinschaftliche Seele sorgt für einander. Zeiten der Gefahr, Unternehmungen voll Muth und großer Gesinnung erheben, stärken, verknüpfen die Seelen, jeder vergißt sein Ich, und wohnt in der Brust des Andern oder vielmehr am gemeinschaftlichen Ziele. Lebens-Verhältnisse einer langen Bekanntschaft, die süsse Gewohnheit einer daurenden Vertraulichkeit und Freundschaft, bringen stille Gemüther sehr nah und enge zusammen, daß der Eine dem Schicksal des Andern, wohl auch im Tode selbst folget. So wünschte Horaz mit seinem Mäcenas zugleich zu sterben; ihm ward sein Wunsch gewähret: er starb Ein Jahr nach ihm. Und so ists eine bekannte Sache, daß alte Freunde, liebende Ehegatten einander im Tode oft nachfolgen; der Eine Theil blieb verwaiset zurück, konnte und wollte keine andere Bande knüpfen; er folgte dem andern an der sanften Hand eines gemeinschaftlichen Schicksals.

Was Natur und Liebe thut, wird Selbstsucht, Ehrgeiz, angebohrner oder gewohnter Befehlhaber-Geist nie vermögen. Diese trennen die Gemüther, statt sie zu verbinden; denn auch nach langer Täu-

schung kommt der Gefesselte auf den traurigen Erfahrungssatz zurück: „Du wirst nicht geliebt, nicht geachtet." Und da mangelnde Liebe und Achtung durch nichts ersetzt werden kann, so lösen sich manche mühsam = zusammengehaltene Verbindungen endlich in jenen Schluß einer Vorlesung über die Freundschaft auf: „meine Freunde, es giebt keine Freunde," als die das Herz, die Natur, und eine lebenslange Erfahrung knüpfte.

Es gab Zeiten, da eine Menge Menschen mit ganzem und süssem Zutrauen ihr Schicksal an das Schicksal eines großen Mannes, sogar seiner Familie, knüpfte; ihn ließ sie für sich denken und wollen; sie vollbrachte seine Befehle, als wären diese von ihnen selbst gestellt und bekräftigt. Dies Zutrauen konnte nicht anders aufkommen und gedeihen, als dadurch, daß der große Haufe sah: „er befinde sich bei diesem Zutrauen wohl; das Glück, die Würde, die Thätigkeit des großen Mannes sey wirklich sein besserer Genius, sein Schutzgeist." Sobald sich aber diese Verhältnisse änderten, oder gar verkehrten, so daß sichtbarer Weise das Glück des Führenden nicht eben oder immer das Glück des Geführten, ja jener sogar auf Kosten der Unglücklichen glücklich war: so mußte sich natürlich das Band dieses hingebenden Zutrauens schwächen; zumal wenn man von Seiten der Führer sich alle ersinnliche Mühe gab, dem Volk eindrücklich zu machen: „das Glück, die Macht, der Wille, die Würde, die Ergötzungen des Hirten sey eine separate Oekonomie und nicht das Schicksal der Heerde." — Seitdem wurden es eitle Schmeicheleyen, wenn die Römer, bey dem Genius ihres Imperators, als bey ihrem

Gesammt-Genius, schwuren; sie wußten alle daß der Geist Tiberius, Caligula, Claudius, Nero, und ihrer Consorten dies nicht sey. Indessen blieben sie bey der Familia Julia, Flavia, und ließen zuletzt Soldaten den Mann wählen, an den das Schicksal des Reichs geknüpft seyn sollte. Wie in jedem Stande die Besten nur die Wenigsten sind, so waren es auch unter den Imperatoren nur die Wenigsten die ihren hohen Beruf, „Schicksalsgötter des Reichs zu seyn," nicht nur kannten, sondern auch edel erfüllten. Auch als Imperatoren waren sie Beamte, Privatpersonen, auf denen die Last des Reichs ruhete, an die das Schicksal der Völker geknüpft war.

Ohne die mittleren Jahrhunderte zu durchgehen, wollen wir nur Eins bemerken, dies nämlich: daß Cultur, d. i. der wahre Geist der Aufklärung zwar das blinde Zutrauen schwäche und das alberne gar zerstöre; dagegen aber ihrer Natur nach das gegründete Zutrauen desto unverletzlicher mache, indem sie es zur Regel der Vernunft selbst erhebet. Je mehr der leere Wahn, der an unwesentlichen Dingen hieng, schwindet, desto mehr lernt man dem Wesentlichen vertrauen und sich unter ein Schicksal, dessen Gesetze man erkannt hat, fügen. Alle Verirrungen des menschlichen Verstandes, alle gräuelvolle Scenen, die von wilden oder verkappten Leidenschaften gespielt werden, aller verlarvte Betrug muß, wenn er in seiner Natur oder in Folgen erkannt wird, zuletzt auf Grundsätze der Wahrheit führen; und diese können in unserm Capitel keine andre seyn, als daß, so viel möglich, jeder Mensch die Macht, die Geschicklichkeit

und Bequemlichkeit erhalte, unter Gesetzen des öffentlichen allgemeinen Wohls, sein Schicksal selbst zu leiten. Will er's einem andern vertrauen, so wird's ihm niemand wehren; er merke sich aber dabey Eine geprüfte Erfahrung, daß der, der uns viel Gutes erzeigt hat, oft wider seinen Willen uns auch Böses erzeigen könne, so daß zuweilen auch hier die Schaalen der Waage im Verfolg der Zeiten gleich schweben.

Das Leben des Menschen ist auf Lebenszeiten berechnet, so auch sein Schicksal. Eine Begebenheit ist auf Momente berechnet, so auch ihr Schicksal.

Ueber den Zusammenhang der menschlichen Lebensalter bedarf es keiner Dissertation; wir erkennen sie alle und sehen ihren Bau auf einander. Wer im Frühlinge nicht säet, wird im Sommer nicht erndten, im Herbst und Winter nicht genießen; er trage sein Schicksal. Wer als Greis thun will und nicht mehr zu thun vermag, was er als Jüngling mit Ehren thun durfte, geräth an eine unrechte Hora; er trage sein Schicksal. Jedermann hat hierüber den Compaß in sich, der ihm sagt: „jetzt ist es Zeit; jetzt nicht mehr Zeit. Die Stunde ist vorüber." Will er das Schicksal herausfordern, so wage er's auf seine eigene Kosten. In der Jugend darf man wagen; das Glück, sagt man, ist ein Weib; es gefällt sich an Etourderieen der Jugend. Wehe dem aber, der diese über den Punct bis zum Alter hinaus treibet! Wehe dem, der von allen Wagnissen jüngerer Jahre, in welchen das Glück ihm beystand, nichts

nichts als einen übeln Namen und ein Bewußtseyn lauter nichtiger, verfehlter Plane davon trägt. Er hat sich einen übeln Winter bereitet, und darf nicht eben mit Freude sagen: „das ist mein Schicksal.“

Von Schriftstellern und berühmten Männern braucht man den Ausdruck: „um diese Zeit hat er geblühet.“ Von berühmten und glücklichen Schönen sagt man ein Gleiches. Mancher blühete, wie der Feigenbaum, früh, ehe noch seine Blätter da waren; die Blüthe gieng bald vorüber. Mancher, wie der Mandelbaum, spät und bey grauen Haaren; daher er auch seine Blüthe ins Grab nimmt. Der nüchterne Mann, der sich die Sophrosyne zur Freundin erwählte, weiß, wenn er blühen und nicht mehr blühen, wenn er Früchte bringen soll. Er will und mag seine Jugend nicht verlängern, nicht das Höchste seines Lebens zu einem noch höheren treiben; sondern bereitet sich, so lange es seyn kann, zu bestehen, und allgemach hinabzuschreiten. Die Göttin Nüchternheit bewahrt ihn vor dem bösen Schicksal, sich selbst zu überleben. Er ändert seine Kleider nach der Jahrszeit, und erlebt zuweilen im Herbst eine verspätete Rose, oder nach ruhig durchlebtem Winter die ersten Veilchen eines neuen Frühlings.

Traurig ist's aber, wenn eine schlechte Verfassung der Menschen den Greis wider seinen Willen zum Jünglinge, zu einem Brautwerber des Glücks, der Gunst und des Beyfalls mit grauen Haaren macht, damit er und die Seinen nicht Hungers sterben. Hinter dem fünfzigsten Jahre sollte wohl kein würdiger Mann mehr betteln dürfen, wenn er dreyßig derselben in nützlicher Arbeit hingebracht hat.

Meistens hat sich in diesen dreyßig Jahren die Welt und Er selbst so verändert, daß er nicht mehr von vorn anfangen kann; so wenig es dem Strom, der dreyßig Meilen fortfloß, zuzumuthen ist, daß er zur Quelle zurückkehre. Einen verdienten Mann im Alter *seinem Schicksal zu überlassen*, ist eine Undankbarkeit, von der auch die Wilden nichts wissen, bey denen das Alter geehrt ist, und der Jugend mit seinem geprüften Rathe dienet.

Jede Begebenheit endlich hat ihre *Momente des Daseyns*; vom Kleinsten fängt sie an, steigt langsam oder schnell zu einem Höchsten, von welchem sie wieder zum Minimum sinket. Wer diese Begebenheit veranlaßt oder in sie wirkt und eingreift, oder ihr entgegen strebet, hat diese *Momente ihres Schicksals* zu bemerken. Manches Feuer läßt sich im Funken ersticken; wer aber, wenn die Flamme auflodert, blind in sie hineingreift, verbreitet sie eher, als daß er sie dämpfe. Was nicht gerettet werden kann, brenne; man sondre das Nächstgelegene von ihm ab, daß es an diesem fremden Schicksal nicht Theil nehme. Ueble Barmherzigkeit, die den umherfliegenden Funken und Feuerballen Häuser und Kammern öffnet! In aller Geschichte waren die *Helden des Schicksals*, die den Gang der Begebenheiten, die kritischen Tage der Krankheit, überhaupt die *Reife der Dinge* gesund zu beurtheilen wußten. In eignen Unternehmungen nutzen sie die Schwäche sowohl als die Stärke der Menschen, erweckten was in Trägheit schlief, veränderten durch neue oder neugebrauchte Hülfsmittel den Gang der alten Gewohnheit, brachten ihre Gegner aus der Fassung und wandten die Unglücksfälle selbst zum

Glück an. Fremden Unternehmungen setzten sie sich am kräftigsten dadurch entgegen, daß sie solche entweder im Keim vernichteten oder den Apfel reifen ließen, bis er in ihren Schoos sank. Statt neuer Tafeln des Schicksals sicherten sie sich, und ließen jede Hora ihr Werk vollenden.

Sehr unterrichtend ließen sich diese Anmerkungen mit Beyspielen der Geschichte belegen, und auf große oder kleine Veränderungen der Welt anwenden; wir wollen indeß lieber, den vorigen Grundsätzen gemäß, noch einige Schicksalsworte durchgehen, deren Mißbrauch viel Böses stiftet.

Man spricht z. B. von glücklichen oder unglücklichen Menschen; „jene dürfen sich Alles erlauben und es gelingt; diese verfolgt auch bey den besten Unternehmungen ein Unhold, ihr unglückliches Schicksal."

Der Ursprung dieser Benennungen fällt in die Augen. Es giebt, wie man sagt, glücklichgebohrene Menschen, denen Alles geräth, denen Alles wohl ansteht. Ihr Anblick gewinnt die Herzen, ihr Betragen schafft ihnen Freunde, ihre Zuthätigkeit zu Menschen bringt Menschen auf ihre Seite, ihre Behendigkeit, ihre Klugheit lässet sie nicht leicht einen Mißgriff thun, dies Glück flößt ihnen Zutrauen zu sich, andern Zutrauen zu ihnen ein, es macht ihnen Muth — nur daß dieser Muth kein Uebermuth werde! — Auch sie haben einen höchsten Punct, den sie nicht überschreiten dürfen; sonst sagt das alte Sprüchwort: „die hohen Steiger fallen gern; die guten Schwimmer ertrinken gern." Julius Cäsar, der diese Zuversicht zu sich in hohem Maas und doch nicht im Uebermaas hatte, der mit so vie-

ler Würde sprach: „fürchte dich nicht, du fährst den Cäsar" und sich auch in den letzten Tagen, da er schon mistrauisch zu werden anfieng, dennoch der Republik unentbehrlich und sicher glaubte, irrte sich an seinem Glück; er ward ermordet.

Der Gedanke, daß uns das Unglück verfolge, ist ein böser Dämon; er macht trübsinnig, scheu, verzagt, mißtrauend, unzufrieden mit sich und andern, endlich kühn, verzweifelnd; er wird also seiner Natur nach unseres Unglücks Vater und Stifter. Frühe muß man diesen bösen Geist vertreiben, und einem jungen Mann nicht durch Worte, sondern durch wohlbestandene Proben zeigen, daß er Glück habe. Ein Freund thut hier oft mehr, als ein Lehrer; Pylades und Minerva heilten den jungen Orestes. In spätern Jahren kommt es bey diesem Gedanken darauf an, daß man sich frage: „weshalb man unglücklich seyn müsse?" Ist's, weil alte Schulden auf uns liegen, so büße man diese und zahle sie ab; so lange leide man in der Stille. Oder weil man in sich eine ungesellige, widrige Denkart bemerkt; wohlan! so werde ein Arzt deiner selbst; in dir ist das Uebel, und die Vorsehung wird (glaube es) auf tausend dir jetzt unbekannte Weisen deinen Bemühungen beistehen. Oder meinst du, du seyst für andre ein Unglück bringendes Wesen; forsche auch diesem schwarzen Gedanken nach, woher er komme? Versuche es, und widerlege ihn durch die That. Deine Proben werden glücklich seyn, Herzen werden dir entgegen kommen; du wirst überzeugt werden, daß du zum Glück da seyn könnest, weil du zu ihm da seyn sollst. Die Natur und dein Herz werden ja nichts Unmögliches als Pflicht von dir fordern.

Wenns Unglückbringende Menschen giebt, so sind es nicht diese trübsinnige, sondern jene kecke, stolze, freche Menschen, die sich dazu berufen glauben, alles zu ordnen, ihr Bildniß jedermann aufzuprägen. Verstanden und mißverstanden machen diese viele Verwirrung; sie rücken die Stühle von ihrem Ort, rücken Menschen aus ihrem Gedankenkreise, prägen diesen ihre Grundsätze ein, nach denen jene doch nicht handeln können, und verwüsten damit menschliche Gemüther. Gut, daß diese Dämonen, sie mögen offenbar oder verstohlen handeln, selten erscheinen; wenige von ihnen können auf Generationen Unglück verbreiten. Gegen sie aber sollten sich alle gesetzten Gemüther vereint wapnen.

Man spricht oft von unglücklichen Familien; und warum sollte es deren nicht geben? Erben sich nicht falsche Grundsätze und Gedankenverwirrungen, böse Anlagen und Leidenschaften wie Seuchen und Gebrechen fort? und werden sie nicht oft durch Erziehung genähret? Die Geschichte zeigt uns Exempel derselben und giebt uns zugleich guten Rath an die Hand. Kannst du, so heile das Familien-Uebel; und es wird eine gesunde Sproße hervorblühen, die den Unglücksnamen hinwegnimmt, die vom bösen Dämon das Haus reinigt. Kannst du es nicht, so knüpfe, wenn der scheue Genius dich warnt, dein Schicksal nicht an das Schicksal des dir gefährlich-scheinenden Hauses. Oft, singet Horaz,

— traf den Unschuldigen
Zusammt dem Schuld'gen Jupiters Rächerstrahl.
Mit hinkendem, doch sicherm Tritte
Folgt dem Verbrecher die ernste Strafe.

Wenn es aber unglückliche Familien giebt; warum sollte es nicht auch glückliche geben? Es giebt deren, die Wahrheit, Verdienst und Geschichte ausgezeichnet haben; ihnen sich zugesellen, giebt Aufmunterung, Trost und Muth. Die Laren und Penaten, die Genien der Geschlechter sind heilige Götter; natürlich aber nur in dem Heiligthume, das ihrer werth ist.

Sonst ist's überhaupt keine menschenfeindliche Regel der Klugheit, sich vor denen zu hüten, die, (wie man sagt) das Schicksal ausgezeichnet hat. Wie man nicht gern und auf's Gerathewohl einen Dienstboten annimmt, der von seinen vorigen Herren mit oder ohne Grund weggejagt worden, wie man dem nicht eben am liebsten sein Geschäft anvertrauet, der wegen mißrathener Geschäfte berühmt ist, noch den zu seinem Rathgeber erwählen wird, dem bisher alle seine Plane verunglückten; so wird man immer auch behutsam seyn müssen, einem notorisch = Unglücklichen ein Geschäft zu überlassen, bey dem es auf Glück ankommt; und bey welchem Geschäft käme es, im rechten Sinne des Worts, darauf nicht an? Wer bürgt dir dafür, daß er an seinem Unglücke ganz unschuldig war? wer ist dir, bey seinem besten Willen, für dein Geschäft Bürge? Oder willst du die Probe machen, das Glück zu belehren, daß es gegen ihn unrecht gehabt habe? — Was hängt weniger mit uns zusammen, als unser Name? und doch zeigt die Geschichte, daß es Fälle giebt, wo man wohl thut sogar unglücklich = geglaubten

Namen auszuweichen. Wie oft hängt der Menschen Wahn an einem Wortschall! und wie vieles hängt nicht, bey Glück und Unglück, am Wahn der Menschen!

Im schönsten Sinne des Worts ist mein eignes Schicksal, das ich mir selbst durch Arbeitsamkeit, Mässigung, Genügsamkeit, Verstand und Tugend erwerbe. „Wozu Jemand Lust und Liebe hat, das bekommt er sein Lebenlang genug," sagt das schöne deutsche Sprüchwort; es kommt also nur darauf an, daß man zum Rechten und Beßten Lieb' und Lust habe, und es mit unablässigem Fleiß treibe. Früher oder später kommt man gewiß zum Ziele. Was einem Gott beschert, nimmt ihm St. Peter nicht; item: Gott begegnet manchem, wer ihn nur grüssen könnt — eine Reihe dergleichen sinnbildliche Redarten in unserer alten Sprache sind von der treffendsten Wahrheit. Das Nicht zu viel! Maas ist zu allen Dingen gut! rathen sie uns treuherzig an, und vom falschen Zutrauen, vom Umherlaufen, von der Allthuerey treuherzig ab. Das „vierzehn Handwerk, fünfzehn Unglück" ist ein goldenes Wort; desgleichen: „du hast viel zu schaffen und wenig auszurichten." „Wer auf Gnad dient, den lohnt man mit Barmherzigkeit." „Wers kann, dem kommt es. Recht findet sich" u. f. Sey, wer du seyn sollst, und thue das Deine; so wird dich das Glück, dein

gutes Schicksal ungesucht finden; die schärfste Waage deines, keines fremden Schicksals ist in dir.

Jetzt sollte ich noch vom eignen Schicksal ganzer Nationen reden, von dem in der Geschichte vortreffliche Sibyllenblätter enthalten sind; einer andern Hora können sie werden.

II.

Das Geheimniß der Geschichte.

Es ist eine alte Bemerkung, daß der Vater der griechischen Geschichte Herodot, nicht nur den Gang derselben nach Homer geordnet, sondern daß auch der im ganzen Werk herrschende Gedanke, die Seele desselben, episch sey. Daß sie nicht anders als also seyn konnte, und was dies Wort für die Geschichte in sich schließe, ist jetzt das Thema unserer Betrachtung.

Erstlich. Was wir in der Geschichte begegnen, wuchs aus kleinen, unbemerkten, fast unmerklichen Anfängen heran; wer säete diese Keime? wer führte ihnen gedeihende Witterung zu, und zog aus ihnen Blüthen und Früchte? indeß andere, wie durch die Macht eines bösen Schicksals, untergiengen, oder mühsam emporkamen.

Zweytens. Was hiebei vom Willen des Menschen abhängt, ist gegen das unsichtbare Mächtige, das ihn freundlich oder feindlich umgiebt, so wenig und so schwach. Der Augenblick übereilt ihn. Wie aus einem Hinterhalt brechen unvorgesehene, unabwendbare „Schickungen" hervor; wie mag er bestehen? wie konnte er sich gegen sie rüsten?

Drittens. Und da das Schwerste und Höchste zuerst fällt, da, wenn alles Irdische gebrechlich ist, unser Auge sich zu prächtigen Ruinen zuerst wendet und an ihnen am längsten haftet; da endlich

der „Kampf mit dem Schicksal," (gleichsam mit unsichtbar=widerstrebenden Geistern) im Zeitlauf großer, starker, glücklicher Menschen das ist, was die theilnehmende Betrachtung am meisten anzieht: wie anders, als daß in der Geschichte menschlicher Dinge dies uns am meisten beschäftigt.

Setzt man viertens bey einem Griechen hinzu, daß der Reichthum und die Macht der Barbaren, verglichen mit der Beschränktheit und dem Gefühl der Griechen nothwendig ihr Auge auf eine Gottheit begierig machen mußte, die dieser Barbaren Macht beugte, ihren Uebermuth stürzte: so ward mit oder ohne Namen eine „Nemesis=Adrastea" die Schutzgöttin der griechischen und ist's aller Menschen=Geschichte, ihr wesentlich, von ihr unabtrennlich. Möge sie, wie es dem Gange der Cultur gemäß ist, von rohen Menschen zuerst roh, d. i. schadenfroh, neidisch=verderblich, gedacht werden; je mehr bey gezähmten Leidenschaften auch in Uebersicht der Geschichte besonnene Klugheit und Ueberlegung wuchsen, desto heller trat jene Nemesis auf ihrem Siegeswagen hervor, die wir als die gerechteste, lang=nachsehende, schnell=ereilende Lenkerin aller menschlichen Schicksale verehren. Nirgend feiert sie ihren Triumph still=prächtiger als in der Geschichte. Ohne sie zu nennen, weihet sich ihr der Geschichtforscher; der Aufseherin Wagen schwebt über ihm, ihr Schritt nahet seinem Ohr, wenn er den Gang der Begebenheiten bemerket. Entwedet ist die Geschichte nichts als eine vernunftlose Wiedererzählung äußerer Zufälle, oder wenn nichts Zufall, wenn in den Zufällen Geist ist, mit denen Vernunft und Unvernunft, Glück und

Unglück ihr Spiel haben, welche andere Göttin könnte der Geschichte vorstehn, als Nemesis-Adrastea, die Tochter Jupiters, die scharfe Bemerkerin, die strenge Vergelterin, die Höchstbillige, die Hochverehrte.

Es überschritte die Grenzen des heutigen Tages, den Umriß genauer zu zeichnen, unter welchem die Geschichtschreiber des Alterthums, Herodot, Thucydides, Polybius, Sallust, Livius, Tacitus, Plutarch, Herodian u. f. der messenden Göttin gehuldigt haben; dieser vernünftiger und scharfblickender, abergläubischer Jener; gewiß indessen ist's, daß, je mehr sich auch hier der Nebel des Sinnlos-Wunderbaren hob, und man im Gange menschlicher Begebenheiten und Schicksale Ordnung und Regel erkannte: desto lehrreich-erfreulicher ward die Geschichte. Jetzt, da keine schadenfrohe feindselige Ate auf den Köpfen der Menschen muthwillig spielte, dagegen eine Gesetzgeberin still in den Busen blickte, und nach einer Regel die Zügel lenkte, da ward der vernünftige wie der unvernünftige Mensch, das Steigen und Fallen des Glücks der Reiche nach den Sitten ihrer Bewohner, das poco di piu e poco di meno, worauf im Zusammenhange der Dinge Alles ankommt, einem Maas unterworfen; es ward eine Philosophie der Weltgeschichte. Wenn Frechheit der Menschen, wenn Unwissenheit und Aberglaube sie verdunkelten, läugneten und das Richtmaas der Wahrheit krümmten, so trug diese Keckheit selbst die Vergeltung auf dem Rücken mit sich, Unsinn und Frevel, Blendung und Verderben.

Einer andern Zeit sey es aufbehalten, den langsamen Weg zu betrachten, den aus der Nacht der Mönchsgeschichten die historische Wissenschaft nahm, an Livius und Tacitus dies Regelmaas der Adrastea schwer und mühsam lernend. Italiäner, politische Italiäner waren es, die, indem sie Moral und Politik trennten, manchem Schwachen den ganzen Weg verdächtig machten, und sich selbst verlängerten und erschwerten. Denn Eine Nemesis ist's des Rechts und der dem Menschengeschlecht ziemenden Klugheit; oder wo man sie sich in doppelter Gestalt denkt, stehen sie als Schwestern mit einerley Attributen als Herrscherinnen der Welt neben einander, auf Einem Wagen. Zwar ist die Zeit noch nicht gekommen, daß man dieser Wahrheit, „Recht sey die höchste Klugheit; außer ihm gebe es keine" trauet, und in ihr handelt: dem guten Grotius schrieb man es als Schwachheit an, daß er an ein „Recht der Menschheit in Krieg und Frieden" glaube; und Geschichtforschern, die mit Grundsätzen der Ehrlichkeit praktische Vorurtheile, insonderheit die falsche Ehre ihrer Nation bestritten, vergalt der politische Bube es gemeiniglich übel. Der Kampf zwischen Wahrheit und Irrthum ist indessen allgemein rege; und wohin der Sieg fallen müsse, kann auch dem flachsten Zweifler nicht zweifelhaft bleiben, da Wahrheit sich selbst bewähret.

Auf zweyen Wegen, die sich am Ende vereinten, gieng man im vergangenen Jahrhundert, auch absichtslos, nach dem Ziel, das Geschichte zu dem macht, was sie seyn sollte, den Blick ausbrei-

tend und beschränkend, ja ihn gar auf Einen Punct heftend. Zu eben der Zeit, da Boßuet sein Gemählde der Weltgeschichte mit Glanz und Licht aufgestellt hatte, alle Begebenheiten an ein „geliebtes Volk Gottes" heftend, stellte Puffendorf seine Geschichte europäischer Staaten, nach Völkern und Reichen hin, in nackter Gestalt, in trocknen Factis, aber wohlgeordnet. Lache, wer will; aber auf mehreren deutschen Universitäten haben manche seitdem geschriebene Lehrbücher der Geschichte sowohl als der Statistik eine Ordnung, Deutlichkeit und Nutzbarkeit erhalten, die dem Chaos voriger Zeiten fremd bleiben mußten. Otto's Republiken, Mascov's, Gebauers, Achenwalls, Gatterers, Schlözers, Sprengels, Spittlers bekannte Leitfäden bilden Entwürfe, bey denen ich staune, wie viel Großes und Gutes mit Weisheit und Güte darüber gesagt werden könne, ohne zu untersuchen, ob es jedesmal gesagt werde; und ob für einen vermischten Haufen knabenhafter Zöglinge jedes gehöre? Die Zusammenstellung der Staaten, Völker und Weltperioden indeß, in ihrem Wechsel und Wettkampf gegen einander, ist ein großes Olympia unter den Augen unpartheyischer Kampfrichter der Weltregiererinnen, Recht und Klugheit, Tugend und Schicksal.

* * *

Die Bearbeitung „einzelner Reichsgeschichten unter diesem Anblick" ist, von welchem Volke auch die Rede sey, eine große Unternehmung; urtheile ein kühnerer, ob die mit Recht ruhmvollesten Reichsgeschichtschreiber des vorigen Jahr-

hunderts, Hume, Dalin, Lagerbring, Mallet, Schmidt u. a. sie vollführt haben. Nur deinen Namen darf ich nicht verschweigen, treflicher Pietro Giannone*), der in der gefährlichsten Situation eines durch Gesetze und Stände verwirrten Reiches die Wirkungen dieser Gesetze, das Aufkommen und den Fall der Fürstenhäuser mit eben so viel Muth als Gelehrsamkeit zu zeigen wagte. Ein verbannter flüchtiger Märtyrer der Wahrheit wurdest du; dein Sinn aber für Recht und Wahrheit ist auch für dein Vaterland mit dir nicht ausgestorben; in Seelen und Schriften der Genovesi, Filangieri u. s. hat er fortgewirkt und wird fortwirken, wenn auch nur in Entwürfen, Anfangsweise.

Ob Frankreich gleich bisher keine Geschichte hat geschrieben, wie sie seyn sollte; in Fenelon, St. Pierre, Montesquieu, Mably u. s. hat sie Grundsätze und Samenkörner einer solchen Geschichte. Das schreckliche Ungewitter der Revolution muß selbst ihre, zwar spätere, aber um so nützlichere Reife befördern. Seit dem Bunde der Franken, mithin seit Entstehung der Nation lag in ihr ein fürchterlicher Zunder zu Umwälzungen unter allen Nationen. Hätte Schweden nach dem schlichten Anfang Botins durchhin eine Geschichte, besäßen wir von Europa das Gemählde seiner mittleren Zei-

*) Istoria civile del regno di Napoli, da Pietro Giannone. Nap. 1723.

Zeiten, wie Müller und Koch es vorzeichnen *), ausgeführt; warum säumt der Geschichtschreiber seines Vaterlandes, der schweizerischen Eidgenossen, sich gegen den Unfall der Zeiten an einem Werk weiteren Umfanges zu trösten? Hätten Tacitus, Sarpi, Giannone, Montesquieu mit ihren Schriften bis ins graue Alter gesäumet; wahrscheinlich wären sie, wie Montesquieu's Geschichte Ludwigs des Eilften, und so mancher andere Schatz der größesten Männer — verloren.

Seit Vertot, du Bos, St. Real, unter welchen der erste noch jetzt mit Vergnügen gelesen wird, haben das vergangene ganze Jahrhundert hindurch Köpfe oder Federn fast ohne Zahl, sich einzelner Zeiträume und Personen zu historischen Gemählden bemächtigt; Boulainvilliers und Gagnier der Geschichte Mahommeds, Oklei, Marin u. f. der Geschichte der Araber, Flechier und Marsolier des Kardinal Ximenes, andere Saladins, Rienzi, und welches großen Mannes nicht? Oft geben zusammengestellt die ungleichsten Gemählde selbst ein Mittleres der Wahrheit. Am lehrreichsten sind Zeiträume und Personen, in denen und durch welche sich Grundsätze und Sitten der Völker ändern; wo, wie auf der Wegscheide, die historische Muse gleichsam Gericht hält. Die

*) Essais historiques p. Mr. J. M. (Jean Müller) Berlin 1782. Tableau des révolutions de l'Europe dans le moyen âge, p. Koch. Par. 1790.

Völkerwanderung, die Zeiten Theodorichs, Karls und Otto's der Großen, Gregors des Siebenten, Friederichs I. II., schwäbischer Kaiser, Ferdinand des Katholischen, Karls V., Ludwigs XI. XIII — XVI. Peters und der Katharina, Friederichs, Josephs waren dergleichen; an sie hat sich in bekannten und gerühmten Schriften vorzüglich der Fleiß der Geschichtschreiber gehalten. Hier ragt Robertson hervor, Er vielleicht, der am meisten epische Geschichtschreiber des verflossenen Jahrhunderts; mit Glanz und Wohlordnung hat er für die Menge geschrieben; daher er ein anderes Schicksal, als in der Geschichte Schottlands sein größerer Vorgänger Buchanan hatte. Wenn dieser verbannt umherirren mußte, überhäufte jenen seine Geschichte mit Lob, Lohn und Würden. Er und sein Nachfolger auf der Ruhmesbahn, Gibbon haben sich zu Geschichtschreibern ex professo hinaufstudiret. Ob, indem sie Ideen geben, sie auch, wie die Alten, Ideen erwecken, ob sie das größere Gefühl geben, das in Vergleich mit Salluſt, Livius und Tacitus, ihre Zeiträume erwecken mußten? beantworte jeder aus seiner Brust.

Der größte Bearbeiter eines und zwar kleinen Zeitraums unter den Neuern ist, meines Urtheils, Fra Paolo Sarpi; seine Geschichte der Tridenter Versammlung ist, obgleich ohne alle poetische Bilder den unannehmlichsten Gegenstand betreffend, das vollkommenste historische Epos. In mehreren Bearbeitungen der Kirchengeschichte ging Mosheim ihm nach, den er aber, seiner

zierlichen Langweiligkeit wegen, nie erreichte. Eine ganze Kirchengeschichte in Sarpi Geist geschrieben, wäre ein Meisterwerk, obgleich vielleicht über menschliche Kräfte. In keiner Gattung Geschichte haben wir vielleicht so viel Gesammletes, so wenig Bearbeitetes, als in der Kirchengeschichte. Auch Muratori, Walch, Semler u. s. f. blieben nur Sammler.

Der letzte, ohne Zweifel der höchste Entwurf der Geschichte wäre der Entwurf der Nemesis selbst, in allen Staatsverhüllungen die reine Menschengeschichte; Voltaire, mit seinem vielleicht fehlervollsten Werke, hat sich um sie ein unstreitiges Verdienst erworben. Denn so viel unnütze Scherze, so manche Lücken und Unrichtigkeit seine allgemeine Geschichte enthalten möge; der freiere Blick, den er um sich warf, das längere Band, mit dem er alles knüpfte, vor allem die Grundsätze der Toleranz, die Gefühle der Schonung, die er in alle Jahrhunderte verbreitet, sie stecken der allgemeinen Geschichte ein Panier auf, das Boßuet, Comenius, Arnold ihr nicht hatten geben mögen. Reisebeschreibungen, Schifffahrten, die Wuth nach Naturkenntnissen, die Bekanntschaft mit der ganzen Welt halfen der allgemeinen Geschichte; fortgehend und wachsend im Fortschritte konnten sie die Menschen am Ende doch nur Menschlichkeit lehren. Was Portugall in Ostindien mit der Inquisition, Spanien in Amerika durch seine Behandlungen der Einwohner, beide in Europa und in sich selbst durch Einfuhr des Goldes und Silbers ausgerichtet, was durch den Sklavenhandel nicht, wohl aber

durch Belohnung des Fleißes, durch gegenseitige Billigkeit, durch gemeinsame Treue allein auszurichten sey, was Kriege, Verfolgungen, Aufstände, Revolutionen bewirken, alles das hat in unwidersprechlichen Proben die Geschichte des vergangenen Jahrhunderts gezeigt. Verdienstvoll, wer sie vor Augen stellt, und mit unwiderlegbaren Erweisen die Menschen menschlich zu seyn gebietet. Die Folgen des Lasters und der Tugend, der Vernunft und Unvernunft, der Liebe und des Hasses unter den Menschen werden unter dem Glanze des Rechts und der Wahrheit, das fortgehende Epos der Menschengeschichte.

* * *

Hier sollte ein Göttergespräch folgen. Aber ehe es aufgezeichnet wurde, ist der Verfasser selbst in die Wohnungen der Unsterblichkeit entrückt worden. Ein Fragment, welches die Abhandlung schliessen sollte, ist in dem eilften Stück der Adrastea erhalten worden. Hier ist es.

. . . . . .

Um unsern Freund von dem Verdacht zu befreien, als habe er zu kühn Göttinnen zu unserem Feste gerufen, deren Gang in der Geschichte heilig-unmerkbar sey: denn wer vermag (sagt man) die Regel des Rechts und der Wahrheit in allen Veränderungen derselben, in jeder Begebenheit des menschlichen Geschickes zu finden? – rede ich jetzt.

Und sage: „wenn in der Menschengeschichte keine Vernunft herrscht, wenn tolle Unternehmungen gleich klugen, ungerechte Handlungen den gerechten gleich oder mehr als sie gelten; warum lesen und sprechen wir von der Geschichte? Von Fieberträumen wäre sie eine ungeheure Verkettung, deren Ende sich arme Thurmgefangene mit wüstem leerem Grimm einander um die Häupter schlagen. Wie aber Verstand dem Menschen angeboren, und es ihm eine Seligkeit ist, mit verständigen Menschen zu sprechen, Verstand in ihren Handlungen zu bemerken, und sich des Lohns derselben mit ihnen in der Hoffnung zu freuen, daß dergleichen auch ihm wohlgelingen werden: so erwarten wir in der Geschichte von den Unsichtbaren, die uns begleiten, nichts anders. Es dünkt uns Unsinn, daß Verstand und Thorheit einerlei seyn, oder gar ihre Wirkungen wechseln sollen, so daß Unvernunft sich wie Weisheit, Weisheit der Thorheit gleich in Folgen erzeige. Mit Recht und Unrecht ist's eben also. Müßten wir also die Eigenheit und den Vorzug unserer Natur, die Regel unseres geistigen Daseyns in Erwartung der Folgen unserer Handlungen und ihrer Wahl aufgeben; so steht, unabtrennlich von ihr, eine Nemesis dem Lauf unseres Geschicks vor, die Wirkungen mit Ursachen bindet. Sähen sie andere nicht; der Wirkende sieht und fürchtet sie; er hofft auf sie, wenn er nach der Regel des Rechts und der Wahrheit handelt. Oder Vernunft und Unvernunft wären einerlei; der Weise gleich dem Thoren, der Gerechte gleich dem Frevler, und aller Calcul aus der Welt verschwunden, da wir doch finden, daß in der unbelebten, mechanischen Schöpfung auf's ge-

naueste Alles auf Einer Wage liegt, wo es an Ordnung, Maaß, Ziel, an Zahl und Gewicht, denen es nicht entweichen kann, hanget. Wo höret nun die mechanische Welt auf? wo fängt die regellos-unvernünftige an? „Wo menschliche Geschichte anfängt," wird man sagen: „beim Menschen!" als ob dieser nicht auch, als ein Erzeugniß der Natur, in ihr Gebiet, mithin in's Reich der höchsten Vernunft gehörte.

Die Pflanze band die große Mutter an den Boden; das Thier regiert sie durch Triebe; den Menschen ließ sie frei. Frei, auf der Erde umherlaufen, frei, sein und anderer Glück oder Unglück zu machen; wie? nach keiner Regel? in keinen Grenzen? unter Keines Aufsicht? Eben hier fängt also das Amt der strenge-bewachenden Nemesis an. Gesetz der Natur ist's, daß brutale, barbarische Macht von überlegender, denkender Macht geordnet, geregelt, gelenkt, oder gestürzt werde; Gesetz der Natur, daß eine kleinfügig-beschränkte Klugheit oder gar spitzfindige Arglist einer offenen, umfassenden, weiter hinaus-schauenden Weisheit gehorche. Denn Weisheit ist mehr als Klugheit und = = =

III.

Ueberhaupt
vom
Wissen und Ahnen.

I.

Philosophie und Schwärmerei.

Aus dem deutschen Merkur 1776.

Unter Geistesgeschwistern ist Freundschaft eben eine solche Seltenheit, als, nach dem Sprüchwort, unter leiblichen Geschwistern. Sie hassen sich, weil sie einerlei Natur in sich erkennen, gerade in entgegengesetzten Zügen: sind zu nah und zu entfernt gegen einander, und zerhacken also sich und die gemeinschaftliche Schaale, die sie gebar.

Philosophie nähret sich von Abstraktionen, Schwärmerei auch. Jene zerfrißt das Blatt als Raupe, diese entsaugt's als Schmetterling; durch beide wird das Blatt dürre. Der Schmetterling erzeugt Raupen, aus der Raupe wird wieder Schmet-

terling werden; das ist die ganze Geschichte jener beiden Extreme des menschlichen Geistes.

Hat Don Quixotte über Dulcinea und alle seine Ritterideen mehr gehalten, als die Philosophen über ihren Stand der Natur, System der Natur, Schüler der Natur, über Quidditäten und Abstraktionen? Und ist in allen diesen ein Quintlein Wahrheit mehr, als in jenen Visionen? In den Dingen nemlich, von denen diese Abstraktionen abstrahirt wurden; da waren sie, bestanden, waren Wahrheit; so war auch die Dulcinea von Toboso Wahrheit: keine Lüge auf der Welt ist anders als aus Wahrheit entstanden. — Seit sie aber abgezogen, falsch, halb, unrichtig realisirt wurden; da ward Dulcinea ein Traum; da bekam der Duft Flügel; der Schatte ward Gespenst, kommt bald als Alp zu drücken, bald als Sylphe zu tändeln; oder es wird mit stummem Glauben, mit in petto behaltnen, anderswo zu erweisenden Gründen, an ihn geglaubt, eben weil man keine Gründe hat; weil er, wie alle Götzen in der Welt, Nichts ist.

Sollte ein Mensch, mit Gottesstrahl im Blicke, die Gegenden der Dämmerung aller Zeiten, die Klüfte der Schwärmerei und Abstraktion aller Völker, durchgehn: welche ewige Gleichheit würde er finden! überall Schatten seh'n, die eine Zeitlang für Wesen galten, Lehrstühle und Altäre bekamen, Priester und Vertheidiger schufen, und nachher — dem kommenden Lichte von selbst entflohen. Die Philosophie jeder Sprache, wenn sie Dunst war,

zerging und konnte sich nicht anders, als in den Elementen des Dunstes, als die Theilwahrheit, aus der sie entstanden war, lösen. Lachen wir Deutschen nicht über einen großen Theil des französischen Abstraktionswesens? Eben, weil er uns fremde ist, weil wir unsern Verstand von Jugend auf nicht in diese Formen und Wortformeln gossen. Ein Theil der Englischen Philosophie ist uns so fremde, als, der lieben Erfahrung nach, ein großer Theil der Wolfischen Philosophie allen Nachbarn ringsum gewesen, deren Verstand gerade nicht in der lateindeutschen Hülse wuchs. Wer darf sich rühmen, jetzt den Scheitel der Wahrheit erreicht zu haben, der über alle Dünste weg ist?

Mit der Schwärmereigabe nicht anders. Der warme Busen, der hier oder darüber zuerst Empfindungen vordrängte, sie zur Sprache, nothwendig zu so warmer, dunkler, verflochtner Sprache schuf, als seine Empfindungen waren: er hatte an diesen Empfindungen und an dieser Sprache ohne Zweifel Wahrheit. Es waren warme Abstraktionen der Gegenstände, die ihn umgaben, wie's nur die kältesten Abstraktionen dem spekulativsten Kopf seyn konnten. — — Wichen aber die Gegenstände in ihrer Fülle hinweg, und man wollte den Dunst der warmen Abstraktion, als solchen, ohne jene, unmittelbar haschen und nachempfinden; den Augenblick ward alles Lüge, Nachäffung, kalte Wortschwärmerei über warme Gegenstände, wie es nur je die sinnlose Wortgrübelei und blühende Jüngerphilosophie über kalte Gegenstände gewesen.

Als Klopstock den Meßias sang; nothwendig sang er seinen Messias mit seinen Empfindungen; das waren seine Abstraktionen, Augen, mit denen Er sah. Da er alles als Geheimniß behandelte, so schwieg er und betete an, zog Kreise sichtbarer und unsichtbarer Wesen umher, die auch singen, d. i. schweigen und anbeten mußten — das war Klopstocks Manier. Sie geht bis in seine Lieder über, die auch singen, d. i. schweigen und anbeten — und nun kamen seine Nachahmer, ein entsetzliches Heer! Ohn' alle seine stille Ruhe, tiefe Reinigkeit, hohe königliche Feinheit, wollen sie aufjauchzen, schweigen und anbeten, wo gar nicht zu schweigen und anzubeten ist, singen überall den Meßias, wo gar kein Meßias, singen Mariermäsig, Eidlisch, Hermannisch, englisch, teuflisch, wo gar keine Eidli's und Marien, Engel und Teufel seyn sollten. Die ganze Dichtkunst bis zum einfältigen Gebet und heiligen Kirchenliede soll Klopstockianism ohne Klopstocks Geist und Herz werden — und nun treten die Philosophunculi hinten drein „seht, wie sie die Sprache und Dichtkunst an Originalen bereichern!" Ja bereichern! durch plappernde Mohnköpfe, lyrische Papierdrachen und klingende Schellen in heiliger Christenversammlung! bereichern, daß jede Form der Dichtung und Sprache, an die sie die Hände legen, auf ewig an Gedanken verarmet; bereichern, daß alles gemein wird, und Klopstocks Muse dasteht, ärgerlich parodirt — Schlimm! aber nicht schlimmer, als es der Philosophie erging und ergehen wird von nun an bis zu ewigen Zeiten.

Leibnitz z. E. liebte zu vergleichen, fremde Einfälle neu zu nutzen, und oft die widersprechendsten Ideen zu paaren: sein ganzes System offenbarte er also nicht anders, als wie es ihm erschienen war, wie es in seiner Seele lebte, durch Blicke des Witzes und der Imagination, durch kurze Aufsätze und ewige Befreundung fremder Ideen, die im Feuer dieses Ursprungs und dieser Verbindung gefühlt werden mußten, oder Leibnitzens Geist war dahin und mit ihm alle originelle, primitive Wahrheit des Eindrucks. Wolf, der das nicht zu fühlen vermochte, oder als Nachfolger und Erklärer zu fühlen nicht Zeit hatte, machte aus Blitzen des Witzes und der Aussicht Theoreme, die nun um so besser zu erweisen waren, weil sie die eingeschränkte, allbestimmte Realität des Ursprungs verlohren hatten, und Gemeinheiten waren, die Alles und Nichts enthalten durften. Die Nachfolger des Schulzergliederers zergliederten weiter, die deutschlateinische Sprache der Philosophie stand als ein Baum da, wo Raupen und Käfer an jedem Blatt eine Metaphysik dürrer Fasern aufgestellt hatten, daß die Dryade des Baums um Erbarmung weinte — Leibnitz, Leibnitz, wo war dein Geist?

Statt dessen stahl sich aus England eine Philosophie herüber, die ihrem Geist nach (und also viel eigenthümlicher, als die sonst unter diesem Namen bekannte) recht eigentlich mechanische Philosophie ist, oder wie sie sich nennet, Philosophie des gesunden Menschenverstandes. Bekannt ist's nemlich, daß die Britten bei ihren Ge-

werken die Kunst theilen, daß jener Uhrfedern macht, dieser Uhrgehäuse u. s. w. und also durch engern Fleiß die Kunst fördert. So beliebte es einigen ihrer Philosophen, die Materien zu theilen, ein einzelnes Thema mit allem mechanischen Fleiß eines Leinwebers rc. durchzuwirken, und wie das im Einzelnen treffliche Werke gab, so blieb nothwendig das Allgemeine etwas leer. Das füllte man nun, wie die Sinesen die Ecken ihrer Landcharten mit Nußschaalen, gute Vernunft, gesunder Verstand, moralisches Gefühl, richtige Begriffe und dergleichen, was sich fein auf els und ity endete, und nun auch, als einzeln behandelte Namen, Sterlingswerth hatte. Die Sterlinge kamen eben im großen Münzverfall nach Deutschland, zur Zeit, da man eben an der Wolfischen Philosophie und Herrnhuterei genug hatte; und nun ward's einigen läßigen Herrn, die weder recht denken noch recht empfinden mochten, sehr bequem, diese Worte aufzunehmen, als Paniere aufzustecken, und unter ihnen zu — reformiren. Man reformirte zu nicht weniger als zum guten, gesunden, alltäglichen Menschen- Bürger- und Bauerverstande, und das durch nichts anders, als durch Wörter und Geschwätz vom guten, gesunden Menschen- Bürger- und Bauerverstande. Das Hauptgesetz blieb immer: „man „muß nicht zu viel denken; auch nicht zu viel empfin„den! Das Minimum von beiden ist die wahre „Alltagsphilosophie, dabei sich so gut verdauen „läßt; und gut verdauen ist doch immer die Haupt„sache des gesunden Verstandes, moralischen Ge„fühls und menschlichen Lebens. Heil uns, wir

„haben die Perle funden! — Der wahre Philo„soph zeichnet die Hauptumrisse der Gegen„stände, wie er sie mit seinem richtigen un„bewaffneten Auge wahrnimmt, und bringt „richtige und ähnliche Bilder davon in die „Seele. Wir werden dadurch allezeit aufgeklärt „u. s."

Ein Mensch, der von gesundem Verstande ohne gesunden Verstand, von richtigen Begriffen ohne richtigen Begriff, von ewiger Toleranz mit möglichster Intoleranz spricht, welchen gelindern Namen kann er sich versprechen, als — Schwärmer? Und doch sind diese Leute angeblich die größte Schwärmerfeinde; vermuthlich um ihre Schwärmerei, den liebenswürdigen Auswuchs ihres gesunden Menschenverstandes und moralischen Gefühls, desto ungestörter zu treiben. So sprach und schien jener bekannte Demonstrator Bedlams über alle Konsorten seines Aufenthalts klug und vernünftig, über Einen orthodoxen Irrigen ausgenommen, der sich Gott den Sohn nannte: sintemal Er, als Gott der Vater, (die allgemeine gesunde Menschenvernunft)! davon auch Etwas und zwar zuerst wissen mußte!!!

Und wo wohnt diese allgemeine gesunde Menschenvernunft, die wahre Philosophie eines richtigen Auges, richtiger Bilder, Eindrücke u. s. w. in Person? Gerade wo Dulcinea von Toboso wohnte. Man kann vor ihr stehen und sie doch nicht erkennen: sie wohnt in den Herrn, die mit ritterlichem Schlagbaum vor uns treten und uns

gebieten, auf sie zu schwören — selbst! Die wahre Philosophie also in den wahren Philosophen, d. i. in denen, die sich so nennen und ausschließend dafür halten. W. z. E.

War's ein Philosoph, der unser Jahrhundert das Zeitalter der Philosophie nannte, so verstand er darunter vielleicht das Jahrhundert kalter Schwärmerei und schwärmender Kälte. Daß man Hirngespinsten mit einer Wuth nachsetzt, die leider! oft nur eine gelernte, eine Wortwuth ist, im Schreiben, Sprechen, Lesen und Blindhandeln! und sich auf der andern Seite mit einer anständigen Kälte, die inwendig das Feuer eines Todhasses ist, gegen Wahrheiten wapnet, denen man folgen müßte, so bald man sähe, so bald man fühlte. So streiten Feuer und Wasser. Der Schwärmer will der größte Philosoph seyn, und der größte Philosoph ist der größte Schwärmer.

Wie die beiden Pole in der Welt, so nützen auch diese. Schwärmerei in Abstraktionen des Kopfs bekämpft die Abstraktionen der Empfindung; sie halten einander das Gleichgewicht, und die ganze volle Kugel der Menschheit schwebt mit ihren zwo Hälften fest und ruhig weiter.

Vor einigen Jahren schwärmte man von Winkelmanns, Hagedorns, Lipperts Ideen, redete von Sachen, die man nie gesehen, von Abstraktionen des Gefühls, die man nie empfunden; man lebte von nichts als Gemmen und Pasten; wo sind die Schreyer itzt? wo sind sie blieben? — Zwei

oder

oder drei Biedermännern nach, weiß man jetzt nichts als trunkene Ideen nachzulallen, unserer werthen Muttersprache, die ohnedem hart genug ist, die noch übrigen Vokalen, sammt Bindewörtern, Schwanz und Ohren abzuschneiden, sich, statt erster Gefühle, durch Keckheit, Taumel, Grobheit zu unterscheiden — in weniger Zeit, wo werden die Schwärmer der Art seyn? Gegentheils die alten Herrn, die da sitzen und jammern, wissen nicht, woran es liegt? herzen ihren alten, weyland klassischen, Styl so gedankenlos, wie der alte Swift im ersten Anfall seiner Thorheit den armen alten Herrn bejammerte, den er im Spiegel da vor sich sah; schlafen unsanft auf ihren Lorbeern, regen sich, und wissen nicht weiter — welche arme Wortschwärmer sind die? Stimmen der Tage vor Alters! Apotheken alter, abgefallener Herbstblätter, und sehen nicht, was da im Walde knospt und grünet.

Der Strom der Litteratur rinnt wie Strom im Weltmeer in aus- und eingekehrten Winkeln; jetzt heißt Philosophie, was bald Schwärmerei heißt, und so im Gegentheile. Wohl, wer im Strome fleußt, und nicht auf dem alten Schlamm eines Winkels thronet! Wer kümmert sich jetzt um Bodmer und Gottsched, als in dem, was beide für deutsche Sprache und Kritik wirklich thaten? Und was sie gethan haben, kann ihnen kein T... nehmen. Kepler und Leibnitz, Lessing und Kleist werden sich mit dem letzten Biedermann Deutschlands begegnen, was auch das Schicksal noch für Windstürme mit ihren Wissenschaften und Künsten im Sinne habe. Freilich aber braucht jene

große Statue einen Markt von Steinen zu ihrem Postamente.

Alles, was Taumel ist, geht vorüber, die Schlacken gehn zunicht, und nichts als Gold, goldschwerer Werth kann bleiben. Es geht hier wie bei jenem fatale Traum vom Schatz in der Fabel: einer stellte dem andern Gift, und der Schatz kam in fremde Hände, in die Hände der Welt und Nachwelt. Der Schwärmer, der Abstraktion hasset, hasset die edelste Gottesgabe: nur durch Abstraktion, d. i. durch allgemeine Begriffe wird Menschheit, was sie ist, Schöpferinn der Erde. Der Spekulant hingegen, der sich von aller Menschenempfindung lossagt, ausser der, die ihm durch Spekulation wird, ist offenbar ein Thor: durch Spekulation wird keine Empfindung. Soll Gefühl nichts als „das Resultat solcher und solcher sehr „deutlichen, wahren und richtigen Vorstellung von „der Wirkung des und des Gegenstandes seyn," so wird gerade keine unmittelbare Wirkung. Der Gaul steht hinterm Karren, und nun, Fuhrmann, fahre! Ein Mensch, der allein Kopf seyn will, ist so ein Ungeheuer, als der allein Herz seyn will; der ganze gesunde Mensch ist beides. Und daß er beides ist, jedes an seiner Stelle, das Herz nicht im Kopf, den Kopf nicht im Herzen, das eben zeigt ihn als Menschen.

Alle Schmetterlinge blos geistiger Empfindungen lassen nichts als Raupengeschmeiß hinter sich; zeigt's nicht jeder Herbst und Frühling? Willst du den Wein trinken, mein Freund, und mir nur

den Duft deiner hohen Empfindung gönnen: behalte auch den: er macht gierig, aber nicht satt; nicht stark, sondern ekel. Mußt du, anderer Freund, hingegen um deines schwachen Magens willen das Obst schälen: schäle; nur muthe mir nicht zu, daß ich die Schaalen deiner Abstraktion allein käue. Ich esse das Obst mit seiner lieblichen Wolkenfarbe: ich trinke den Becher mit seinem lieblichen Duft.

In Geistigkeit ohne Körper verliebt zu seyn, sagt Lavater, ist Schwärmerei; in Körper ohne Geist, viehisches Wesen. Der Weise, mit Klarheit in seinen Begriffen, d. i. mit Abstraktion, wann und wo sie seyn soll, und mit Enthusiasmus in seinem Herzen, d. i. mit umfassender, handelnder Wärme, er ist weder Grübler noch Schwärmer, sieht beide Abwege, und nutzt beide; liegt euch immer, spricht er, einander in den Haaren, ich gehe mitten unsichtbar durch!

2.

Vom Wissen und Nichtwissen der Zukunft.

Aus den zerstreuten Blättern VI. 1797.

1.

Der Gedanke, daß man die Menschen von der Begierde, ihr Schicksal in jenem Leben zu wissen, eben so abhalten solle, als man ihnen abräth zu forschen, was ihr Schicksal in diesem Leben sey, hat in der Zusammenstellung beider Sätze etwas so Treffendes, daß es wohl der Mühe werth ist, zu untersuchen, wie weit diese Aehnlichkeit reiche. Und so wollen wir den Urheber desselben aushören *).

*) Lessings Leben und Nachlaß. Th. 2. S. 243.

2.

„So viel, sagt er, fängt man ziemlich an zu erkennen, daß dem Menschen mit der Wissenschaft des Zukünftigen wenig gedient sey; und die Vernunft hat glücklich genug gegen die thörichte Begierde der Menschen, ihr Schicksal in diesem Leben vorauszuwissen, geeifert. Wann wird es ihr gelingen, die Begierde, das Nähere von unserem Schicksal in jenem Leben zu wissen, eben so verdächtig zu machen?“

„Die Verwirrungen, die jene Begierde angerichtet hat, und welchen, (wie ich am Oedipus zeigen kann) durch schickliche Erdichtungen des Unvermeidlichen, die Alten vorbeugen mußten, sind groß; aber noch weit größer sind die, welche aus den andern entspringen. Ueber die Bekümmerungen um ein künftiges Leben verlieren Thoren das gegenwärtige. Warum kann man ein künftiges Leben nicht eben so ruhig abwarten, als einen künftigen Tag?“

„Dieser Grund gegen die Astrologie ist ein Grund gegen alle geoffenbarte Religion. Wenn es auch wahr wäre, daß es eine Kunst gebe, das Zukünftige zu wissen, so sollten wir diese Kunst lieber nicht lernen. Wenn es auch wahr wäre, daß es eine Religion gebe, die uns von jenem Leben ganz ungezweifelt unterrichtete, so sollten wir dieser Religion lieber kein Gehör geben.“ — —

3.

— Die Religionen wollen wir zuerst bei Seite

setzen. Mir ist keine bekannt, die es sich zum Zweck nähme, uns die Wissenschaft des zukünftigen Zustandes, zumal seiner äußern Beschaffenheit nach, demonstrativ zu geben; als Religion will und gibt sie nur Hoffnung, Zuversicht, Glauben. Eher hat es eine gewisse Philosophie gegeben, die sich anmaßte, aus der Natur unserer Seele sogar Verrichtungen ihres künftigen Daseyns zu demonstriren. — Doch wir wollen uns durchaus keine Seitenblicke erlauben.

4.

Also zuerst: warum ist's nicht gut, sein künftiges Sicksal in diesem Leben vorauszuwissen? Wenn es der Rathschluß, die Fügung, das Werk der höchsten Weisheit und Güte selbst ist, warum nicht? Diese zu wissen, so bald und ganz als möglich, sollte man glauben, kann nie schaden.

5.

Und müßte vielmehr viel helfen. Mit diesem Schluß der Vorsehung hätten wir ja die Reisecharte unseres Lebens vor uns, und sähen, wohin eine unsichtbare Macht das Schiff steure? wohin es, jetzt und dann, und im Ganzen, die Winde führen? — Oder hätte die himmlische Weisheit nur mit unserer Thorheit ein Spiel? Fände sie es nothwendig, uns als Kinder durch's ganze Leben hindurch mit dem Leben selbst zu täuschen? und lockte uns alle, wie Lehrlinge der Lo-

ge, mit Geheimnissen, die gar nicht da sind? Der Lehrling legte vielleicht sogleich seine Schürze nieder, wenn er im ersten Grad wüßte, was er im letzten erfahren wird, nämlich, daß nichts zu erfahren sey. — Lasset uns vom großen Sinn und Geiste der Welt nicht so verächtlich denken. Eine fortwährende, ewige Täuschung oder geflissentliche Verblendung ist sehr verächtlich und sinnlos.

6.

Also müssen wir unser künftiges Schicksal nicht wissen sollen, weil wir's nicht wissen können; weil dasselbe in seinem ganzen Umfange zu übersehen, unsern Kräften durchaus unangemessen ist und solche weit übersteiget. Mich dünkt, darinn liegt offenbar die Ursache.

7.

Was gehörte nämlich dazu, sein künftiges Schicksal also zu wissen, daß diese Wissenschaft ihren Namen verdiente, mithin uns als solche nützlich seyn könnte? Ungeheuer viel. Ich müßte mein ganzes Daseyn als den Grund meines Schicksals bis auf seine tiefsten Urgründe, alle meine Vorfahren hinauf kennen, um mir das Räthsel zu erklären: warum und wie ich mit solchen Kräften und Schwachheiten, Anlagen und Lücken, Trieben und Fehlern da bin? Ich müßte das ganze Universum von Umständen wissen, die auf jene gewirkt haben, die auf mich wirken und wie ein Briareus mit Millionen Armen, Fingern, Fü-

ßen und Fäden mein Schicksal bestimmen, lenken und leiten werden. Habe ich zu dieser Wissenschaft Kräfte? habe ich zu Erlangung derselben in meinem kurzen Leben Zeit? Ist dies überhaupt dazu eingerichtet? — Auf keine Weise. Nicht die Wissenschaft des Zukünftigen und die Spekulation über dasselbe ist die Lection meines Lebens, sondern der Gebrauch des Gegenwärtigen. Dazu habe ich Mittel und Kräfte. —

8.

Also weiß ich mein zukünftiges Schicksal nicht, weil ich es durchaus nicht wissen kann, weil mir, es in seinen Gründen und in seinem Umfange zu kennen, Organe, Mittel, Kräfte fehlen. Hätte ich die, warum sollte ich, bis in die tiefste Ewigkeit hinein, das Meisterwerk der ewigen Weisheit und Güte, ohne allen meinen Schaden, ja gewiß zu meinem höchsten Vortheil nicht wissen dürfen?

9.

Nur nenne man das keine Wissenschaft, wenn ich Resultate ohne Gründe, Folgen ohne Ursache, den Ausgang ohne Veranlassungen höre. Meistens mit einem solchen quid pro quo haben sich die Mährchen beschäftigt, die uns abschrecken sollten, von der Zukunft ja nichts erfahren zu wollen. Mährchen für Kinder! — Freilich, wenn mir ein Orakelspruch sagt, daß ich in der Steppe der Tatarn sterben werde, ohne mich zu unterrichten, wie ich die tatarische Steppe vermeiden könne, so

hat es mir nicht viel gesagt; es hat mich verwirret, statt mich zu belehren. Es war aber auch nicht Wissenschaft der Zukunft, die mir das Orakel hiemit gab, sondern ein abgebrochenes End-Resultat, ein Räthsel. Wer mir das Produkt einer langen mathematischen Berechnung ohne Gründe und Glieder derselben vorlegt, hat mir damit noch keine Wissenschaft des Satzes selbst gegeben.

10.

Nicht das hat die Astrologie verächtlich und lächerlich gemacht, daß sie sich mit der Wissenschaft der Zukunft beschäftigte; sondern daß sie sich mit ihr grundlos beschäftigte, daß sie Wissenschaft derselben in Combinationen suchte, wo sie nicht zu finden war. Ein Gleiches ist's mit der Chiromantie, Metoposcopie, mit Auspicien und Auguralkünsten. Man suchte Vorbedeutungen, wo keine seyn konnten, und hinterging die Gemüther durch eine falsche Wissenschaft, die man für eine wahre hielt oder ausgab.

11.

Müßte aber, weil diese falsch war, jede Voraussicht in die Zukunft unwahr, verwegen, schädlich und deßhalb verbannenswürdig seyn? Gewiß nicht. Die Zukunft ist eine Tochter der Gegenwart, wie diese der Vorzeit. Zwei Sätze liegen vor uns, um den dritten zu folgern. Wer jene beide recht verstehet, recht anschaut, und sodann aus ihnen richtig folgert, hat keinen übeln Gebrauch von seiner

Vernunft gemacht, die eben ja die Fähigkeit ist, den Zusammenhang der Dinge einzusehen, und wie Eins im Andern steckt, Eins durchs Andere wird, zu schließen oder zu errathen *).

12.

Und was ist Wissenschaft des Schicksals, sofern dies in unserem Gesichtskreise liegt, als Einsicht

---

*) Die deutsche Sprache mit allen ihren Schwestern hat ein sehr schickliches Wort, unsern Sinn für die Zukunft zu bezeichnen; Ahnen. Anda hieß im Gothischen ein Geist, ein wehender Hauch: (S. Ihre, Wachter, Scherz Glossarien) und es möge nun seyn, daß der Geist der Zukunft auf uns, oder unser Geist auf die Zukunft hinaus wirke, in beiden Fällen ist der Ausdruck angemessen und treffend. Wahrscheinlich sagte man zuerst als ein Impersonal mir ahnets! gleichsam eine halbleidende Wirkung zu bezeichnen, wie man sagt: mich verdrießt es, mich schaudert u. f. Aus diesem Ausdruck: meinem Geist, meinem Herzen ahnet Gutes oder Böses entstand die spätere active Formel: mein Geist ahnet die Zukunft. Beide Ausdrücke zeigen etwas Großes, Schweres, Dunkles an, das vor uns liegt, und wir mit einem hellen Blick nicht zu durchdringen, zu umfassen vermögen. Um so mäch-

in die Consequenz der Dinge, d. i. was, der Sache selbst und älteren Erfahrungen nach, jede Begebenheit mit sich bringe und hinter sich führe. Die Vernunft kann sich an nichts Wichtigerem nützlicher üben, als an diesem Verbinden und Trennen der Begebenheiten mit ihren Wirkungen und Folgen. Eine Fertigkeit hierinn macht den praktischen Verstand, ein tieferer durchdringender Blick macht jene höhere Klugheit ausgezeichneter Menschen,

---

tiger aber wirkt auf uns diese verworrene, vielumfassende Erkenntniß. — Dem Ahnen steht ein Wort von ganz anderem Sinn zur Seite Ahnden, d. i. zürnend verweisen, rächen und strafen. Es ist nicht zu läugnen, daß das letzte das erste beinahe verdrängt hat, und daß manche es fast für Ziererei halten, statt Ahndung, Ahnung zu gebrauchen; indessen ist dieses (Ahnung, Ahnen) in den meisten Dialekten uraltersher und in der gemeinen Sprache das wahre. Warum sollte man nicht also, bei so verschiedenem Sinn, auch die Worte bestimmt unterscheiden? wie man es gegen ein verwirrendes quid pro quo in mehreren Fällen gethan hat. Auch das für und vor war bei den Alten nicht unterschieden; man hat sich aber, weil es die Logik der Sprache fordert, über ihren Unterschied einverstanden; warum sollte man es nicht auch bei den Wörtern Ahnen (die Zukunft dunkel vorausempfinden) und Ahnden (rächend strafen) thun dürfen?

die, vom gemeinen Haufen oft verkannt und verspottet, desto ernster sich durch die That selbst in der unabwendbaren Folgezeit rächet. Thiere erwarten den folgenden, wie den heutigen Tag sinnlos; der leidenschaftliche Pöbel hängt schwer am jetzigen Augenblick und stößt in seinem Wahn den morgenden Tag mit Gewalt zurück, bloß weil er den eisernen Fuß desselben auf seinem Nacken noch nicht fühlet. Der Weise erwartet zwar ruhig den kommenden Tag, nicht aber ohne gewonnene Vorsicht, wie dieser Tag etwa seyn möchte.

13.

Hierinn besteht die ganze Haushaltung unseres Lebens. Wie Tages- und Jahreszeiten ketten sich unsere Lebenszeiten; ja sie erwachsen aus einander, bauen auf einander; jede findet ihren Grund in der andern. Daher so viele Lehren der Alten von dieser Voraussicht in die Zukunft, als einer Erzieherin und Fortleiterin durch's Menschenleben, jedoch mit der weisen Beschränkung, nie zu viel, nie zu früh, nie etwas wissen zu wollen, was für uns nicht gehöret.

14.

Und hiermit treffen wir auf das Pünktchen der Wage. Thöricht ist's, sich um das zu bekümmern, was wir nicht wissen können; träge und verdrossen wäre es, sich um das nicht bekümmern zu wollen, was uns von der Zukunft zu wis-

sen **noth ist**, was sich von ihr mit der Gegenwart aus der Vergangenheit uns gleichsam aufdringet, was wir uns selbst nur mühsam verhehlen. **Unser innerer Sinn**, sagten die Griechen, **spricht mit den Göttern, und ist Weissager der Zukunft. Recht und bescheiden auch von künftigen Dingen zu urtheilen**, hielten sie für die schönste Gabe der Himmlischen, die sterblichen Menschen zu Theil werden könne, und stellten beide Abweichungen, den zu kühnen Vorblick sowohl, als den zu trägen Gang der Menschen auf ihrem Wege, in das gehörige Licht *).

15.

Sehr belehrend hierüber ist das **Theater der Griechen**, eine Schule der Weisheit über die Wissenschaft und Dunkelheit des Schicksals. Mächtig ist die Schickung und unentweichlich: eine heilige Nothwendigkeit, der man gehorchen muß, die auch dem obersten Gott gebietet. Ganz unschuldig aber leidet unter ihr niemand. Wo auf Jemanden eine Schuld ruhet, da wüthet er gegen das Schicksal und, indem er ihm entgehen will, reißt verblendet er es

---

*) Θεος εστι τοις χρηστοις αει
Ο νους αρ' ως εοικε τοις σοφωτατοις.
— Τους θεους εχων τις αν
Φιλους αριστην μαντικην εχοι δομοις. u. a.

zu sich hernieder. Sowohl der zu weit sehen will, als der sich verhärtet, das was vor ihm liegt, nicht sehen zu wollen, ist sein und der Götter Feind. Sie warnen, ehe sie strafen. Jeder trägt in sich geschrieben seine Bestimmung. So sprach, dies zeigte das griechische Theater.

16.

Und so ist es. Wir tragen die Nemesis in uns. Jeder weiß, was er aus seinem vorigen Leben für Schuld und Vernachlässigung auf sich geladen, was er zu büßen, zu vergüten, einzuholen, zu tilgen, oft nur mit seinem Untergange zu tilgen habe. Die Last der Zukunft liegt unabwendbar auf ihm. — — Ein Grieche z. E. würde es für eine vom Schicksal selbst gesandte Verblendung gehalten haben, wenn ein Zeitalter die Fehler, die Laster, die Gräul nicht sieht und sehen will, die auf einer Verfassung, auf einem Geschlecht, auf einem Zustande von Sitten und Charakteren, als eine der Zukunft zu verrechnende Schuldenlast drückend liegen. Der Schuldherr kommt, er kommt gewiß, ein unerbittlicher Forderer und strenger Vergelter. — — Auch, glaube ich, müsse eine Zeit erscheinen, da diese Gesetze des politisch-moralischen Rechts und Unrechts dem Menschenverstande so licht und klar vorliegen, als die Gesetze des physischen Drucks und Gegendrucks oder der natürlichen Schwere. Es muß eine Zeit kommen, da es eine Wissenschaft der Zukunft wie der Vergangenheit gibt, da kraft dieser Wissenschaft

die edelsten Menschen so gut für die Nachwelt als für sich rechnen: denn Eins wird durch das Andere gestraft und belohnet. Aus der Astrologie und Chiromantie wird sich diese Wissenschaft der Zukunft nicht herschreiben; sie hat schon ihren Namen, Physiokratie im reinsten, höchsten Verstande, Ethomantie der Menschheit, die große Nemesis der Zeiten, die in den Busen blickt und das Rad wendet *). —

17.

Die Anwendung dieser Sätze auf unser Schicksal nach dem Tode ist leicht und treffend. Auch hier gibt es einen Theil der Zukunft, um welchen Niemand sich bekümmern darf und soll, weil er durchaus seine Fassungskraft übersteigt und außer seinem Gesichtskreise lieget; ich meyne die physische Welt, die unsern Zustand nach dem Tode ausmacht oder bereitet. Es gibt aber auch eine andere Wissenschaft der Zukunft, der Niemand entfliehen darf und soll; es ist die Gerechtigkeit, die ernste und dankbare Wiedervergeltung, die uns am Ende der Laufbahn erwartet, und die, (wir wollen oder nicht), uns fortbegleitet.

---

*) Physiokratie heißt Kenntniß der Gesetze der Natur und ihrer Haushaltung: Ethomantie heißt Voraussehen der Zukunft aus Sitten und Handlungen: Nemesis, die Göttin, die allen Uebermuth bemerkt und ihn ahndet.

18.

Wer im mindesten auf die Veranstaltungen gemerkt hat, mit denen die Natur in diesem Leben ein werdendes Geschöpf ins Leben fordert, und es darinn empfängt, würde sich für den ärgsten Thoren halten, wenn er auf die Veranstaltungen der Natur zum Empfang in ein anderes Leben nur rathen wollte. Hätte ein Mensch die Naturgesetze der Erzeugung, Geburt und Fortpflanzung der Wesen von der Pflanze an bis zum Menschen hinauf nicht vor sich und sollte sie a priori errathen; welches Gesetz würde er errathen? Würde ihm der von der Natur genommene Gang nicht vielmehr unglaublich scheinen? Und doch ist in der physischen Natur dies der merkbarste aller Triebe, auf den alles angelegt ist, dem alles dienet; denn eben Er ist's, der das Kreisrad der Schöpfung im Gange erhält und die Welt vor dem Tode bewahret. In's Reich der inneren Kräfte, ins eigentliche Dispensatorium des Lebens zu dringen ist keinem Sterblichen gelungen; es wird ihm auch nie gelingen, da die Schranken unserer Organe uns deutlich vorstehn. — Wie thöricht-verlohren wäre also jeder Gedanke, der die Geburt der Seelen in eine andere Welt auch nur traumweise beschreiben wollte! Die scharfsinnigsten Köpfe, die sich hiermit abgaben, auf wie kindische Einbildungen sind sie gerathen! Der uns ungefragt hieher gebracht und für das Werden in diese Welt einen so unerwarteten Plan ersonnen hat, wird uns auch in eine andere Welt hinüber zu fördern wissen, wenn er unser bedarf.

Was

Was wissen wir? Das uns empfangende Medium kann bereit seyn, sobald sich unser Auge schließt, und die Kräfte der Natur sind sich allenthalben allgenugsam. — Wir dürfen für sie nicht messen und zählen.

19.

Aber, wie wir hinübergehen? die Nemesis in unserm Herzen, die mit uns geht, sie stellet die Frage. Denn wenn Bewußtseyn nicht mit uns gienge, so lohnte es der Frage gar nicht; wir hätten sodann das Schicksal des zersplitterten Steins, der verweheten Asche. Wenn also vom zukünftigen Leben geredet werden soll, müssen wirs als Fortleitung und Resultat, als die umgekehrte Blattseite dieses Lebens betrachten; und so kann es wohl nicht gleichgültig seyn, was wir hier in unser Buch schrieben? welchen lebensschwangeren Keim der Zukunft wir mit uns nehmen? In einem Augenblick zu einer entgegengesetzten Natur verändert zu werden, kann niemand erwarten.

20.

Also nehmen wir, wenn sich der Faden fortspinnet, uns wie wir sind hinüber, und der Einschlag der Zukunft geschieht in und nach dem Gewebe, das wir mit uns brachten.

21.

Mithin schuldlos und heiter von dannen zu gehen, keinen Ankläger und Rächer im Busen mit sich

zu tragen, müßte jedes Vernünftigen Wunsch und Bestreben seyn, gesetzt sogar, daß er sich mit seinem Bestreben täuschte. Er ist nicht getäuscht; er hat den höchsten Wunsch erreicht, der in seiner Laufbahn zu erreichen war; er steht mit heiterem Blick und Zurückblick als Sieger ruhig am Ziele.

22.

Glaube eines zukünftigen Lebens ist also der Menschheit nothwendig, ja ich möchte sagen, natürlich. Nothwendig, damit sie nicht unter sich sinke, und in Verzweiflung oder in Gräueln, die selbst die ärgste Verzweiflung sind, ärger als ein Thier werde. Wir haben in unserer Zeit den schauderhaften Anblick erlebt, da Menschen im Taumel wüthender Leidenschaften zu dem brutalen Evangelium die Zuflucht nahmen, daß, aus dem Nichts gekommen, sie jetzt, mit Blut und Schande bedeckt, ins Nichts zurückeilten. Nach allen Ungerechtigkeiten und Qualen, die sie ihren Mitbürgern zugefügt hatten, ließen sie ihnen nichts als einen schändlichen Leichnam. — Bey diesen Auftritten hat, dünkt mich, selbst der Ungläubige einsehen gelernt, wie nothwendig dem Menschengeschlecht Glaube an eine fortgehende Zukunft sey, selbst sogar den Fall gesetzt, daß diese nicht vorhanden wäre.

23.

Und daß sie nicht vorhanden sey, ist dem Menschen nicht nur unerweislich, sondern fast undenkbar. Es ist ihm natürlich, sich fortzudenken in seinen Wirkungen und Kräften. Die

Vorstellung, daß alles an ihm, wie sein Körper, von Würmern zernagt oder ins Wüste versplittert werde, ist ein Ungedanke, der uns die ganze Schöpfung zu einem unzusammenhangenden Traume macht, indem er ihr die schönste Haltung, die auf Gesetzen der Geisterwelt, in fortdenkenden, gütig wirkenden Wesen beruht, raubet. Dies lebendige Fortwirken ist dem Menschen ein so natürlicher Glaube, daß auch die rohesten Völker an ihm, als an einem Naturglauben, hiengen, und ihn sich, jedes auf seine Weise, zu seiner Selbstbefriedigung ausbildeten und ausschmückten. Ein freches System der Vernichtung im Tode ist nur für Wüstlinge, Räuber und Mörder, die auf's eigentlichste in den Tag hinein leben, eine erwünschte Predigt.

24.

Ich weiß wohl, daß das Bekümmern um die Ewigkeit hie und da viel Schaden gebracht hat; warum aber ward es schädlich? Weil es außer der Regel geschah, die uns Vernunft und die Sache selbst vorzeichnen. Die Gerechtigkeit, die große Consequenz der Dinge auch im letzten Augenblick ist diese Regel; wer sie wegdrängt oder ihr Richtmaas menschlicher Handlungen krümmet, kann und wird die beste Sache am frechsten mißbrauchen.

25.

Wenn man Einerseits in bildlichen Träumereyen

jenseits des Grabes sich verlor und darüber den Gebrauch dieses Lebens vergaß, durch welchen man sich doch allein den Gebrauch einer Folgezukunft verschaffen konnte: so zerbrach man offenbar der großen Consequenz Richtmaas. Man setzte den Kegel auf den Kopf und wollte erndten, statt daß man säen sollte, um einst zu ernden. Nicht Wissenschaft war dies, sondern hohle Träumerey und ein thörichtes Vorausnehmen der Zukunft. —

26.

Wenn anderseits der Glaube eines zukünftigen Lebens sogar schändlich gemißbraucht ward, indem man die unerbittliche Gerechtigkeit zu bestechen suchte, dem Verbrecher am Rande seines Lebens Schenkungen abdrang oder andere elende Versöhnungsmittel anpries, den Unglücklichen hingegen unter der unverschuldeten Last dieses Lebens erliegen ließ, mit dem Trost: „dort leidest du nicht mehr! dulde nur noch etwas unter der Hyäne Zähnen! es ist bald vorüber! Aber die Hyäne geht dir auch dort vor. Sie hat geschenket!" — so erschrickt jeder Rechtschaffene vor solcher schändlichen Anwendung. — Was überhaupt bliebe heilig, wenn Vernunft und Moral einmal verletzt sind, und man ihre Regel selbst im letzten entscheidenden Augenblick zu verkehren sich nicht erblödet?

27.

Gegen die Religion selbst laßt uns dieser schändlichen Mißbräuche wegen keinen Groll hegen; sie

verdammet solche als Mißbräuche, und stellet die Gerechtigkeit selbst an's Grab hin als Glauben.

28.

Glaube muß die Hoffnung der Fortdauer nach dem Tode allein bleiben; demonstrirte Wissenschaft kann sie nie werden. Glaube ist ihr Maas, mit welchem sie auch am froheſten, am unschädlichsten wirket. Hat es nicht Thoren gegeben, die, weil sie über den hoffenden Glauben hinausschritten und eine philosophisch-demonstrirte Gewißheit dieser Lehre zu haben vorgaben, die Bürde dieses Lebens selbst abwarfen, und sich damit dem Genuß dessen, was sie sich hier erst standhaft erwerben sollten, selbst entnahmen? Glaube ist's, was für das Volk gehöret; und im ruhigen sowohl als wirksamen Genuß des Lebens, ja im letzten Augenblick sollen wir alle Volk seyn, und uns nicht mit Grübeleyen plagen. Haben wir zu überlegen nicht Zeit genug gehabt? Wollten wir, junge Catonen, das Büchlein in der Hand, erst in der letzten Stunde anfangen zu überlegen? Lebe jeder, wie er soll; im Tode überlasse er sich zutrauend der Vorsehung, die ihn hieher gebracht und so manche Anstalt auf ihn vorbereitet hatte; sie wird diese auch dort getroffen haben und ihn sicheren Schrittes leiten. Dem mit Schwären überdeckten Verbrecher aber reiche man keine falsche Pflaster; wo möglich, gehe er vor den Augen der ganzen Welt als ein Verbrecher hinüber. Sein innerstes Bewußtseyn in diesem Augenblick zum

Kuppler zu machen, ist Hochverrath gegen die Menschheit.

29.

Ohne Religion kann die Menschheit nicht seyn. Schon das Unendliche, das uns vor- und rückwärts umgiebt, das wir mit Gedanken so wenig als mit unsern Händen umfassen können, und in welchem wir doch allenthalben Gesetze und eine Organisation wahrnehmen, die uns in das süsseste Erstaunen setzt, — schon dies Unendliche, Weise, Gütige gebeut uns Religion, d. i. Verehrung, Scheu, Dank und Zutrauen zu dem großen Unnennbaren, der diese Organisationen bildete, diese Gesetze fest stellte. Die Regel des Rechts in unserer Brust schließet uns noch fester an ihn; denn sie ist seine, sie ist des moralischen Weltalls Regel. Der Gedanke endlich, daß wir ganz, wie wir sind, ihm angehören, ewig angehören, und daß, was er uns jetzt seyn ließ, wahrscheinlich nur ein Unterpfand dessen sey, was wir fortgehend unter seiner Führung seyn können und seyn werden, dieser zutrauende Glaube macht uns von seiner Huld gleichsam unabtrennlich. Lieber also glauben, als wissen! Da wir sehen, daß und warum wir eine Unendlichkeit, die vor uns liegt, nicht übersehen können; so wollen wir, rechtschaffen strebend, mit Liebe zutrauend fortgehen und glauben.

30.

Der christlichen Religion endlich, wie ihr Stif-

ter sie lehrte, sollte hierbey gar kein Vorwurf gemacht werden; sie beschäftigt sich am wenigsten mit Träumereyen und Bekümmernissen über den Zustand nach dem Tode. Vielmehr stellt sie uns hier auf Erden einen großen Bau vor Augen, an welchem alle Zeitalter hindurch gearbeitet werden soll, bis der wiederkommt, der den Lohn austheilet. Wer an diesem moralischen Bau der Menschheit thätigen Antheil nimmt, hat etwas anders zu thun, als über die Ewigkeit zu träumen.

3.

Anhang.

Noch einige Worte über Wissen, Ahnen, Wünschen, Hoffen und Glauben der Zukunft.

1. Wissenschaft der Zukunft schließt einen klar übersehenden Zusammenhang von Ursachen und Folgen, von Wirkungen und Erfolgen in sich; sie ist also, auch in einem von Menschen übersehbaren Kreise nur wenigen gegeben. Diese wenigen genießen sie, prahlen selten damit; sind aber durch sie auch im Unfall froh und handeln sehr behutsam, sehr sicher. Eine solche Wissenschaft sollte man hervorzutreten nicht abschrecken, sondern auf alle Weise aufmuntern. Sollen über allgemeine Begebenheiten der Natur allein die Raben schreyen? warum soll nicht auch der weissagende Schwan des Apolls seine Stimme erheben und ein Lied singen von dem, was seyn wird, weil das Jetzige so ist und das Vorige so war. Entweder ist all unser Studium der Geschichte, Statistik und Philosophie nichts; oder es giebt eine solche Wissenschaft

der nächsten und einer fernern Zukunft, so weit sie uns angeht. Mag der große Haufe sie verachten, mögen leidenschaftliche Menschen über sie wegspringen, Genien über sie hinfliegen; für denkende, ruhige Seelen ist sie wenigstens ein Witterungskalender, eine Philosophie der wandelbaren Naturerscheinungen, der Meteore. Aus ältern, mittleren und neueren Zeiten ließe sich eine schöne Anzahl Prophezeihungen dieser Art sammlen, die den Geist wecken und sein Urtheil über die Gegenwart schärfen. Wir wollen nicht mit dem Dichter wünschen.

— Ueber das Schicksal
Ihrer Zukunft sey durchaus der Menschen Gemüth blind,
Daß den Fürchtenden doch noch Hoffnung bleibe — *)

denn die Hoffnung, die aus Gründen erwächst, ist allein eine sichere Hoffnung. Daß aber die bodenlose Erwartung so wie ungegründete Furcht aus den Gemüthern der Menschen verscheucht werde, gereicht zu ihrem größesten Vortheil. So lange sie den Zusammenhang der Dinge

leges et foedera rerum

kennen lernen zu wollen nicht geneigt sind, schaltet durch ihre eigene Schuld das Schicksal mit ihnen,

---

*) Sit coeca futuri
Mens hominum fati; liceat sperare timenti.
Lucan II. 14. 15.

wie mit Thieren. — Nur Gründe muß eine solche Wissenschaft vorlegen, keine Orakelsprüche und Räthsel; damit jeder die Gründe untersuche und die daher gezogenen Schlüsse prüfe.

2. Ahnung der Zukunft ist ein dunkles Gefühl; und je dunkler es ist, oft um so mächtiger so stärker. Zuweilen ist's eine Krankheit: alsdann wird der Arzt so wenig als der Philosoph, Freund und Beichtvater dies Symptom eines kranken Gemüths verachten; vielmehr wird jeder in seiner Art den lehrreichen Wink solcher Ahnung als eines Selbstbekenntnisses, zur Heilung des Kranken gebrauchen. Sie werden darin wie in einem Traumbuch, wenn nicht die Zukunft, so die verhüllete Gegenwart und Vergangenheit des Leidenden lesen. — Sonst aber ist's eines Jeden Pflicht Ahnungen, die ihm aufstoßen oder die ihn stille begleiten, anzuhalten, zu befragen und wo möglich in helle Gedanken zu verwandeln. Oefter, als man denkt, ist dieses möglich, indem meistens nur unsere Schläfrigkeit daran schuld ist, daß wir träumend ahnen, statt wachend vorauszusehen, ja an dem dunkeln Vorempfinden sogar ein Vergnügen finden. Thiere leitet der Trieb, und auch den Menschen leitet er da, wo er nur Thier seyn darf. Wo er als Mensch handeln soll, wird sich die warnende oder aufmunternde Ahnung ihm in eine hellere Stimme verwandeln, sobald er sein eignes Gemüth zu fragen weiß. Statt coeca futuri könnten wir sagen: hominum mens plena futuri; es schlafen in uns weissagende Kräfte und Geister.

3. Wünsche, sagt man, fliegen in die Luft, oft gar in den Mond; wenn sie indeß reife Früchte unserer Erfahrungen sind, warum sollten sie nicht auch auf unserer Erde zuweilen ein ihnen gedeihliches gutes Land finden? Ein bescheidenes Gemüth wünscht wenig; seiner eigenen Ruhe wegen beschneidet es der fernhin flatternden Phantasie die Flügel, und mag nicht gern außer sich selbst wohnen. Die Wünsche aber, die es in dieser ruhigen Einsamkeit erwärmend ausbrütet, werden um so gewissere, erfreulichere Boten der Zukunft. Alle wissen wir: „Eine Schwalbe führet den Sommer nicht herbey;" aber es kommen mehrere Schwalben, die Nachtigall kommt — o kein Wunsch, keine Schaar von Wünschen verständiger edler Gemüther war je ganz verloren! Sie laden die Zukunft ein, sie zwingen sie sanft herbey, sie wallen ihr fröhlich entgegen. Es giebt gewisse edlere Seelen, die nur wünschen sollten; der Dämon der Zukunft steht unsichtbar da, ihre Wünsche in sein Buch einzuzeichnen und zu seiner Zeit zu gewähren. Was schadet's, daß sie selbst sodann ihres erfüllten Wunsches nicht mit genießen? sie genossen ihn wünschend; ihre schöne Seele ist im Buch des Genius mit eingezeichnet.

4. Hoffnungen sind meistens reich ausstaffirte Bräute der Zukunft; die Braut selbst aber legt gern ihren entbehrlichen Schmuck ab und ist im leichteren Hausgewande munter geschäftig. Es ist unläugbar, daß wir mittelst süßer Hoffnungen das Leben hindurch gelockt und gewissermaaßen getäuscht

werden: denn selten giebt die Wirklichkeit das ganz und rein und lange, was die Mahlerin Hoffnung sich vorspiegelte. Der Kreis unserer Ideen fordert dies, und die Natur konnte nicht anders. Hoffend umfassen wir das ganze Bild der Zukunft; Tage, Monate, Jahre trennen es, lösen es rasch oder leise von einander; da entflieht der Zauber. Hoffend bereiteten wir die Speise nur für uns selbst, ganz nach unserem Gaum; es giebt aber auch andere, die mitessen und mitbereiten, nach ihrem Gaume. Hoffend genossen wir auf einmal Jahre, Zeiten, Ewigkeiten, ein ganzes Daseyn; die Zukunft führt uns durch diese Scenen langsam hindurch, und kann auf einmal nicht alles geben, damit sie noch etwas zu geben habe. Selbst, glaube ich, das ewige Leben wird nur stufenweise genossen werden, nicht so auf einmal, wie es sich z. B. zu seiner Anfeurung und Erhebung der sterbende Märtyrer dachte. Ihm war diese umfassende Vorstellung nothwendig und gut; man kann sie auch keinen Trug nennen, wenn sie sich, zwar nicht auf Einmal, aber doch allmählig realisirt. So mit allen Hoffnungen. Sie geben den vollen Akkord an, damit er sich nachher breche und in unerwartet sanfte Gänge der Melodie auflöse. Ich bin also nicht der Meynung jener Philosophen, die die Hoffnung aus der Welt verbannt wissen wollten; der Einrichtung unserer Natur nach ist sie uns eine unentbehrliche Leiterin durch's Leben, und gewiß giebt's Menschen, die sagen können, daß sie nie ganz vergebens gehoffet haben: dies müßte eigentlich nur der Thor sagen. Nur lasse man sich's gefallen, daß uns die Rechnung nicht im=

mer in ganzen Stücken und auf einmal, sondern abschläglich und auch in Münze bezahlt werde. Die Zinsen der Verzögerung kommen dabey gewiß in Anschlag.

5. Glaube endlich ist weder Wissen, noch Ahnen, weder ein bloßes Hoffen noch Wünschen; er ist eine stille Zuversicht des Unsichtbaren nach dem Maasstabe des Sichtbaren; nach der Analogie des Gegenwärtigen und Vergangenen ein Ergreifen der Zukunft. — Glaube ist ein Resultat unserer Erfahrungen, sie alle gleichsam und den ganzen Lauf der Dinge in Eine Formel gebracht und dem Gemüth einverleibet. So bauen wir auf die Natur, trauen ihr nicht zu, daß sie uns betrüge und handeln in diesem Glauben. So trauen wir unsern Sinnen und der belebten Natur, sofern sie innere Kräfte äußert; so den Zügen des Gesichts, der Rede des Menschen. Niemanden ist dabey untersagt, in einzelnen Fällen zu untersuchen, zu prüfen, zu zweifeln; den ganzen Glauben an die Zuverlässigkeit der in allen ihren Wirkungen wahren, in der ganzen Folge ihrer Wirkungen consequenten Natur hebt dieser Zweifel nicht auf, vielmehr befestigt er ihn und sichert jene Wahrheit, auf die wir ganz truglos gern fortbauen möchten. Niemand also sollte das Wort glauben blind verschwärzen und verläumden, da Glaube die Basis aller unserer Urtheile, unseres Erkennens, Handelns und Genießens ist; im Namen der Welt sollte man sich freuen, daß es einen sichern, festen Glauben an die Natur und

an die Consequenz der Dinge gebe. Auch das geistige Leben eines Menschen gewähret eine solche stille Gewißheit, in der man, selbst über das Grab hinaus, ruhig hinsiehet, und die ewigen Kräfte nicht in diesen engen Zeitraum, die ewige Wage des Rechts und Unrechts nicht von der engen Sphäre unserer Sichtbarkeit umschlossen glaubet.

IV.

Ueber die

menschliche Unsterblichkeit.

Aus der vierten Sammlung zerstreuter Blätter, 1792.

„Alle Blumen der Dichtkunst hast du gebrochen, so sagt ein französisches Epigramm zu einem französischen Dichter, nur die Unsterbliche nicht.“ Wir wissen nämlich, daß im Französischen eine Blume wirklich die Unsterbliche heißt.

Nicht eben so leicht ist es zu wissen, wo die Unsterbliche blüht, und wie sie von ihren täuschenden Schwestern sich unterscheide. Es giebt mancherley Immortalitäten, und die vielfachen Sinne der Menschen suchen sie auf verschiedenen Wegen.

Von der Unsterblichkeit des Geistes oder der Seele reden wir hier nicht; sie ist eine Blüthe der Hoffnung, ein Same der Ahnung, der in unser aller Herzen liegt, und den die Phantasie, oder das moralische Urtheil, oder das innerste Gemüth der Menschen auf mancherley Weise erzogen hat; nicht aber ist sie ein Werk des Wissens oder der noch kältern Erfahrung.

Es giebt eine andere Unsterblichkeit des Namens und Nachruhms, die ich die historische und dichterische, oder die Kunstunsterb-

lichkeit nennen möchte. Sie scheint von großem Reiz. Edle, jugendliche Seelen opfern gern vor ihrem Altar; manche leidenschaftliche Menschen haben sie gar zum Einzigen Ziel ihrer Gedanken gewählt und, so zu sagen, in ihr gelebet. In den Jugendzeiten der Welt nämlich, war allerdings auch der süße Traum erlaubt, mit seinem Namen, in seiner Person und Gestalt auf die Nachwelt überzugehen, und ein leibhafter Gott zu werden. Der enge Kreis der Empfindungen und Begriffe, in welchem damals die Menschen lebten, das Band einer blühenden und ewigen Sprache, das die verschiedenen Stämme Einer gemeinschaftlichen Abkunft mit einander verknüpfte, der Name Vaterland, der in Hellas und Rom die Gemüther an einander band, und dort die öffentlichen Spiele, ja alle Plätze des heiligen Landes, hier die Hauptstadt der Welt und was zu ihr gehörte, gleichsam zum ewigen Schauplatz und Tempel der Unsterblichkeit weihte; vor allem aber die Gaben der Musen, die damals noch unter den Menschen wandelten, und das Gefühl eines ganzen Volks zu einer Theilnehmung am Ruhm und der Unsterblichkeit ihrer Mitgenossen stimmten: dies alles konnte die Seelen der Mächtigsten, Würdigsten, Weisesten, Schönsten, gleichsam in ein höheres Element erheben, daß sie, mit Göttern und Heroen umgeben, sich auch ihrem Namen, ihrer Gestalt nach, gleichsam leibhaftig in der Zahl derselben fühlten, und die Schale der Unsterblichkeit schon bey Leibesleben tranken. Ohne dies Gefühl wären die Künste und Gesänge Griechenlands und Roms nie so geehrt, geliebt, gesucht worden; ohne dasselbe hätte kein Homer und Pindar, kein Flaccus und Maro

gedichtet, kein Apelles gemahlt, kein Phidias und Polyklet gebildet. Mit Thränen beneidete Alexander den glücklichen Achill, daß ihm die Götter zu seinem Verewiger einen Homer geschenkt hätten; und auch Tyrannen schonten des Mundes der Nachwelt, der Weisen und Dichter, damit sie durch sie nicht in der schlimmsten Gestalt andern Völkern und der Nachkommenschaft erschienen.

Exegi monumentum aere perennius
Regalique situ pyramidum altius:
Quod nec imber edax aut aquilo impotens,
Possit diruere, aut innumerabilis
Annorum series et fuga temporum.
Non omnis moriar; multaque pars mei
Vitabit Libitinam; usque ego postera
Crescam laude recens, dum Capitolium
Scandet cum tacita virgine pontifex.

so singt ein römischer Dichter selbst und verheißet in mehreren Oden sich und seinen Freunden einen unsterblichen Nachruhm *). Auch haben die Götter dem, was in diesem Streben nach Unsterblichkeit wirklich Ewiges war, ihren Beystand nicht versagen können: die Helden Pindars und Homers, die Mächtigen und Weisen Griechenlands und Roms leben Eines Theils noch in Bildsäulen, Brustbildern, Aufschriften und Gedichten; Kunst und Geschichte halten vereinigt den unverwelklichen Kranz des An-

*) Horat. L. II. 20. III. 30. IV. 8. 9.

denkens über ihren Häuptern. Horaz hat sein Capitolium überlebet; der venusinische Schwan durchfliegt alle gebildete Völker.

Wie aber, wenn dies der einzige Weg zur Unsterblichkeit, oder die einzige Art einer ewigen Fortdauer wäre, wie wäre es mit uns bestellt? mit uns, die sodann ein paar Jahrtausende zu spät gekommen wären, um mit der Jugend der Welt ihre frischen Morgenkränze zu theilen. Hinter zehn Helden und Dichtern zu seyn, ist schon ein geringerer Platz: die Namen der Menschen, wenn sie hergezählt werden müssen, werden so bald verwechselt, so blöde unterschieden; die Personen, die solche bedeuten, stehen so oft verunstaltet und verkannt da, daß in dem großen Labyrinthe der Zeiten, in welchem oft das Schlechteste neben dem Besten gepriesen wird, das wahre Verdienst sich zu verlieren scheint. Die Tafel der Muse ist beschrieben, fast mehr beschrieben, als das Gedächtniß der Menschen davon fassen kann; was am Rande hinzugethan wird, können nur kleine Buchstaben seyn, oft schwer zu lesen und von zweifelhafter Bedeutung. Der Mund der Fama hat seinen Credit verloren; das Lob der Kunst, Dichtkunst, ja selbst der Geschichte hie und da nicht minder. Die Sprachen der Völker sind zertheilt, und wer kann sich eine Stimme geben, die von den Säulen Herkules bis zum Indus reiche? Das Feld der Geschichte, auch der Verdienste und Kenntnisse selbst, ist zu groß geworden; dagegen die Aufmerksamkeit der Menschen in ihrem Innern geschwächt, die Theilnahme derselben an einem einzelnen Gegenstande, Geschäft oder Lande, dergestalt verwittert,

daß es dem fremden Leser schon Mühe kostet, seinen engen Horizont nur zu erweitern, sich in eine fremde Noth, in ein fremdes Verdienst, in einen fremden Charakter nur einzulassen und zu finden. Ein gemeinschaftliches politisches Vaterland haben die Völker Europens gar nicht mehr; die wenigsten haben es innerhalb ihrer eigenen Grenzen. Friederich der Große, der einen Alexander und Cäsar in Manchem weit übertrifft, und dem die Götter selbst in seine Gesichtszüge das Gepräge der Unsterblichkeit drückten, wird schwerlich je so allgemein-, so klassischberühmt werden, als Alexander und Cäsar es sind und waren; er stehet, der Zeit nach, hinter zu vielen andern, und muß mit ihnen allen den Wettlauf nach dem Kranze des Ruhms wagen. Und wo stehet das Ziel dieses Wettlaufs? Welche Hellenodiken theilen den Kranz aus? Den Augur an der Tiber wird niemand dafür erkennen; in seinen theuren Himmel will niemand Rechtliches mehr. Ueberdem ist auch kein Kalender voll, seine Altäre sind besetzt und die Litaney der Heiligen überhaupt ist eine schlechte pindarische Ode. Die Heroen der alten Welt, die Götter Griechenlands und Roms sind gefallen; Jahrhunderte haben sich bemüht, die Mittel der Unsterblichkeit zu vernichten, die Wege dahin zu verschwemmen, den Hügel, auf welchem sie blüht, den Menschen ungangbar zu machen und sie dafür mit dem alltäglichen Loose eines Tantalus, Ixion oder Sisyphus zu beschenken.

Facilis descensus Averni:
Noctes atque dies patet atri janua Ditis,
Sed revocare gradum, superasque evadere ad auras,

Hoc opus, hic labor est. Pauci, quos aequus amavit
Jupiter aut ardens evexit ad aethera virtus,
Dis geniti, potuere.

* * *

Sollte es nicht eine andere Unsterblichkeit geben, die uns nicht geraubt werden kann, ja auf die uns eben jene der Kunst, Geschichte und Dichtkunst als ein jugendlicher Traum selbst hinweiset? Es wäre sonderbar, daß, was seiner Natur nach wahrhaft unsterblich ist, uns von Zeiten, Menschen und Schicksalen geraubt werden könnte; die Götter selbst können es nicht rauben.

Unsterblich nämlich, und allein unsterblich ist, was in der Natur und Bestimmung des Menschengeschlechts, in seiner fortgehenden Thätigkeit, im unverrückten Gange desselben zu seinem Ziel, der möglichstbesten Ausarbeitung seiner Form, wesentlich liegt; was also seiner Natur nach fortdauren, auch unterdrückt immer wiederkommen, und durch die fortgesetzte, vermehrte Thätigkeit der Menschen immer mehr Umfang, Haltung und Wirksamkeit erlangen muß; das rein-Wahre, Gute und Schöne. Aus diesem Samen sind Göttergestalten hervorgegangen, Heroen und Wohlthäter der Menschheit entsprossen und entsprießen noch; sie haben auch auf uns gewirkt; wir haben Beruf und Macht, in

ihrem Werk fortzuwirken und dadurch den schönsten und edelsten Theil unserer selbst, in unserm Geschlecht zu verewigen. Es sey mir vergönnt, diesen Gedanken, der keine Poesie, sondern die schlichteste Wahrheit ist, mit Wenigem zu entwickeln. Ich bin gewiß, daß in jedem edlen Gemüth, das mich höret, sich auch ein Land der Unsterblichkeit aufthun werde, indem jedem sein Herz saget: hier wohnt wahre menschliche Unsterblichkeit, hier oder nirgend. Außer ihr ist Schatten und Orkus.

Das Edelste, was wir besitzen, haben wir nicht von uns selbst; unser Verstand mit seinen Kräften, die Form, in welcher wir denken, handeln und sind, ist auf uns gleichsam herabgeerbet. Wir denken in einer Sprache, die unsere Vorfahren erfanden, in einer Gedankenweise, an der so viele Geister bildeten und formten, zu der auch in andern Sprachen die schönsten Genien des Menschengeschlechts beytrugen, und uns damit den edelsten Theil ihres Daseyns, ihr innerstes Gemüth, ihre erworbenen Gedankenschätze huldreich vermachten. Täglich genießen und gebrauchen wir tausend Erfindungen, die aus alten Zeiten, ja zum Theil von den fernsten Gegenden der Erde zu uns gekommen sind, und ohne die wir ein freudenloses, dürftiges Leben führen müßten. Maximen und Sitten sind auf uns geerbt, die nicht nur das Gesetz der Natur, das dunkel in uns liegt, erhellen, sondern uns auch erwärmen und Kraft geben, uns über Bedrückniß und Gewohnheit hinaufzuschwingen, Vorurtheile abzuschütteln, und indem wir andere Gemüther von demselben Lichte des Wahren, Guten und Schönen

durchdrungen fühlen, uns mit ihnen in Freundschaft und Thätigkeit weit inniger zu vereinigen, als geist- und sinnlose Körper sich je vereinigen könnten. Diese Kette von Wirkungen ist zu uns gelangt, sie hat uns umfaßt und umschlungen; wider Willen müssen wir an ihr halten und im Guten oder Bösen, thätig oder hindernd, auf Welt und Nachwelt fortwirken. Dies ist das unsichtbare, verborgene Medium, das Geister durch Gedanken, Herzen durch Neigungen und Triebe, die Sinne durch Eindrücke und Formen, bürgerliche Gesellschaften durch Gesetze und Anstalten, Geschlechter durch Beyspiele, Lebensweise und Erziehung, Liebende durch Liebe, Freunde durch harmonische Freundschaft knüpft, also daß wir in diesem bindenden Medium auf die Unsern, auf andere, auf die Nachkommenschaft wirken müssen und fortwirken werden. Dies ist das Innere der wahren menschlichen Unsterblichkeit, jedes äußere Bild von ihr, ist nur ihr Name, ihre Bezeichnung.

Lassen Sie uns, um dies inne zu werden, nur an die lebendigsten Augenblicke unseres Lebens, insonderheit unserer Kindheit und Jugend gedenken; giengen wir nicht, da wir sie genossen, stets aus uns heraus, und theilten uns mit? oder wir empfiengen vom andern, fühlten sie in uns, uns in ihnen. Da vergaßen wir unsere eingeschränkte, sterbliche Form; wir waren im Lande ewiger Wahrheiten, einer reinen Güte, eines unsterblichen Genusses und Daseyns. So giengen in uns als Jünglinge die Gedanken derer über, die am meisten auf uns gewirkt haben; ihre Töne flossen in uns, wir

sahen ihre Gestalten, verehrten ihre Schatten, und die Wirkung, die auf uns durch ihr inneres Wort gemacht ward, gedieh zur Form unserer Seele. Noch denken wir mit den Gedanken jener Großen und Weisen, die dem Körper nach längst verlebt sind; nicht bloß was, sondern wie sie es dachten, hat sich uns mitgetheilet; wir verarbeiten es weiter und senden es fort auf andere. Schiene gleich Manches im dunkeln Grunde unseres Gedankenmeeres todt und begraben zu liegen; zu rechter Zeit steiget's doch hervor und organisirt sich zu und mit andern Gedanken: denn in der menschlichen Seele ist nichts todt; alles lebt oder ist da, daß es zum Leben geweckt werde; und da das Reich menschlicher Seelen im innigsten Zusammenhange ist, so belebt, so erweckt Eine die andere. Noch in einem höheren Grade wirken so auf uns die Leidenschaften, Lebensweisen und Sitten der Menschen, insonderheit derer, mit denen wir täglich umgehen, die wir hassen oder lieben, verabscheuen oder verehren. Gegen jene empört sich unser Gemüth, die Eindrücke dieser gehen sanft in unsere Natur über. Wir gewöhnen uns an des andern Wort, Miene, Blick, Ausdruck, so daß wir solche unvermerkt an uns nehmen und auf andere fortpflanzen. Dies ist das unsichtbare, magische Band, das sogar Geberden der Menschen verknüpft; eine ewige Mittheilung der Eigenschaften, eine Palingenesie und Metempsychose ehemals eigener, jetzt fremder, ehemals fremder, jetzt eigener Gedanken, Gemüthsneigungen und Triebe. Wir glauben allein zu seyn und sind's nie: wir sind mit uns selbst nicht allein; die Geister anderer, abgelebter Schatten, alter Dämonen, oder

unserer Erzieher, Freunde, Feinde, Bildner, Mißbildner, und tausend zudringender Gesellen wirken in uns. Wir können nicht umhin, ihre Gesichte zu sehen, ihre Stimmen zu hören; selbst die Krämpfe ihrer Mißgestalten gehen in uns über. Wohl ihm, dem das Schicksal ein Elysium und keinen Tartarus zum Himmel seiner Gedanken, zur Region seiner Empfindungen, Grundsätze und Handlungsweisen anwies; sein Gemüth ist in einer fröhlichen Unsterblichkeit gegründet.

Um hierüber mit mir Eins zu werden, bemerke man folgendes:

1. Je reiner und edler etwas in unserer Natur ist, desto mehr gehet's aus sich heraus, entsaget seinen engen Schranken, wird mittheilend, unendlich, ewig. Eine Form, die uns zusammendrückt, drückt, wenn wir sie andern auflegen, diese um so mehr zusammen, eben weil es nicht ihre Form ist; dahingegen, was andern Luft und Lust macht, was ihnen freyen Athem und ein Elysium giebt, in welchem freiwillige Blumen blühen, dies ist reiner unsterblicher Aether. Dahin gehören z. B. helle, wahre Gedanken, jede Erweiterung der Wissenschaft, bey welcher wir uns selbst vergessen und nur in den Gesetzen des Gegenstandes denken; Regeln der Vernunft, Sitten und Rechte in denen jeder, auch wider Willen, das Allgemein-geltende, Würdige anerkennt, und in ihnen gleichsam Formeln der Ewigkeit lieset. Wo Saiten dieser Art erklingen, tönen alle reine menschliche Gemüther mit; wir freuen

uns ihrer, bis unvermerkt sie das Saitenspiel unseres inneren Sinnes werden. So haben alle Wohlthäter des Menschengeschlechts herabgewirket: so wirken Eltern, Lehrer, Gesetzgeber, Freunde auf uns und wer sonst den Gang unserer Gedanken, den Plan unseres Lebens zur reinsten edelsten Humanität fördert. Und o wie glücklich sind vor allen andern die Heroen und Genien der Menschheit, wenn ihnen bey ihrer Macht und Weisheit, und bey ihrer Weisheit und Macht auch Güte zu Theil ward; welche tausend Mittel haben sie in ihrer Hand, auf die schönste und gewisseste Art unsterblich zu werden. Möge der Unterdrückte, der Hülflose, der Verwaisete ihre Namen kennen oder nicht, so lange er durch ihre Veranstaltung Schutz, Hülfe, Aufmunterung, Unterhalt, Freude genießet, so lang leben sie in ihren Anstalten selbst unsterblich. Die bessere Bildung, die der verwahrlosete empfieng, die gute Aufnahme, die der Verlassene findet, jede Brauchbarkeit, zu der er gebildet wird, jeder Dank, jede Freude in ihm, sammt allen guten Wirkungen, die Er auf's neue fortsendet, alles ist ihr Werk, ihre Veranlassung und Stiftung. Die Früchte, die sie zum reinen Ertrage der Menschheit säeten, sind von unsterblicher Art, von immer wuchernden Zweigen. Dagegen das, was sich in und mit unserer sterblichen Gestalt verzehrt, das geht hinab in den Orkus.

2. Zum Uebergange dieses Beytrages in den gesammten ewigen Schatz der Menschheit gehört nothwendig eine Ablegung unseres Ich, d. i. eine Entäußerung sein selbst und der Vorurtheile,

die an diesem Selbst haften. Wollten wir, wenn wir's auch könnten, Welt und Nachwelt mit unseren Schwächen beschenken? Nein! Der Nektar der Unsterblichkeit, der Lebenssaft, durch welchen das Wahre und Gute keimet, ist ein reiner Saft; alles mit Persönlichkeit Vermischte muß in den Abgrund; in den Gefäßen und Triebwerken der großen Weltmaschine muß es so lange geläutert werden, bis der Bodensatz sinket. Die Wahrheit ruhet auf sich selbst; wenn ihr Würfel auch sechsmal umgewälzet würde, er ist und bleibt immer ein Würfel. Dagegen die Pyramide, die auf ihre Spitze gestellt würde, entweder zertrümmern oder mit ungeheurer Mühe umhergewälzt werden müßte, bis sie ihre ruhige Grundlage fände. Leicht wird diese Selbstverläugnung, sobald man einmal die Luft der hohen Region genossen, und in das Gebiet des Beharrlichen, des Wahren versetzt ward. Gern leget man die sterbliche Hülle der Persönlichkeit ab, wo sie Welt und Nachwelt nur an unsere Unvollkommenheit erinnern würde. Der erste Begriff eines allgemeinen Gesetzes sagt schon, daß es von Privatleidenschaft enfernt seyn müsse: so will auch jede reine Form des Guten und Schönen kein Portrait, sondern ein Ideal seyn. Wer über sich selbst der strengste Richter zu seyn vermag; nur der ist ein Sohn der Götter, seiner Natur nach und in seinen Werken unsterblich. Vielleicht habe ich einmal Gelegenheit, etwas über die Dämonen, Heroen und Genien der Alten zu sagen, deren Göttergestalten überhaupt mir wie abgezogene Begriffe und Kategorien erscheinen, unter welche sich alles Unsterbliche in Menschengedanken, Werken und Charakteren gleichsam sinnlich ordnet.

3. Da aber jedes Ding nur auf eine Weise das beste seiner Art seyn kann, mithin nach ewigen Gesetzen die Formen der Dinge wiederkommen müssen, und kein Inneres ohne ein Aeußeres, kein Gedanke und Wille ohne Bezeichnung seyn kann; so sieht man, daß im Garten der Unsterblichkeit auch die Kunst des Ewigwahren, Guten und Schönen unentbehrlich ihre Stelle finde. Zwischen allen Abwegen ist nur Eine Straße, die gerade und wahre; und wenn nach vielen Jugendübungen das Meisterwerk erscheinet, so dürfen wir nicht zweifeln, daß es den Charakter des Beharrlichen und Daurenden an sich trage. Geweihete Augen erkennen ihn darinn, und wenn der Neid eine Wolke, die Barbarey einen dichten Nebel darüber würfe; die Wolke fällt, der Nebel schwindet, und das Licht des ewigen Werks strahlet Jahrhunderte weiter. Unglaublich ist's, wie wenig eigenthümliche Formen im Reich der Gedanken und Menschenwirkungen erscheinen, wenn man die Geschichte prüfend hinab verfolgt. Weit weniger Regenten beherrschen die Welt der Wissenschaften, der Künste, der Erfindungen, Gesetze, Maximen, als Monarchen Länder beherrschen; mancher derselben regierte Jahrhunderte lang in einem süßen Irrthum fort. Zuletzt aber fand sich doch das verscharrete Gold wieder auf; nach dem langen Winter begann die ewige Kraft der Natur einen neuen schönen Frühling. In der Geschichte aller Zeiten und Völker ist das Schönste und Beste jeder Art mit einem Siegel der Unvergänglichkeit, mit dem Gepräge und Charakter des Immerwiederkehrenden bezeichnet; ein glücklich getroffenes Maxi-

mum oder Minimum seiner Art, eine aufgelöste Formel, die einzig so aufzulösen war.

Irre ich nicht, so muß, wenn wir gesund sind, diese Betrachtung uns einen neuen Geschmack am Leben, eine neue Hochschätzung des Ranges, auf welchem wir stehen, und den Wunsch einflößen, in ihm sowohl Ewigkeit zu genießen, als für das Fortdauernde in der Menschheit in der besten Art zu wirken. Theil nehmen müssen wir; wir stehen im Strom der Zeit, wo eine Welle die andere treibet; nützlich oder schädlich müssen wir also auf die Zukunft wirken, wie die Vergangenheit auf uns wirkte; der Kampfpreis des Lebens ist, daß wir auch in Nacht und Nebel das Ziel treffen, wo der Kranz hängt, daß wir die Saite treffen, wo wohlklingende Consonanzen ins Unendliche hinauf- und hinuntertönen. Wären diese gleich dem gemeinen Ohre unhörbar; sie sind dennoch da, sie tönen weiter und erwecken neue harmonische Mitlaute. Nicht durch Schriften wirken wir allein auf die Zukunft; viel mehr können wir's durch Anstalten, Reden, Thaten, durch Beispiel und Lebensweise. Dadurch drücken wir unser Bild lebendig in andere ab; diese nehmen's an und pflanzen es weiter. So erhob sich der Baum der Humanität über die Völker; unzählige Hände trugen zu seiner Wartung und Pflege bey: wir genießen seine Früchte und müssen zu seiner weitern Cultur mithelfen. Wie weit diese reiche, umfaßt unser Blick nicht; aber unsere Hand sey emsig, unser kurzes Leben werde durch Theilnehmung und Theilgebung verlängert und ewig. Mich dünkt, in diesem hohen und richtigen Gefühl werde man leicht

des Namens vergessen, mit dem unsere Person bey Leibesleben genannt ward; nicht unser Bild wollen wir unsern Mitgenossen und der Nachwelt vermachen, sondern unsern Geist, unser Herz, die besten Bestrebungen unseres Daseyns, die edelste Form, die wir von andern in uns, auf andere aus uns brachten.

Nachschrift.

Um dem Verdacht der Declamation zu entgehen, der bey Schriften dieser Art alle bleibende Wirkung hindert, will ich in ruhigerem Tone die Grundsätze hinzufügen, auf welche sich die feste Wahrheit vom *Fortwirken der Menschen in die Zukunft* gründet. Man vergesse das Wort *Unsterblichkeit*, und am wenigsten denke man dabey an eine eitle Fortdauer *im Namen*. „*Fortwirkung auf menschliche Seelen im Kreise der Menschheit*," das ist die Frage.

1. Wenn Ein Gesetz in der Oekonomie der Naturwesen offenbar ist, so ist es *Reihe, Fortdau-*

er der Geschlechter und Arten. Ein Individuum macht dem andern Platz; es bringt den Samen seiner Zerstörung mit sich, und eben die Gesetze, die sein Wachsthum, seine Blüthe, seine Fortpflanzung befördern, befördern auch seine Auflösung. Es gehet von hinnen, und lebt nur in andern seiner Art fort, denen es sich mit seiner ganzen Erscheinung gleichsam aufopferte und hingab. Diese Regel der Natur, die in Pflanzen und Thieren sichtbar ist, gründet eine Verewigung der Arten, zu welcher denn auch alle Triebe der einzelnen Wesen, ihre Begierde nach Nahrung, Wachsthum, und sowohl die Geschlechter-, als mütterliche Liebe beytragen.

Der Mensch, als Thier und Pflanze, ist diesem Gesetz unterthan; er ist's aber auch, als ein kurzer Inbegriff und Abbild der Natur, in der eigensten Einrichtung seiner Gattung. Sein Verstand und seine Vernunft bedürfen zu Aeußerung ihrer Form sowohl der Vergangenheit als der Zukunft: die Erscheinungen jener bewahrt sein Gedächtniß auf, die Einbildungskraft stellet sie dar, der Verstand bildet aus ihnen Erfahrungen, die er auch auf die Zukunft anwendet. Seine Seele ist also nicht auf's Jetzt eingeschränkt; sie muß, ihrer Art nach, vom Vergangenen für die Zukunft leben, und eben der ist der Verständigste, oder gleichsam der eigentlichste Mensch, der die Vergangenheit auf's Jetzt, und da dieses in jedem Augenblick vorüber ist, auf's fortgesetzte Jetzt, die Zukunft, richtig anwendet.

In jeder seiner Wirkungen also ist der Mensch eine fliessende Größe. Darauf beruhen die Gesetze seiner Erziehung; seine Bildung und Mißbildung, sein Glück und Unglück, der Nutzen oder Schaden, den er stiftet, fließen daher; und was der einzelne Mensch ist, ist auch sein Geschlecht: denn jedes Glied desselben griff vorwärts in die Kette der Wirkungen vor ihm und ließ menschliche Wirkungen nach. Der menschliche Verstand ist, wenn ich das Gleichniß brauchen darf, ein Januskopf mit drei Gesichtern: man kann zuviel in die Vergangenheit, zuviel in die Zukunft sehen, und darüber das Jetzt versäumen; wie dem aber auch sey, keines dieser Verhältnisse lässet sich vom andern trennen und scheiden. Die regsten Neigungen und Triebe unseres Geschlechts zielen auf diese Fortwirkung, das Streben nach Selbsterhaltung, Gesundheit, Macht, Vergnügen, Ruhm und Glück, die Liebe sein selbst, so wie die Geschlechter-, Eltern-, Vaterlandes- und Menschenliebe.

Sofort läßt sich aus dieser Verbindung dreier Regionen in unserer Seele das Glück der Sterblichen erläutern, die, mit trefflichen Seelenkräften ausgerüstet, auf vorzügliche Punkte solcher Verbindung trafen, und ihr Jetzt sowohl als ihre Vorzeit auf die Nachkommenschaft vor andern wohl anzuwenden wußten. Sie traten zu einer Zeit auf, da genugsame Versuche, die Präliminarien ihres Geschäfts schon da waren; diese gebrauchten sie auf's beste, und so durften sie um die Zukunft unbesorgt seyn, die ihnen früher oder später mit Bewunderung,

Bayerische Staatsbibliothek München

Liebe und Nacheiferung freiwillig folgte. Es wäre zu erweisen, daß bei Homer, Sophokles, Plato, Aristoteles, Archimedes, bei Raphael, Bako, Galiläi, Newton u. a. dies der Fall gewesen; Herschel und mehrere, die zu unserer Zeit in mancherlei Dingen Epoche machen und machen werden, zeigen, daß es auch noch bei uns derselbe Fall seyn könne. Und allemal waren es die unbefangensten Gemüther, die die größeste Epoche machten. Treue Haushälter der Vorwelt nutzten sie diese auch in ihren Schwächen und Fehlern; so trafen sie den Punkt der Vollkommenheit, und die Zukunft that ihnen ihre Pforten auf, ohne daß sie solche, wie es andere nutzlos versuchten, mit Gewalt sprengen durften.

2. Wie also des Menschen eigenstes Vermögen mehr oder minder ein umfassender Geist ist, der mit Hülfe der Vorzeit aus seinem Jetzt auf die Zukunft wirket: so sind die Mittel, die er in Händen hat, oder die er, eben dieser seiner Natur nach, sich selbst erschaffet, offenbare Werkzeuge und Symbole dieser thätigen Fortwirkung. Ich rechne hierzu vorzüglich Sprache, Schrift, Wissenschaft, Kunst, und die Kunst der Künste, Gesetzgebung und Staatseinrichtung; sie sind die großen und kleinen Schiffe, mittelst welcher er den Ocean der Zeiten durchsegelt.

Von der Sprache ist unnoth zu reden, da sie als das Werkzeug der Fortpflanzung menschlicher Gedanken, Neigungen und Thaten allgemein aner-

kannt wird: durch sie erben sich die Schätze der Vorwelt auf späte Geschlechter hinab; durch sie sind die Wirkungen der Seele des Stammvaters einer Nation noch mit dem letzten seiner Nachkommen verbunden. Durch eine gemeinschaftliche Sprache nehmen mehr oder minder alle Glieder eines Volks an einander Antheil, Zeiten gießen ihren Geist auf Zeiten, Völker auf Völker in immer neuen Mischungen hinab, und sowohl durch Vermehrung als Verwandlung der Sprachen strebet das Menschengeschlecht weiter. Freilich ist die Zeit längst vorüber, da alle Welt nur Eine Zunge und Sprache war, mithin sich Alles Allem mittheilen konnte im Reiche der Menschen; sie wird auch nie wiederkommen auf Erden. Indessen sind sowohl durch herrschende als durch gelehrte Sprachen bereits so viele Völker mit einander verknüpfet, auch haben verschiedene Sprachen sich einander selbst so stark mitgetheilt und an einander gebildet, daß auch hier ein großer Fortgang der Dinge unverkennbar bleibet. Schwerlich werden die griechische, römische und französische Sprache als allgemeine Mittel der Bildung je ausgerottet und verdränget werden; die englische Sprache eifert ihnen nach, und die deutsche wird sich einst an sie fügen.

Es ist ein hoher Platz in der Geschichte der Menschheit, der Sprache nach für alle gebildete Nationen unseres Erdballs zu schreiben, auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, wie in Siberien, in beiden Indien, wie in Europa gelesen zu werden; wäre es auch nur um widerlegt zu seyn, (wie gegen

Pauw's Bemerkungen von beiden Indien aus ist geschrieben worden). Es ist ein schöner Platz in der Geschichte, gerade auf ein Zeitalter zu treffen, da die Sprache einer Nation zu dem Grade der Bildung gekommen ist, in welchem sie wahrscheinlich fortdauert; in diesem Garten blühen sodann unsterbliche Menschengedanken. Aber auch ohne diesen Vortheil theilen sich ächte Erfindungen, Geistesformen von der schönsten Art, wahre Erläuterungen und Förderungen der Wissenschaft auf mancherlei Wegen mit; wie mit dem Blumenstabe entfernter Zonen, fährt Zephyr mit Gedanken der Menschen weit umher, daß man oft, wo man sie am wenigsten suchte, ihre Blüthen und Früchte findet. Und dann, ist's nicht schon Würde und Werth genug, auch nur auf seine eigene Nation in einigen Geschlechtern fortzuwirken? Vielleicht durch die dreißigste und hundertste Hand gehen die Früchte deiner Bemühungen aus einer veralteten in eine neuere oder fremde Mundart über. Dein Name ist längst vergessen; dein Eigenthumsrecht war vielleicht schon mit dem ersten Vierteljahre dahin, indem behende, rüstige Sprecher es sogleich zu dem ihrigen machten; aber was ist Eigenthumsrecht und Name bei einem Gut, das der Menschheit zugehört? Je reiner du denkest, desto mehr wirst du dich selbst des Unrechts der Vergessenheit freuen, und dich in ihm geehrt finden.

Die Schrift und die Buchdruckerei gehören zum Fortpflanzungsmittel der Sprache; die Vorsehung hat durch sie bereits Wunderdinge gewirkt, und wird mit beschleunigter Kraft in den

nächsten Jahrhunderten gewiß Wunderdinge befördern. Ein Sprachrohr für menschliche Seelen, wirkt sie auf einmal an hundert Orten und Enden jetzt und zukünftig.

Wissenschaften und Künste sind Formen des menschlichen Geistes, auf denen, je wahrer und nützlicher sie sind, desto fester das Siegel der Unsterblichkeit haftet. Laß es seyn, daß Künste verloren gegangen sind; vielleicht konnte man sie entbehren; wenn aber auch nicht, so strebe der menschliche Geist, sie wieder zu erfinden und die seinigen vor einem gleichen Untergange dauerhaft zu sichern. Er thut dieses durch die Kunst aller Künste, die Gesetzgebung und Staatskunst: denn ist der Mensch ein politisches Geschöpf (ζωον πολιτικον) wie er es gewiß ist, weil außer diesem Zustande oder im Verderb desselben er das Schätzenswürdigste und Beste seiner Natur verlieret: so strebe er, es ganz zu seyn, und auf Aeonen hinab zu erreichen, was in seinen Kräften stehet. Eine böse Politik vereinzelt, schwächt, unterdrückt, quält und tödtet Menschen, dem Vieh gleich: sie hat Welttheile verheert, Völker ausgerottet oder zu Sklaven gemacht, Denkmale zerstört, Künste untergehen lassen, Wissenschaften verachtet, und die Fortwirkung des menschlichen Geistes tausendfach gehindert. Unter einer guten Gesetzgebung und Staatseinrichtung, die, wie Alles, auch auf andere, ihr ähnliche Staaten wirkt und sich mit ihnen vereint, blühet Sicherheit und Friede; Künste gedeihen, Wissenschaften sprießen empor, Vernunft und Sitten läutern einander, und sowohl der menschliche Geist als das

menschliche Herz senden in kleinen und großen Kreisen, in niedern und höhern Ständen, die schönste Beute ihres Lebens, Erfahrung, Klugheit, Sittlichkeit, Vernunft, Kunst und Wissenschaft weiter. Unläugbar ist's, daß Europa durch seine vereinte Macht, durch Erfindungen, Anstalten, Aemsigkeit und Klugheit sich Mittel erworben hat, auf alle Völker der Erde, so wie auf die fernste Nachwelt mächtig zu wirken; welch eine Zukunft schlösse sich auf, wenn diese ungeheure Macht und Klugheit einst Weisheit und Güte würde!

3. Ohngeachtet aller einander entgegenstrebenden Kräfte unseres Geschlechts scheint eine allgemeinere, vollere, sanftere Fortwirkung desselben auf die Nachwelt in der Ordnung der Dinge, und im Lauf seines Daseyns zu liegen. Alles, was Raum und Zeit bindet, ist Gesetzen unterthan; wie? und die leidenschaftliche freie Willkühr der Menschen, ihr Aberwitz, ihre Rasereien sollten jeder beschränkenden Ordnung der Natur unbändig seyn, und unbändig bleiben? Erröthen sollte unser Geschlecht, wenn es so etwas auch nur im Traum behaupten wollte. Geburt, Tod, Heirathen, Fieber, selbst die Witterung hat ihren Calcul gefunden; und die schädlichen Thorheiten der Menschen sollten ihn nach einer dreitausendjährigen Erfahrung nicht finden? Nicht bloß den Calcul werden sie finden, sondern auch Regel und Riegel. Ohnstreitig tobt jene wilde Persönlichkeit, die sich einst durch Uebermuth und sinnlose Zerstörungen unsterblich machte, nicht mehr mit der

Freiheit, wenigstens nicht mit der Billigung auf der Erde umher, mit welcher sie ehedem verehrt ward, (es wäre denn in entfernten Ländern und Winkeln); mancherlei Ursachen tragen dazu bei, jeder zu frechen persönlichen Anmaßung Einhalt zu thun und mit Aufopferung derselben lieber die Ruhe des Ganzen zu sichern. Immer mehr verliert sich alles in größeren Massen; es wirkt durch leidenschaftlosere, oft sogar nur durch mechanische Mittel, und muß sich also der kältern Vernunft eher fügen. Revolutionen, wie die von Attila, Dschingis-Chan, oder von unsern deutschen Vorfahren bewirkt ward, haben wir in Europa kaum mehr zu besorgen; und was von Europa aus die Welt drückt, ist meistens der kalte Geiz, die niedrige Habsucht. Eine Geißel Gottes für's Menschengeschlecht zu seyn, nach diesem einst rühmlichen Hunnen-Ruhm wird niemand mehr gelüsten; selbst Barbaren hüten sich, ihre zerstörende Natur zu rauh zu zeigen. Die Werkzeuge ihrer Macht sind Eines Theils gelähmt, oder andern Sinnes geworden; kurz, was die helle Vernunft anfing, warum sollte dies das Gesetz und eine festgestellte Ordnung Aller mit Allem nicht einst vollführen? Wer hieran zweifelt, müßte es als erstes Naturgesetz annehmen, daß das Menschengeschlecht, unter das Schlechtere verkauft, zum Besseren nie gelangen könne, und daß seine klärsten, sichersten Grundsätze ewig und immer täuschende Scheinworte bleiben müßten. Ist dieß aber nicht, hat der allweite Raum sich zu Sternen und Sonnen aufgeklärt, und was Chaos war, nach Naturgesetzen in dauernde Bahnen geregelt; so lasset uns beim jungen Menschen-Chaos auf unserer Erde an

dieser wünschenswerthen Entwickelung auch nicht zweifeln, vielmehr dazu alles was wir können, guten Muthes beitragen. Licht ist das stilleste, aber wirksamste Element der Natur; durch seinen schnellen Strahl, durch seine ungestört fortgesetzte, geräuschlose Wirkung belebet und reiniget es die Natur, erweckt und färbt die schlummernden Blumen, macht andere Farben ersterben; es ist der stille Träger fortwirkender Schöpfungskräfte. So sey auch unsere Thätigkeit für die Nachwelt, und der ganze Lohn derselben, daß durch sie, wie durch verschlungene Lichtstrahlen, eine neue schöne Schöpfung lebe.

V.

Blicke in die Zukunft

für

die Menschheit.

Erster Brief.

Aus den Humanitätsbr. II. 1793.

Ist Braga's Lied im Sternenklang,
Ist's, Tochter Dval's, *) dein Weihgesang,
Was rings die alte Nacht verjüngt,
Und mich, ach meinen Staub durchdringt? —
— Kann dies die Stätte seyn, wo wir
In's Thal des Schweigens flohn? —
Wie reizend, wie bezaubernd lacht
Die heitre Gegend, wie voll sanfter Pracht!
In schön'rer Majestät, in reiferm Strahle
Glänzt diese Sonne. Milder fließt vom Thale
Mir fremder Blüthen Frühlingsduft,
Und Balsamgeister steigen durch die Luft. —
— — Ha nicht also in festlichem Gewand
Grüßt' ich dich einst, mein mütterliches Land!

*) Die nordische Parze. Braga ist der Gott der Dichtkunst. A. d. H.

Unfreundlich, ungeschmückt und rauh und wüste,
In trübem Dunkel schauerte die Küste.
Kein Himmel leuchtete mild durch den Hain,
Kein Tag der Aehren lud zu Freuden ein.
In Höhlen lauschte Graun und Meuterei,
Und was am Ufer scholl, war Kriegsgeschrei. —

In sanfter ätherischer Musik schallten diese Worte um mein Ohr, indeß mein schlummerndes Auge im Traum ein sehr erfreuliches Gesicht sahe. An der Hand eines ehrwürdigen Barden erschien ein altdeutscher Druide. Der Druide suchte vergebens seinen längst zerstörten heiligen Hain, seine zertrümmerte Opferstätte. Der Barde suchte die verlornen Fußstapfen seiner Helden; er sah neue Gesetze, neue Anstalten für Ruhe, Ordnung, Recht und Wohlstand der Menschen; Gärten und Fluren lachten um ihn her; neue Lieder erklangen, nicht blutige Heldenlieder. Da ergriff er seine längst verstummte Harfe; er sang die Töne, deren einzelne Laute ich eben aus der Erinnerung angeführt habe, und das Gesicht zog vorüber *).

* * *

Nur die zauberische Gegend blieb vor meinem Auge; ich wachte und träumte. Was ich sah, war die jetzige Welt und die Zukunft; ich glaubte, (so

*) Die Stelle ist aus Gerstenbergs Gedicht eines Skalden. Koppenhagen und Leipzig 1766.

mischen wir im Traum die Dinge unter einander)! mit physisch-moralischen Geist von der unmittelbarsten Gegenwart der Dinge auf ihre Folgen zu schließen; oder vielmehr nicht zu schließen, weil in der wachenden Erscheinung Gegenwart und Zukunft nur Eins war. Es war die Blume in voller Gestalt; es war der Baum mit allen seinen Früchten. Ach, sprach ich zu mir selbst, Ephemeren, die wir glauben, mit uns gehe Himmel und Erde unter! Blinde, die so selten gewahr werden, woran sie selbst arbeiten, und was sich vor ihnen entwickelt. Die Gegenwart ist schwanger von der Zukunft; das Schicksal der Nachwelt ist in unserer Hand, wir haben den Faden geerbt, wir weben ihn, und spinnen ihn weiter.

Wollen Sie, meine Freunde, etwas aus diesem meinem wachenden Traume wissen? Hier sind einige Züge, von denen ich Ihnen künftig genaue Rechenschaft zu geben hoffe: denn, wie Sie wissen, Träume werden nur aus Erfahrungen, und das Grundgewebe dieser Hoffnungen sind sehr überdachte Gedanken.

Ich stellte mir den Zustand der künftigen Litteratur aus dem Zusammenhange der jetzigen und der vergangenen vor; ich sah die Morgenröthe eines schönen werdenden Tages. Was erfindsame, fleißige Geister unserer Zeit und der Vorzeit Nützliches versuchten, begannen, thaten, sah ich von der Nachwelt gebraucht und übertroffen. Sie berichtigte Erfindungen, auf Anlagen bauete sie; sie schuf sich gleichsam neue Organe; die ganze Ansicht der Dinge war verändert.

Unsere Bemühungen, die Alten in ihrem Geiste zu lesen, waren nichts weniger, als verkannt; ich hätte den Namen einiger meiner Freunde mit Liebe und Hochachtung nennen. Man war weiter gekommen; man dachte und schrieb wie die Alten. Zeiten, denen ähnlich, in denen die edelsten Griechen und Römer schrieben, waren erschienen; man schrieb, was man sah und that; und schrieb merkwürdige Dinge. Der Feldherr und Bürger, der Philosoph und Staatsmann trennten sich nicht von einander.

Zeiten waren gekommen, in denen nicht Strafen allein, sondern auch öffentliche Ehren und Belohnungen waren. Da lebten Künstler, da sangen Dichter. Es war Griechenland und war es auch nicht: denn drittehalb Jahrtausende waren nicht umsonst verflossen in den immer auf einander bauenden Tempel der Zeiten. Mein Herz erhob sich, da ich aus meinen Tagen einzelne Laute meiner Bekannten und Freunde hörte.

Ich sah ein Theater, wie ich's zu unserer Zeit nicht gesehen hatte, dem griechischen sehr ähnlich. Sogar der Chor erschien auf demselben wieder, als Zeuge einer allgemeinen Theilnehmung an dem, was verhandelt ward; unserer Zeit fremde.

Ich bemerke den Zustand der Philosophie; Männer, die mir theuer gewesen waren, erblickte ich als Gesetzgeber und Einrichter der Nachwelt. Meine ganze Seele war wie in den Tagen meiner Jugend.

Gesetze endlich, Regierungen, der Zustand der Menschheit waren so, und so leicht verändert, daß ich mich wunderte, wie wir das alles gewußt, gekannt und nicht angewandt haben konnten. Auch hier nannte man mir heilige, verehrte Namen meiner und der Vorzeit, die ich geliebt hatte. Allenthalben, auch im Tempel der Religion, verehrte man eine Göttin, aber nicht mit Worten, sondern in Thaten und Seele, die Humanität. Indem auch ich sie anbeten wollte, riß mich ein neues Traumgesicht fort.

* * *

Durch Sturm und Wellen, über Felsen und Wüsten kam ich zum Sitze des alten Menschenfreundes, Prometheus. Er war nicht mehr an seinen Felsen geschmiedet; kein Adler zehrte mehr an seiner nimmerverzehrten Leber. Gewalt und Stärke, die ihn einst angeschmiedet hatten, dieneten ihm; die vom Stachel der Liebe umhergetriebene Io saß in menschlich-göttlicher Gestalt ruhig zu seiner Seite. Der alte Ocean auf seinem geflügelten Roß und die Oceaniden auf ihrem Wagen, alle menschenfreundlichen Nymphen und Pflegerinnen der Erde waren um ihn versammlet, und er sprach:

„Meine Vorsicht konnte mich nicht trügen, denn ich wußte, was ich den Menschen gegeben hatte mit meinem Geschenk. Unsterblichkeit ist nicht für sie auf Erden; aber mit dem Licht,

das ich ihnen vom Olympus holte, hatten sie Alles. Träge Geschöpfe, daß sie so lang' in der Dämmerung gingen; endlich haben sie das Mittel gefunden, das in ihnen selbst lag, die Vernunft. Sie gibt das Maaß und die Waage, sich selbst zu regieren, Leidenschaften, auch die stärksten und härtesten zu überwinden, und allein meiner Mutter Themis zu gehorchen. Lange litt ich mit ihren Leiden; darum war ich an den Felsen geschmiedet, die Zeit und ein edler Göttersohn, der Sohn meines ärgsten Feindes, haben mich befreiet." Das Traumblid verschwand und ich erwachte.

Multa renascentur quae iam cecidere, cadentque
Quae nunc sunt in honore —
Alter erit tum Typhis, et altera quae vehat Argo
Delectos heroas: erunt etiam altera bella,
Atque iterum ad Troiam magnus mittetur Achilles.

Zweiter Brief.

Ich fürchte, Ihr armer Prometheus wird lange noch die Fesseln tragen, die ihm Gewalt und Stärke anlegten. Um indessen nicht alte Zweifel zu wiederholen, lege ich Ihnen nur noch eine, aber eine Hauptfrage vor:

„Wäre

„Wäre die ganze Idee einer fortgehenden, oder fortschreitenden Vervollkommnung des Menschengeschlechts nicht ein bloßer Traum?“ Prometheus wußte seinen armen Kranken kein anderes Heilmittel zu geben, als die täuschende, blinde Hoffnung.

„Welche andre Gattung der Geschöpfe läßt sich vervollkommnen? Und für wen? für sich oder für andere? Welchen Beruf also, welche Sicherheit darüber hätte der einzige Mensch für sich?“

„Und wo steht sein Ziel der Vollkommenheit? Die Linie dahin, ist sie eine Asymptote? eine Ellipse? eine Cykloide? oder welch eine andre Curve?“

„Das menschliche Geschlecht besteht nur in einzelnen Menschen. Werden wir vollkommner gebohren, als unsere Vorfahren? vollkommner erzogen? Und wenn dies auch wäre; der einzelne Mensch wächst, culminirt und geht rückwärts. Ein anderer tritt an seine Stelle, wächst, culminirt und geht rückwärts. Er nimmt, was er etwa erworben hatte, in's Grab; der andere hat neue Mühe im Erwerben, und eben den Ausgang.“

„Was heißt Vervollkommnung? Heißt's Vermehrung der Kräfte? Diese bleiben in dem den Menschen bestimmten Maas und Kreise. Der Mensch, so oft man ihn auch einen Gott, oder einen Engel nennete, kann nie ein Gott oder ein Engel werden.“

„Oder wäre Vervollkommnung eine Vermehrung von Werkzeugen und Mitteln zum Gebrauch menschlicher Kräfte? So kommt es immer doch darauf an, ob sie gut gebraucht werden: denn in

den Händen des Bösewichts sind vermehrte Mittel, vermehrte Uebel."

„Also veränderte sich die Frage dahin: „wird das menschliche Geschlecht (nicht cultivirter, sondern) moralisch=besser? Besser in Neigungen? in Grundsätzen? in Anwendung dieser Grundsätze zu Ordnung der Neigungen? zu Bezwingung der Leidenschaften? zu mehrerer und schwererer Tugendübung? Getraueten Sie sich dieses zu behaupten?"

„Und woher behaupteten Sie's? aus der Natur der Sache? aus dem Wesen der Menschheit? aus der Geschichte und Erfahrung?"

„Ziehen Sie die Zusammenordnung der Menschen auf unserm Erdball klimatisch, local, politisch, und wie Sie ferner wollen, in Erwägung; bemerken Sie den Wechsel der Dinge in Reichen, in Staaten, in Familien, in Ständen: allenthalben werden Sie zwar Macht, Reichthum, Trieb, Leidenschaft, blinde Neigung herrschend finden; aber auch erleuchtete Vernunft, Weisheit, Güte? und zwar nach dem Fortgange der Zeiten mit wachsendem Lichte?"

„Chronologisch und genealogisch hängt freilich das Menschengeschlecht zusammen, oder rücket fort; aber auch dynamisch? rationell? moralisch?"

„Und verlöre unser Geschlecht dabei, wenn es nicht fortrückte? Der einzelne Mensch nicht: denn er lebt auf seiner Stelle und kommt nicht wieder. Das Ganze auch nicht; dies lebt nur in einzelnen Theilen. Die wachsende Vollkommenheit des Ganzen wäre ein Ideal, das keinem zu gut kommt,

das nur in einem alles übersehenden Geist existiren könnte, etwa im Geist des Schöpfers: und was wäre für diesen ein solches Spielwerk?"

Vergönnen Sie also, daß ich mit Lessing den ganzen Traum von wachsender Vollkommenheit unseres Geschlechts für einen heilsamen Trug annehme. Der Mensch muß nach etwas Höherem streben, damit er nicht unter sich sinke. Er muß vorwärts getrieben werden, damit er nur von der Stelle komme, und nicht in Trägheit ermatte. Der Wahn einer Perfectibilität und der Trieb dazu scheinet ihm nur als Verwahrungsmittel gegen die Unthätigkeit und Verschlimmerung gegeben. Er geht wie in der Mühle das blinde Pferd, oder wie die kletternde Ziege.

— — Oh man, proud man,
drest in a little brief authority,
most ignorant of what he is most assur'd,
plays such fantastic tricks before high heav'n
as make an angel weep.

Shakesp.

Dritter Brief.

Alle Ihre Fragen über den Fortgang unseres Geschlechts, die eigentlich ein Buch erforderten, beantwortet, wie mich dünkt, ein einziges Wort, Hu-

manität, Menschheit. Wäre die Frage: ob der Mensch mehr als Mensch, ein Ueber=, ein Außermensch werden könne und solle? so wäre jede Zeile zu viel, die man deshalb schriebe. Nun aber, da nur von den Gesetzen seiner Natur, vom unauslöschlichen Charakter seiner Art und Gattung die Rede ist: so erlauben Sie, daß ich sogar einige Paragraphen schreibe.

Ueber den Charakter der Menschheit.

1.

Vollkommenheit einer Sache kann nichts seyn, als daß das Ding sey, was es seyn soll und kann.

2.

Vollkommenheit eines einzelnen Menschen ist also, daß er im Continuum seiner Existenz Er selbst sey und werde. Daß er die Kräfte brauche, die die Natur ihm als Stammgut gegeben hat; daß er damit für sich und andere wuchere.

3.

Erhaltung, Leben und Gesundheit ist der Grund dieser Kräfte; was diesen Grund schwächet oder wegnimmt, was Menschen hinopfert oder verstümmelt; es habe Namen, wie es wolle, ist unmenschlich.

4.

Mit dem Leben des Menschen fängt seine Erziehung an: denn Kräfte und Glieder bringt er zwar auf die Welt, aber den Gebrauch dieser Kräfte und Glieder, ihre Anwendung, ihre Entwickelung muß er lernen. Ein Zustand der Gesellschaft also, der die Erziehung vernachläßigt, oder auf falsche Wege lenkt, oder diese falsche Wege begünstigt, oder endlich die Erziehung der Menschen schwer und unmöglich macht, ist insofern ein unmenschlicher Zustand. Er beraubt sich selbst seiner Glieder und des Besten, das an ihnen ist, des Gebrauchs ihrer Kräfte. Wozu hätten sich Menschen vereinigt, als daß sie dadurch vollkommenere, bessere, glücklichere Menschen würden?

5.

Unförmliche also oder schiefausgebildete Menschen zeigen mit ihrer traurigen Existenz nichts weiter, als daß sie in einer unglücklichen Gesellschaft von Kindheit auf lebten: denn Mensch zu werden, dazu bringt jeder Anlage genug mit sich.

6.

Sich allein kann kein Mensch leben, wenn er auch wollte. Die Fertigkeiten, die er sich erwirbt, die Tugenden oder Laster, die er ausübt, kommen in einem kleineren oder größeren Kreise andern zu Leid oder zur Freude.

7.

Durch Uebung vermehren sich die Kräfte, nur dies kann der Zweck aller menschlichen

Vereinigung seyn. Was ihn stört, hindert oder aufhebt, ist unmenschlich. Lebe der Mensch kurz oder lange, in diesem oder jenem Stande; er soll seine Existenz genießen und das Beste davon andern mittheilen; dazu soll ihm die Gesellschaft, zu der er sich vereinigt hat, helfen.

8.

Gehet ein Mensch von hinnen, so nimmt er nichts als das Bewußtseyn mit sich, seiner Pflicht, Mensch zu seyn, mehr oder minder ein Genüge gethan zu haben. Alles andere bleibt hinter ihm, den Menschen. Der Gebrauch seiner Fähigkeiten, alle Zinsen des Capitals seiner Kräfte, die das ihm geliehene Stammgut oft hoch übersteigen, fallen seinem Geschlecht anheim.

9.

An seine Stelle treten junge, rüstige Menschen, die mit diesen Gütern forthandeln; sie treten ab, und es kommen andere an ihre Stelle. Menschen sterben, aber die Menschheit perennirt unsterblich. Ihr Hauptgut, der Gebrauch ihrer Kräfte, die Ausbildung ihrer Fähigkeiten ist ein gemeines, bleibendes Gut; und muß natürlicher Weise im fortgehenden Gebrauch fortwachsen.

10.

Die gegenseitig-wohlthätigste Einwirkung eines Menschen auf den Andern jedem Individuum zu verschaffen und zu erleichtern; nicht nur bei Einzelnen, sondern ungeheuer mehr bei

Vielen nach und mit einander. Die Menschen schaffen sich immer mehrere und bessere Werkzeuge; sie lernen sich selbst einander immer mehr und besser als Werkzeuge gebrauchen. Die physische Gewalt der Menschheit nimmt also zu: der Ball des Fortzutreibenden wird größer; die Maschinen, die es forttreiben sollen, werden ausgearbeiteter, künstlicher, geschickter, feiner.

11.

Denn die Natur des Menschen ist Kunst. Alles, wozu eine Anlage in seinem Daseyn ist, kann und muß mit der Zeit Kunst werden.

12.

Alle Gegenstände, die in seinem Reich liegen, (und dies ist so groß als die Erde) laden ihn dazu ein; sie können und werden von ihm, nicht ihrem Wesen nach, sondern nur zu seinem Gebrauch erforscht, gekannt, angewandt werden. Niemand ist, der ihm hierinn Grenzen setzen könne; selbst der Tod nicht: denn das Menschengeschlecht verjünget sich mit immer neuen Ansichten der Dinge, mit immer jungen Kräften.

13.

Unendlich sind die Verbindungen, in welche die Gegenstände der Natur gebracht werden können; der Geist der Erfindungen zum Gebrauch derselben ist also unbeschränkt und fortschreitend. Eine Erfindung weckt die andere auf; Eine Thätigkeit erweckt die andere. Oft sind mit Einer Ent-

deckung tausend andere, und zehntausend auf sie gegründete, neue Thätigkeiten gegeben.

14.

Nur stelle man sich die Linie dieses Fortganges nicht gerade, noch einförmig; sondern nach allen Richtungen, in allen möglichen Wendungen und Winkeln vor. Weder die Asymptote, noch die Ellipse und Cykloide mögen den Lauf der Natur uns vormahlen. Jetzt fallen die Menschen begierig über einen Gegenstand her; jetzt verlassen sie ihn mitten im Werk; entweder seiner müde, oder weil ein anderer neuerer Gegenstand sie zu sich hinreißt. Wenn dieser ihnen alt geworden ist, werden sie zu jenem zurückkehren; oder dieser wird sie gar auf jenen zurückleiten. Denn für den Menschen ist Alles in der Natur verbunden, eben weil der Mensch nur Mensch ist und allein mit seinen Organen die Natur siehet und gebrauchet.

15.

Hieraus entspringt ein Wettkampf menschlicher Kräfte, der immer vermehrt werden muß, je mehr die Sphäre des Erkenntnisses und der Uebung zunimmt. Elemente und Nationen kommen in Verbindung, die sich sonst nicht zu kennen schienen; je härter sie in den Kampf gerathen, desto mehr reiben sich ihre Seiten allmählich gegen einander ab, und es entstehen endlich gemeinschaftliche Produktionen mehrerer Völker.

16.

Ein Conflict aller Völker unserer Erde ist gar wohl zu gedenken; der Grund dazu ist sogar schon geleget.

17.

Daß zu diesen Operationen die Natur viel Zeit, mancherlei Umwandlungen bedarf, ist nicht zu verwundern; ihr ist keine Zeit zu lang, keine Bewegung zu verflochten. Alles was geschehen kann und soll, mag nur in aller Zeit, wie im ganzen Raum der Dinge zu Stande gebracht werden; was heute nicht wird, weil es nicht geschehen kann, erfolgt morgen.

18.

Der Mensch ist zwar das erste, aber nicht das einzige Geschöpf der Erde; er beherrscht die Welt, ist aber nicht das Universum. Also stehen ihm oft die Elemente der Natur entgegen, daher er mit ihnen kämpfet. Das Feuer zerstört seine Werke; Ueberschwemmungen bedecken sein Land; Stürme zertrümmern seine Schiffe, und Krankheiten morden sein Geschlecht. Alles dies ist ihm in den Weg gelegt, damit er's überwinde.

19.

Er hat dazu die Waffen in sich. Seine Klugheit hat Thiere bezwungen, und gebraucht sie zu seiner Absicht; seine Vorsicht setzt dem Feuer Grenzen und zwingt den Sturm, ihm zu dienen. Den Fluthen setzt er Wälle entgegen und geht auf

ihren Wogen daher; den Krankheiten und dem verheerenden Tode selbst sucht und weiß er zu steuren. Zu seinen besten Gütern ist der Mensch durch Unfälle gelangt, und tausend Entdeckungen wären ihm verborgen geblieben, hätte sie die Noth nicht erfunden. Sie ist das Gewicht an der Uhr, das alle Räder derselben treibet.

20.

Ein Gleiches ist's mit den Stürmen in unserer Brust, den Leidenschaften der Menschen. Die Natur hat die Charaktere unseres Geschlechts so verschieden gemacht, als diese irgend nur seyn konnten: denn alles Innere soll in der Menschheit herausgekehrt, alle ihre Kräfte sollen entwickelt werden.

21.

Wie es unter den Thieren zerstörende und erhaltende Gattungen gibt; so unter den Menschen. Nur unter jenen und diesen sind die zerstörenden Leidenschaften die wenigern; sie können und müssen von den erhaltenden Neigungen unserer Natur eingeschränkt und bezwungen, zwar nicht ausgetilgt, aber unter eine Regel gebracht werden.

22.

Diese Regel ist Vernunft, bei Handlungen Billigkeit und Güte. Eine vernunftlose, blinde Macht ist zuletzt immer eine ohnmächtige Macht; entweder zerstört sie sich selbst, oder muß am Ende dem Verstande dienen.

23.

Desgleichen ist der wahre Verstand immer auch mit Billigkeit und Güte verbunden; sie führet auf ihn, er führet auf sie; Verstand und Güte sind die beiden Pole, um deren Achse sich die Kugel der Humanität beweget.

24.

Wo sie einander entgegengesetzt scheinen, da ist's mit einem oder dem andern nicht richtig; eben diese Divergenz aber macht Fehler sichtbar, und bringt den Calcul des Interesse unseres Geschlechts immer mehr zur Richtigkeit und Bestimmtheit. Jeder feinere Fehler gibt eine neue, höhere Regel der reinen allumfassenden Güte und Wahrheit.

25.

Alle Laster und Fehler unseres Geschlechts müssen also dem Ganzen endlich zum Besten gereichen. Alles Elend, das aus Vorurtheilen, Trägheit und Unwissenheit entspringt, kann den Menschen seine Sphäre nur mehr kennen lehren; alle Ausschweifungen rechts und links stoßen ihn am Ende auf seinen Mittelpunkt zurück.

26.

Je unwilliger, hartnäckiger, träger das Menschengeschlecht ist, desto mehr thut es sich selbst Schaden; diesen Schaden muß es tragen, büßen und entgelten; desto später kommt's zum Ziele.

27.

Dies Ziel ausschließend jenseit des Grabes setzen, ist dem Menschengeschlecht nicht förderlich, sondern schädlich. Dort kann nur wachsen, was hier gepflanzt ist, und einem Menschen sein hiesiges Daseyn rauben, um ihn mit einem andern außer unserer Welt zu belohnen, heißt den Menschen um sein Daseyn betrügen.

28.

Ja dem ganzen menschlichen Geschlecht, das also verführt wird, seinen Endpunkt der Wirkung verrücken, heißt ihm den Stachel seiner Wirksamkeit aus der Hand drehn, und es im Schwindel erhalten.

29.

Je reiner eine Religion war, desto mehr mußte und wollte sie die Humanität befördern. Dies ist der Prüfstein selbst der Mythologie der verschiedenen Religionen.

30.

Die Religion Christi, die Er selbst hatte, lehrte und übte, war die Humanität selbst. Nichts anders, als sie; sie aber auch im weitesten Inbegriff, in der reinsten Quelle, in der wirksamsten Anwendung. Christus kannte für sich keinen edleren Namen, als daß er sich den Menschensohn, d. i. einen Menschen nannte.

31.

Je besser ein Staat ist, desto angelegentlicher und glücklicher wird in ihm die Humanität gepfleget; je inhumaner, desto unglücklicher und ärger. Dies geht durch alle Glieder und Verbindungen desselben von der Hütte an bis zum Throne.

32.

Der Politik ist der Mensch ein Mittel; der Moral ist er Zweck. Beide Wissenschaften müssen Eins werden, oder sie sind schädlich wider einander. Alle dabei erscheinende Disparaten indeß müssen die Menschen belehren, damit sie wenigstens durch eigenen Schaden klug werden.

33.

Wie jeden aufmerksamen einzelnen Menschen das Gesetz der Natur zur Humanität führet; seine rauhen Ecken werden ihm abgestoßen, er muß sich überwinden, andern nachgeben, und seine Kräfte zum Besten anderer gebrauchen lernen: so wirken die verschiedenen Charaktere und Sinnesarten zum Wohl des größeren Ganzen. Jeder fühlt die Uebel der Welt nach seiner eigenen Lage; er hat also die Pflicht auf sich, sich ihrer von dieser Seite anzunehmen, dem Mangelhaften, Schwachen, Gedrückten an dem Theil zu Hülfe zu kommen, da es ihm sein Verstand und sein Herz gebietet. Gelingt's, so hat er dabei in ihm selbst die eigenste Freude; gelingt's jetzt und ihm nicht, so wird's zu anderer Zeit einem andern gelingen. Er aber hat gethan, was er thun sollte und konnte.

34.

Ist der Staat das, was er seyn soll, das Auge der allgemeinen Vernunft, das Ohr und Herz der allgemeinen Billigkeit und Güte: so wird er jede dieser Stimmen hören, und die Thätigkeit der Menschen nach ihren verschiedenen Neigungen, Empfindbarkeiten, Schwächen und Bedürfnissen aufwecken und ermuntern.

35.

Es ist nur Ein Bau, der fortgeführt werden soll, der simpelste, größeste; er erstrecket sich über alle Jahrhunderte und Nationen; wie physisch, so ist auch moralisch und politisch die Menschheit im ewigen Fortgange und Streben.

36.

Die Perfektibilität ist also keine Täuschung; sie ist Mittel und Endzweck zu Ausbildung alles dessen, was der Charakter unseres Geschlechts, Humanität, verlanget und gewähret.

* * *

Hebet eure Augen auf und sehet. Allenthalben ist die Saat gesäet; hier verweset und keimt, dort wächset sie und reift zu einer neuen Aussaat. Dort liegt sie unter Schnee und Eise; getrost! das Eis schmilzt; der Schnee wärmt und decket die Saat. Kein Uebel, das der Menschheit begegnet, kann und soll ihr anders als ersprießlich werden. Es läge ja selbst an ihr, wenn es ihr nicht er=

sprießlich würde: denn auch Laster, Fehler und Schwachheiten der Menschen stehen als Naturbegebenheiten unter Regeln, und sind oder sie können berechnet werden. Das ist mein Credo. Speremus atque agamus.

Vierter Brief.

Aus den Humanitätsbriefen. X. 1797.

Sie scheinen zu glauben, daß eine Geschichte der Menschheit nicht Statt habe, so lange man den Ausgang der Dinge nicht weiß, oder wie man zu sagen pflegt, den jüngsten Tag noch nicht erlebt hat. Ich bin nicht dieser Meynung. Möge sich das Menschengeschlecht verbessern oder verschlimmern, möge es einst zu Engeln oder Dämonen, zu Sylphen oder zu Gnomen werden; wir wissen, was wir zu thun haben. Nach festen Grundsätzen unserer Ueberzeugung von Recht und Unrecht betrachten wir die Geschichte unseres Geschlechts, möge sein letzter Akt ausgehn, wie er wolle.

Monboddo z. B. siehet in seiner Geschichte und Philosophie des Menschen *) ihn als ein System lebendiger Kräfte an, in welchem sich das elementarische, das Pflanzen-, Thier- und Verstandes-Leben unterscheide. Das animalische Leben, meynt er, sey im besten Zustande gewesen, da die Menschen thierähnlich lebten. Er findet hiervon noch Aehnlichkeit bey den Kindern. Die Alter, die der Mensch als Individuum durchgehe, hält er auch für die Laufbahn des ganzen Geschlechts. Dies führt er also in seinen ersten nackten Zustand in freier Luft, in Regen, in Kälte zurück, und zeigt, was die Bekleidung, das Wohnen in Häusern, der Gebrauch des Feuers, die Sprache auf das Menschengeschöpf gewirkt haben. Er zeigt die Fähigkeiten, die es hatte, zu schwimmen, aufrecht zu gehen, Uebungen anzustellen, und findet in diesem Zustande den Grund jenes längeren Lebens, jener größeren Gestalt und Stärke, von der uns die Sage der Urwelt erzählet. Aus Beyspielen und Nachrichten erweiset er, wie durch Veränderung der Lebensweise, durchs Fleischessen und den Trank geistiger Getränke, durch die sitzende Lebensart bey Künsten, Gewerben, Spiele, durch feinern Nahrungsmittel, Wollüste und Zeitvertreibe der Körper des Menschen geschwächt, verkleinert, sein Leben verkürzt worden. — Dagegen zeigt er,

*) Antient Metaphysics, Vol. III. Lond. 1784. Dieser Theil des Großen Werks wäre wegen der gesammelten Thatsachen eines deutschen Auszuges gewiß werth.

er, wie der Verstand des Menschen durch Gesellschaft und Künste zugenommen; wie die Sagacität eines Naturmenschen von der Klugheit des civilisirten Mannes sich unterscheide; wie alle Künste aus Nachahmung entsprungen und die Idee des Schönen bloß dem civilisirten Zustande eigen sey. In beyden Altern der Menschheit findet er Nationen, Familien, Individuen unterschieden, unser Geschlecht aber überhaupt in Abnahme animalischer Kräfte, und hat hierüber Erinnerungen gegeben die jeder anwende, wie er mag und kann. —

Gehen wir in dies Alles ein, (wie denn Monboddo's System, einiger Eigenheiten des Verfassers wegen, gewiß nicht lächerlich gemacht zu werden verdient,) nehmen wir an, was auch die Geschichte lehret, daß fast alle Völker der Erde einmal in einem roheren Zustande gelebet, und nur von wenigen die Cultur auf andere gebracht sey; was folget daraus?

1. Daß auf unserer runden Erde noch alle Zeitalter der Menschheit leben und weben. Da giebt's Völkerschaften im Kindes-, Jünglings-, Mannes-Alter, und wird deren wahrscheinlich noch lange geben, ehe es den seefahrenden Greisen Europa's gelingt, durch gebrannte Wasser, Krankheiten und Sklavenkünste sie zum Greisesalter zu befördern. Wie uns nun jede Pflicht der Menschlichkeit gebeut, einem Kinde, einem Jünglinge sein Lebensalter, das System seiner Kräfte und Vergnügen nicht zu stören; so gebietet sie solches auch

Nationen gegen Nationen. Sehr angenehm sind mir in diesem Betracht mehrere Unterredungen der Europäer insonderheit der Missionare, mit ausländischen Völkern, z. B. Indiern, Amerikanern; die naivsten Antworten voll guten Herzens und gesunden Verstandes waren fast immer auf Seite der Ausländer. Sie antworteten kindisch-treffend und richtig; dagegen die Europäer mit Aufdringung ihrer Künste, Sitten und Lehren meistens die Rolle abgelebter Alten spielten, die völlig vergessen hatten, was einem Kinde gehörte.

2. Da die Unterscheidung elementarischer, animalischer, vegetativer und Verstandeskräfte nur ein Gedanke ist, indem jeder Mensch aus allen diesen, wenn gleich in verschiedenem Verhältniß, bestehet: so hüte man sich, diese und jene Nation ganz für animalisch zu halten, um sie als Lastthiere zu gebrauchen. Der reine Intellectus bedarf keines Lastthieres; und so wenig also der intellektuellste Europäer der Pflanzen- und Thierkräfte in seinem Lebenssystem entbehren kann, so wenig ermangelt irgend eine Nation ganz des Verstandes. Vielgestaltig ist dieser allerdings in Ansehung der ihn regenden Sinnlichkeit nach der verschiedenen Organisation der Völker; indessen ist und bleibt er in allen Menschengestalten nur Ein und derselbe. Das Gesetz der Billigkeit ist keiner Nation fremd; die Uebertretung desselben haben Alle gebüßet, jede in ihrer Weise.

3. Wenn intellektuelle Kräfte in mehrerer Ausbildung der Vorzug der Europäer sind: so kön-

nen sie diesen Vorzug nicht anders als durch Verstand und Güte, (beide sind im Grunde nur Eins) beweisen. Handeln sie impotent, in wüthenden Leidenschaften, aus kaltem Geiz, in niedrig-vermessenem Stolze; so sind sie die Thiere, die Dämonen gegen ihre Mitmenschen. Und wer leistet den Europäern Bürgschaft, daß es ihnen nicht an mehreren Enden der Erde, wie in Abyssinien, China, Japan ergehen könne und ergehen werde? Je mehr ihre Kräfte und Staaten in Europa altern, je mehr unglückliche Europäer einst diesen Welttheil verlassen, um dort und hier mit den Unterdrückten gemeinschaftliche Sache zu machen; so können intellektuelle und animalische Kräfte sich in einer Weise verbinden, die wir jetzt kaum vermuthen. Wer siehet in die vielleicht schon gepflanzte Saat der Zukunft? Cultivirte Staaten können entstehen, wo wir sie kaum möglich glauben; cultivirte Staaten können verdorren, die wir für unsterblich hielten.

4. Sollte in Europa auf Wegen, die wir zu bestimmen nicht vermögen, die Vernunft einmal so viel Werth gewinnen, daß sie sich mit Menschengüte vereinigte: welch eine schöne Jahreszeit für die Glieder der Gesellschaft unseres ganzen Geschlechts! Alle Nationen würden daran Theil nehmen und sich dieses Herbstes der Besonnenheit freuen. Sobald im Handel und Wandel das Gesetz der Billigkeit allenthalben auf Erden herrschet, sind alle Nationen Brüder; der jüngere wird dem älteren, das Kind dem

verständigen Greise mit dem was es hat und kann, willig dienen *).

5. Und wäre diese Zeit undenkbar? Mich dünkt, sie müsse selbst auf dem Wege der Noth und des Calculs erscheinen. Selbst unsere Ausschweifungen und Laster thaten müssen sie fördern. In Verhältnissen des Menschengeschlechts müßte keine Regel, in seiner Natur keine Natur herrschen, wenn nicht durch innere Gesetze dieses Geschlechts selbst und den Antagonismus seiner Kräfte diese Periode herbeigebracht würde. — Gewisse Fieber und Thorheiten der Menschheit müssen mit Fortrückung der Jahrhunderte und Lebensalter abbrausen. Europa muß ersetzen was es verschuldet, gutmachen was es verbrochen hat; nicht aus Belieben, sondern nach der Natur der Dinge selbst: denn übel wäre es mit der Vernunft bestellt, wenn sie nicht allenthalben Vernunft, und das Allgemeingute nicht auch das Allgemeinnützlichste wäre. Die Magnetnadel unserer Bestrebungen sucht diesen Pol; nach allen Irren und Schwankungen wird und muß sie ihn finden. —

*) Unter vielen andern erinnere ich hier abermals an le Vaillants neuere Reise. Der Unterschied, den er zwischen Nationen, die von Europäern verderbt sind oder mißhandelt werden und zwischen autonomischen Völkern bemerkt, ist schneidend. Seine Grundsätze, wie mit diesen umzugehen sey, sind auf der ganzen Erde anwendbar.

6. Daß also niemand aus dem Ergrauen Europa's den Verfall und Tod unseres ganzen Geschlechts augurire! Was schadete es diesem, wenn ein ausgearteter Theil von ihm untergienge? wenn einige verdorrete Zweige und Blätter des saftreichen Baumes abfielen? Andere treten in der verdorreten Stelle und blühen frischer empor. Warum sollte der westliche Winkel unseres Nord-Hemisphärs die Cultur allein besitzen? und besitzet er sie allein?

7. Die größesten Revolutionen des Menschengeschlechts hingen bisher von Erfindungen, oder von Revolutionen der Erde ab; wer kennet diese in der unabsehlichen Folge der Zeiten? Climate können sich ändern; aus mehreren Ursachen kann manches bewohnte Land unbewohnbar, manche Colonie zum Mutterlande werden. Wenige neue Erfindungen können viele ältere aufheben; und da überhaupt die höchste Anstrengung, (unläugbar der Charakter fast aller europäischen Staatskunst) nothwendig nachlassen oder überstürzen muß; wer vermag die Folgen hievon zu berechnen? Wahrscheinlich ist unsere Erde ein organisches Wesen; wir kriechen auf dieser Pomeranze wie kleine, kaum merkbare Insekten umher, quälen einander und bauen uns hie und da an. Wenn der Himmel fällt, sagt das Sprichwort, wo bleiben die Sperlinge? Wenn hier oder dort die Pomeranze modert, tritt vielleicht eine andere Generation auf; ohne daß deßhalb die erste eben am intellectuellen Theil ihres Systems, am Verstande, untergegangen wäre. Was sie eher hinrichten konnte, war Ausschweifung, Laster, Miß-

brauch ihres Verstandes. Gewiß sind die Perioden der Natur in Ansehung aller Geschlechter auf einander calculiret, daß, wenn die Erde Menschen nicht mehr wärmen und nähren kann, Menschen ihre Bestimmung auf ihr auch erfüllt haben werden. Die Blüthe welket, so bald sie ausgeblühet hat; sie lässet aber auch Frucht nach. Wäre also die höchste Aeußerung intellektueller Kraft unsere Bestimmung so forderte eben diese von uns, dem künftigen, uns unbekannten Aeon einen guten Samen nachzulassen, damit wir nicht als weichliche Mörder sterben.

Monboddo sieht unsere Erde als eine Erziehungsanstalt an, aus der unsere Seelen gerettet werden. Der einzelne Mensch kann und darf sie nicht anders ansehen: denn er kommt und geht vorüber. Auf der Stelle, auf welcher er ohne sein Wollen erscheinet, muß er sich helfen, so gut er kann, und das System seiner elementar- und vegetativen, seiner animalischen und intellektuellen Kräfte ordnen lernen. Allmählich sterben sie ihm ab, bis der ausgebildete Geist verflieget. — Auch hier ist Monboddo's System consequent, das ich, unvollendet wie es ist, mancher andern kaufmännisch-politischen Geschichte der Menschheit vorziehe. Zu einer Geschichte unseres Geschlechts gehören kaufmännisch-politische Considerationen nur als ein Bruchstück; ihr Geist ist sensus humanitatis, Sinn und Mitgefühl für die gesammte Menschheit.

VI.

Ahnungen der eigenen Zukunft.

1.

Das Land der Seelen.

Aus den zerstreuten Blättern. 1797.

Es ist wohl keine Gegend, wohin unsere Untersuchung, Phantasie und Neugier einen kühneren Flug wagt, als das Land jenseit des Grabes. Um den Staub des Begrabenen ist alles so still: kein Laut, keine Stimme kommt jenseit her, auch wenn es das Herz dessen, der seine Geliebten dahinsandte, so sehnlich wünschet. Die Psyche, die sich dem Leichnam des verstorbenen entwindet, der junge Phönix, der aus der Asche hervorgeht, sind unserm sterblichen Auge sichtbar. Die Vernunft, die nur aus Erfahrungen und nach der Analogie schließt, weiß an Data und Aehnlichkeiten dieses Lebens (etwa die einzige Entwickel ng der Raupe zum Schmetterling) so wenig sichere Schlüsse über den künftigen Zustand der Erdebewohner zu heften, daß sie sich begnügen muß, aus allgemeinen Grundsätzen, die hie und da wirk-

lich zu viel beweisen, oder noch kräftiger, aus der ganzen Gestalt unserer Natur, aus der moralischen, hier ziemlich unbefriedigten oder unvollendeten Anlage des Menschen fortzuschließen. Zuletzt also, wenn sie keinen andern Wegeweiser annehmen will, läßt sie Ahnungen und Wünsche für Hoffnungen gelten, die dem Gemüth des Verlangenden und dem moralischen Zweck dieses Lebens genug sind, selten aber die Phantasie, die sich ihr Gemählde mit allen Farben ausmahlen möchte, befriedigt. Es ist daher kein Volk der Erde, das sich nicht nach seinen Wünschen und Lieblingsbegriffen dies Gemählde ausgemahlt hätte; und da die Dichter dem geheimen Verlangen menschlicher Herzen gerne schmeicheln, so haben dichterische Völker auch den ganzen Schatz ihrer hier unerreichten Wünsche in's weite freie Land jenseit des Grabes verlegt, und nach Herzens Lust und Liebe daselbst entwickelt. Wir wollen einige dieser Meynungen und Dichtungen verschiedener Völker durchgehen, und am Ende daraus einige Schlüsse ziehen.

Ich lasse das Volk ganz dahin gestellt, dem eine Offenbarung d. i. außerordentliche Fakta der Vorsehung, nebst Entwickelung derselben von ihren gottbegeisterten Weisen, seine Begriffe und Hoffnungen lenkte; die Untersuchung des Ganges dieser Lehre bei den Ebräern wird eines andern Orts seyn. Hier bleiben wir bey Völkern, die im Nebel ihrer Sinne, unter den Wolken des engen Horizonts, der sie einschloß, umhergiengen, und fragen, was sie dachten? wie weit sie's brachten?

* * *

I. Einige morgenländische Völker.

Die Morgenländer, die ihre Todten begruben, scheinen der Idee des Grabes treugeblieben zu seyn. Das Grab war ihnen Wohnung der Todten, das bleibende Haus ihrer Ruhe; und sie bildeten dies Gemählde um so mehr aus, da sie die Ungewißheit und Flüchtigkeit dieses Lebens, das Unzuverlässige der Wohnungen, die wir jetzt bewohnen, ihrer Sprache und Denkart nach, stark schilderten und innig fühlten. Einer von den Königen Korasans sah, in Sadi's Dichtung, den langverstorbenen Sultan Mahmund im Traum. Sein ganzer Körper war Asche; nur seine Augen blickten unversehrt hell im Sarge umher. Er fragte die Weisen um des Traumes Deutung, und Einer von ihnen sagte: „Er blickt auf dich aus seinem Grabe, und spricht dir zu:

Einst hab' ich diesen Pallast auch bewohnt,
Auf deinem goldnen Thron hab' ich wie du gethront.
Wie viele vor mir schon, die dort geglänzet haben,
Sind auch wie ich, zu Staube Staub, begraben.
Wir sind vergessen; nur Nuschirvan lebt,
Deß Namen keine Zeit begräbt.
Folg' ihm, und tritt in seine Spur;
Was man der Menschheit that durch edle große Gaben,
Das bleibt im Tode nur —

* * *

Da die Araber die Gräber als Wohnungen ihrer Freunde und Vorfahren betrachteten, ehrten sie solche sehr, wässerten, kühlten und bepflanzten sie mit Bäumen. Ihr Glaube war, daß sich auch die Asche der Todten an dieser Kühlung labe; daher in ihren Gedichten es ein oft wiederkommender Wunsch ist, daß Morgenwolken sie mit reichlichem Regen bethauen mögen:

Kommt, besuchet den Mann, und sprecht zu seinem Grabe:
Morgenwolken thauen auf dich, mit Regen auf Regen!
Höre, du Grab des Maan, du erste Grube der Erde,
Des Freigebigen Bett, der Meer und Länder beglückte,
Höre, du Grab des Maan, die Milde schließest du in dich
Todt — denn lebte sie, du schlössest, Grube, sie nicht ein,
Die weitherzige Brust, die keinem Freunde sich zuschloß.
Doch sie lebet, sie lebt im Ruhm dankbarer Genossen,
Wie der wässernde Strom reichblühende Auen zurückläßt.

Wie sie hier das Grab ansprechen, reden sie oft den Todten selbst an, und glauben, seine dumpfe murmelnde Stimme, die sie das Echo der Gräber nannten, zu hören. Diese Stimme der Gräber war eine gemeine Meynung, und die Dichter haben sich ihrer vielfach bedienet. So spricht z. E. der Geliebte zu seiner Geliebten:

Wenn im Grabe wir liegen, und nun sich unsere Stimmen
Dumpf begegnen, wie sich Schatte mit Schatte bespricht,

Laila, bin ich auch Staub; mein Staub wird wallen und hüpfend
Echo werden dem Laut, der deine Stimme mir bringt.

In einer andern Elegie auf den Tod eines Freundes, spricht dieser seinen verlassenen Gehülfen aus seinem Grabe Muth zu.

Elegie auf Said.

Euch beneid' ich anjetzt, des Staubes stille Bewohner,
Glückliche Todten! es wohnt Said nun unter euch auch!
Mir entrissen, und jetzt! da unter Mengen der Feinde
Said allein mir half, Said statt Aller mir war.
Wehrlos steh ich, wie dem die Spitze des Schwerdtes geraubt ist,
Und ein gieriger Dolch rächend die Seite durchstößt. — —
Wir besuchten den Sterbenden; ach! mit Speise des Schmerzes,
Mit durchsäuertem Gram sättigte sterbend er uns.
Stumm verließen wir ihn; die Saat des heißen Verlangens
Streut' er in unsere Brust: wässert, o Thränen, die Saat!
Lasset sein Erb' uns theilen — ein reiches Erbe des Freundes!
Seinen herrlichen Ruhm, Freunde, den ließ er uns nach.
Aus der Stille der Gruft spricht er, ein mächtiger Redner!
Jetzt, im Staube verstummt, spricht er am lautesten uns.

Ein anderes, späteres GrabGedicht, das sich auf die Idee bezieht: „der Mensch gehe in seinen Ur„sprung zurück, in den Schoos der Mutter, aus dem „er kam" ist das Lob einer stillen, verschwiegenen Tugend, und gewiß auch eine Perle des Lobes:

Die zurückgenommene Perle.

Hin bist du, Naami! du edle Perle. Der Himmel
Schuf zum Schmucke der Welt dich aus dem reinesten Thau;
Aber sie kannte dich nicht in deinem Glanze! der Himmel
Legt mit Neide dich jetzt sanft in die Muschel zurück.

* * *

Es ist bekannt, daß Muhammed die Auferstehung der Todten, das Gericht, Belohnung und Strafe jenseits des Grabes in seinem Koran sehr eingeschärft, und als einen Hauptartikel zu glauben verordnet hat. Züge davon fand er in der Tradition seines Volks, die ganze Einfassung nahm er von Juden und Christen; nur daß er sie nach den Lieblingsbegriffen seiner Nation und etwa nach den Affekten seines eigenen Herzens modificirte. Wenn ein Leichnam ins Grab gelegt wird, spricht seine Sekte, wird er von einem Engel aufgehoben, und von zween andern über sein Leben gefragt. Besteht er wohl, so lassen sie ihn zur Zeit der Erweckung in Friede ruhn,

und ein kühler Wind aus dem Paradiese kommt täglich seine Asche zu kühlen. Bestehet er übel, so leidet er die Schmerzen des Grabes. Mit eisernem Stabe werden ihm die Glieder zerschlagen, und seine Sünden, in Gestalt der Würme, nagen seinen Leichnam. Nach einer andern Tradition bleibt die Seele des Menschen eine Zeitlang am Grabe schweben, mit der Freiheit hinzugehen, wohin es ihr gefällt. (Ohne Zweifel war dies die alte Meynung, die Muhammed vorfand und aufnahm. Jene grausere Vorstellung war Rabbinisch. — Er soll die Seelen der Vorfahren fleißig bei den Gräbern gegrüßt haben, denn der alte Gebrauch, die Gräber der Anverwandten zu besuchen, ließ sich nicht gern stören). Oder sie gingen in eine Art mittlern Zustandes und kosteten, wenn sie gut gewesen, zuerst als schöne grüne Vögel von den Früchten des Paradieses; da hingegen die Seelen der Bösen in eine Grube geworfen wurden. Nur wenige Heilige und Gerechte steigen sogleich ins Paradies, wo Muhammed sie, auf seiner berühmten Nachtreise in den Himmel, zur Rechten und Linken der Seele Adams sahe.

Nach der Auferstehung und dem Gericht hatten die Araber, wie andere Völker, die Brücke al Sirat zu durchgehen, auf der man ins Paradies gelangte. Sie ist fein wie ein Haar, und schärfer als die Schneide des Schwerdtes; unter ihr und auf beiden Seiten ist Abgrund. Die Frommen gehen leicht wie die Luft hinüber: die Bösen stürzen hinunter; und wer sich z. E. eines unversöhnten Feindes, eines nicht erstatteten Unrechts bewußt ist, muß an der

Brücke warten bis sein Feind kommt, und sich mit ihm versöhnen, oder Mittel der Erstattung suchen, eh er hinüber könnte. Die geglaubte Dichtung scheint bei den Morgenländern nicht ohne moralischen Nutzen gewesen zu seyn, da sie, so wie auch die Dichtung von der großen Waage des Weltgerichts, vorzüglich auf Friedfertigkeit, Billigkeit, Wiedererstattung drang — die nothwendigsten Tugenden zum geselligen Leben der Menschen. Als Muhammed sterben wollte, ließ er Alle zusammen rufen und fragte: ob jemand sich über ihn zu beschweren habe? Es fand sich Einer, und ihm geschah Erstattung. —

Das muhammedanische Paradies endlich ist so bekannt, daß es unnütz wäre, seine Schilderung zu wiederholen. Ein Tropfen Wassers aus dem Paradiese erweckt die Todten; das Eintauchen in den Fluß des Lebens nimmt alle Flecken weg und wäscht weißer als Perlen. Der Baum der Glückseligkeit schattet über einem daurenden Freudenmahl, und giebt Jedem Früchte nach der Lust seines Herzens. Die Mädchen des Paradieses mit großen schwarzen Augen erscheinen bekanntermaßen oft der Einbildung der Streiter für Muhammed in den ersten Zeiten des Eifers der neuen Religion. Sie winkten ihnen hinüber, trockneten ihre Wunden und kühlten ihre Stirn — kurz, sie waren mit an dem Heldenmuth Ursach, der in jenen Zeiten so viel Länder erobert hat: weil jeder, der für den Einen Gott und für seinen Propheten Muhammed stritt, gerad ins Paradies zu gehen gewiß war. — Die Dichter nutzten diese Phantasie auf andere Weise, und kleideten ihre

Freude

Freude und Liebe in Bilder des Paradieses. Fast kein Liebesgedicht der Morgenländer, insonderheit der Perser, giebt es, wo die Geliebte nicht bald eine Quelle des Lebens, bald eine Rose und Cypresse im heiligen Garten wird, voll ewigblühender Reize, voll unverwelklicher Schönheit. Die Moralisten endlich zogen daraus treffliche Sprüche, z. B. „das Gebet führe auf den Weg zum Paradiese: „Fasten und Mäßigkeit öffne die Pforte, die Gutthätigkeit führe hinein." — Offenbar ist's, daß das Clima der Morgenländer, ihr Hang zur Ruhe und sinnlichen Liebe, ihr Gefallen an Schatten, Quellen und schönen Gegenden, vielleicht auch ihre Opiumträume dazu beigetragen, mehrere dergleichen aus der Tradition benachbarter Völker empfangene Ideen vom Paradiese so zu bilden und zu gebrauchen.

* * *

II. Celten.

Von den Arabern gehen wir, des Contrasts wegen, zu den — Celten. Jene setzten das Reich der Verstorbenen in den frühesten Zeiten unter die Erde; diese in die Wolken, und haben es, z. B. in Oßians Gedichten, schön ausgebildet. Proben mögen auch hier reden, und uns das Todtenreich der Galen in den luftigen Wolken des Himmels selbst zeigen. Oßians Sterbelied, womit er sich zu

seinen Vätern hinüber singet, fange an. Er hat die Thaten seiner Jugend gesungen, und fährt fort:

So waren meine Thaten, Sohn Alpins,
Als stark war meiner Jugend Arm.
So waren Toscars Thaten,
Des krieggebohrnen Konloch=Sohns.

Aber Toscar ist auf seiner fliegenden Wolke,
Und ich in Lutha jetzt allein.
Meine Stimme gleicht dem letzten Hauche des Windes,
Wenn er den Wald verläßt.

Doch Oßian bleibt nicht lange mehr allein,
Er sieht die Wolke schon, zu empfangen seinen Geist.
Er sieht den Nebel, der sein Kleid wird seyn,
Wenn er auf Hügeln erscheint.

Die Söhne der kleinen Menschen *) schauen dann hinauf,
Bewundernd die Gestalt der Führer alter Tage;
Sie kriechen in ihre Höhlen hinein
Und schaun zum Himmel, erschreckt.

Dann werden meine Schritte in Wolken seyn,
Und Dunkelheit wird rollen um mich her.

Sohn Alpins, leite, leite
Den alten Barden zu seinem Hain.
Die Wind' erheben sich,

---

*) Das künftige schwache Geschlecht der Nachkommen.

Die dunkle Woge des Sees ertönt;
Beugt dort nicht ein Baum vom Mora sich nieder
Und seine Aeste sind entlaubt?
Er beugt sich, Sohn Alpins, im rauschenden Windes-
hauch;
Meine Harfe hängt am dürren Ast,
Und traurig ist der Klang aus ihren Saiten. —

Harfe, rühret dich der Wind?
Oder ist's vorübergehend ein Geist? —
Es ist Malvinens Hand! *)
Bringe die Harfe mir, du Sohn Alpins!
Ein anderer Gesang soll steigen auf,
Mein Geist soll scheiden in dem Gesang',
Meine Väter sollen ihn hören in ihrer luftigen Hall'.
Ihr dämmernd Antlitz wird sich niederneigen,
Von ihren Wolken werden sie freudig schaun,
Und ihre Hand empfangen ihren Sohn.

Der Sterbegesang fängt an:

Die alte Eiche neigt sich über den Strom:
Mit allem ihrem Moose seufzet sie.
Das welke Farrenkraut rauscht näher mir
Und mischt sich, wie es webt, mit Oßians Haar.

Rühre die Harf' und erhebe Gesang!
Seyd nah, mit allen euren Schwingen, ihr Winde!
Traget hinweg den traurigen Schall,
Zu Fingals luftiger Halle.

---

*) Der verstorbenen Gattin seines Sohns.

Zu Fingals Halle traget ihn empor,
Daß der noch höre die Stimme seines Sohns,
Die Stimme deß, der einst den Mächtigen pries.

Der Nordhauch öffnet deine Thor', o König,
Auf Wolken seh' ich sitzen dich,
Dämmrig glänzend
In deinem Waffenschmuck.

Zwar ist deine Gestalt des Tapfern Schrecke nicht mehr;
Er gleicht der Wasserwolke,
Wenn wir die Sterne hinter ihr schaun
Mit ihren weinenden Augen — —

Dein Schild ist gleich dem bejahrten Mond,
Dein Schwerdt ein Dunst mit Feuer halbdurchglüht:
Dämmrig-schwach ist jetzt der Führer,
Der vorschritt einst im Glanz.

Aber auf Winden der Wüste ist ein Tritt,
Und Sterne dunkeln in deiner Hand.
Du nimmst die Sonn' in deinem Zorn
Und birgst sie in die Wolken.
Die Söhne der kleinen Männer sind erschreckt,
Und tausend Regengüsse steigen nieder.

Und trittst du wieder in deiner Mild' hervor;
So spielt das Morgenlüftchen vor dir her;
Die Sonne lacht in ihren blauen Feldern;
Der graue Strom schleicht fort in seinem Thal;
Die Büsche schütteln ihre grünen Häupter:
Die Rehe springen der Wüste zu. — —

Welch Murmeln auf der Haide dort?
Die stürmigen Winde haben sich gelegt — —
— — Ich höre Fingals Stimme!
Lang' war sie ferne meinem Ohr.

„Komm, Oßian, komm! spricht er,
Fingal hat empfangen seinen Ruhm.
Wir schwanden weg gleich flüchtigen Flammen,
Doch ruhmvoll schieden wir.

Sind unserer Schlachten Gefilde dunkel gleich und schweigend:
Vier graue Steine sind unser Ruhm.
Die Stimme Oßians sang;
Die Harfe klang in Selma.
Komm, Oßian, komm, spricht er,
Mit deinen Vätern fleuch' in Wolken auch du!" —

Und kommen will ich, du König der Männer!
Das Leben Oßians sinkt.
Ich schwind hinweg auf Kona.
In Selma sieht man meinen Schritt nicht mehr.

An Mora's Steine schlafen werd' ich nun,
Die Winde, rauschend in mein graues Haar,
Erwecken mich nicht mehr.

Geh hin auf deinen Schwingen, o Wind,
Du störest nicht des Barden Ruh'.
Die Nacht ist lang — doch schwer sind seine Augen;
Geh hin, du rauschender Hauch.

Aber warum so traurig, Fingals Sohn?
Warum wölkt deine Seele sich ein?
Die Führer anderer Zeiten schieden auch;

Sie gingen hinweg mit ihrem Ruhm.
Die Söhne künftiger Jahre werden scheiden;
Ein ander Geschlecht kommt auf.

Das Volk ist gleich den Woogen des Meers,
Dem Laube des waldigen Morvens gleich,
Es schwindet im rauschenden Windeshauch,
Und andere Blätter erheben ihr grünes Haupt.

War deine Schönheit daurend, Ryno?
Bestand des Streitgebornen Oscars Kraft? *)
Fingal selbst ging hinweg;
Der Väter Halle vergaß auch seinen Tritt.
Und solltest du rückbleiben, alter Barde,
Und Helden sanken hin?

Aber es bleibt mein Ruhm!
Er wächst wie die Eich' auf Morven;
Sie hebt ihr breites Haupt dem Sturm,
Und jauchzt im Laufe des Windes.

So war das Abscheiden Oßians, des Sohnes und Sängers der Helden; anders scheidet Malvina, die Gattin seines in der Schlacht gebliebenen Sohnes. Der Sänger hebt an, indem er sich im schönen Thal Lutha gleichsam seine Grabstätte aussucht, und von Malvinens Tode noch nichts weiß.

Wend', o wende dich, blauer Strom,
Um Lutha's enge Ebene winde dich.

---

*) Seine verstorbenen Söhne.

Daß die grünen Wälder von Bergen sich über sie hin-
neigen,
Und nur die Sonn' am Mittag sie beglänzt.

Die Distel auf ihrem Fels,
Schüttelt dem Wind ihr Haar;
Die Blume hängt ihr schweres Haupt,
Webend dem Lüftchen zu.

Als spräche sie dem Lüftchen: „was weckst du
mich?"
Von Tropfen des Himmels bin ich schwer.
Nah ist meines Welkens Zeit,
Nahe der Hauch, zu entblättern mich.

„Morgen wird der Wanderer kommen,
Er, der in meiner Schöne mich sah,
Sein Auge durchsucht das Feld;
Mich findet es nicht mehr."

So werden sie suchen auch einst die Stimme
von Kona,
Die verhallt ist im Gefild'.
Der Jäger kommt am Morgen früh;
Die Stimme meiner Harfe schweigt.
„Wo ist der Sohn des streitgebornen Fingals?" spricht
er,
Und seine Wange thränt.
Dann komm' o du Malvina,
Mit allem deinem Wohllaut komm!
Leg' Oßian in die Ebene Lutha's hin,
Sein Grab laß steigen im lieblichen Gefild'.

Malvina! wo bist, wo bist du mit deinem Gesang?
Mit deiner Tritte sanftem Laut?

Sohn Alpins, bist du nah?
Wo ist die Tochter Toscars? —

„Ich ging vorbei, Sohn Fingals, bei Torlutha's moosiger Wand;
Der Rauch der Halle war nicht mehr.
Schweigen war im Haine des Hügels,
Die Stimme der Jagden schwieg.

Ich sah die Töchter des Bogens und fragte nach Malvina,
Doch sie antworteten nicht.
Sie wandten ihr Antlitz weg,
Ein dünner Nebel bedeckte ihre Schöne.
Sie waren wie Sterne zu Nacht auf einem Regenhügel,
Wenn jeder schwach durch seine Wolke bricht."

Sanft *) sey deine Ruhe, lieblicher Strahl!
Bald bist du untergegangen auf unsern Hügeln.
Die Schritte deines Scheidens waren schön,
Wie der Mond auf blauen zitternden Woogen sinkt.

Aber uns hast du gelassen in Dunkelheit,
Erste der Mädchen in Lutha.
Wir sitzen auf dem Felsen; es kommt kein Laut,
Kein Licht ist dort als das Feu'r des Meteors.
Bald bist du untergegangen, o Malvina,
Tochter des edlen Toscar.

Doch du gehst auf, wie der Strahl des Ost's,
In Mitte der Geister deiner Freunde auf,

---

*) Hier redet Oßian wieder.

Dort, wo sie sitzen in ihren stürmigen Hallen,
In den Kammern des Donnerlauts. — —

— — Eine Wolke hängt auf Kona dort:
Ihre blauen krausen Seiten stehen hoch:
Die Winde mit ihren Schwingen sind unter ihr:
In ihr ist Fingals Wohnung.
Da sitzt der Held im Dunkel,
Den luft'gen Speer in seiner Hand:
Sein Schild, mit Wolken halb bedeckt,
Ist gleich dem dunkeln Mond,
Wenn eine Hälfte noch in Wocgen schwebt
Und die andere kränklich blickt auf's Feld.

Seine Freund' auf Wolken, rings um den König her,
Sie hören Ullins Gesang:
Halb unsichtbar die Harfe, rührt er sie,
Und erhebt die schwache Stimme.
Die kleinern Helden mit tausend Meteoren
Erleuchten die luftige Hall.

Malvina steigt in ihrer Mitt' hinauf,
Die Wange hold beschämt.
Sie sieht die unbekannten Antlitz' ihrer Väter
Und kehrt hinweg den nassen Blick.
„Bist du so bald gekommen? ist Fingals Wort,
Tochter des edlen Toscar.
Trauer wohnt nur in den Hallen von Lutha,
Traurig ist mein bejahrter Sohn."

Ich höre das Lüftchen von Kona,
Das sonst mit deiner schweren Locke spielte,
Es kommt zur Halle; doch du bist nicht da,
Es rauschet traurig unter den Waffen deiner Väter.

Geh hin, o Lüftchen, mit deiner rauschenden Schwinge,
Und seufze auf Malvinens Grab.
Es hebt sich unter jenem Felsen dort
An Lutha's blauem Strom.
Die Mädchen sind hinweg an ihren Ort,
Und du allein, o Lüftchen, traurest da.

Aber wer kommt dort aus dem dunkeln West,
Gestützt auf eine Wolke?
Ein Lächeln ist auf seinem grauen Antlitz,
Seine Nebellocken fliegen im Wind' empor.
Er beugt sich vor, auf seinem luft'gen Speer —
Dein Vater ist's, Malvina.
Warum, spricht er, erscheinest du so bald
Auf unsern Wolken, Lutha's lieblich Licht?
Doch du war'st traurig, meine Tochter,
Denn deine Freunde waren hinweg.
Die Söhne der kleinen Männer waren in der Halle,
Von Helden war niemand, als Oßian. — u. s.

Doch genug! so gern ich auch noch vom Todtenlied Oscars und der Komola noch eine Probe gäbe. Man siehet, die einsamen Bewohner der neblichten, stürmigen Berge und Thale des alten Galenlandes wußten ihren Vorfahren kein anderes Elysium zu geben, als den Wolkenhimmel, der sie umgab. Da sie ihre Väter liebten, und gleichsam ohne sie nicht seyn konnten, so mußten diese, auch abgeschieden, um sie oder über ihnen seyn. Da sie kein anderes Vergnügen, als Kampf, Liebe und die Wehmuth des Gesanges kannten, so mußten ihre Väter auch auf den Wolken, wo sie mit ihren luftigen Waffen selbst nicht mehr streiten konnten, sich wenigstens an den Thaten ihrer Söhne erfreuen,

diesen hie und da, insonderheit vorm Unglück und dem Tode, in Träumen erscheinen, und sich auch in ihrem Nebel an des abgeschiedenen Ullins luftiger Harfe nach die Stunden kürzen. — Zwar wird in den Werken der kaledoninischen Barden auch an eine Insel des Friedens Flathinnis gedacht, wo die Sonne schläft, und die tapfersten Helden nahe und mit ihr in Spielen sich ergötzen, indeß die schlechtern Menschen an die Enden derselben verbannt seyn. In Oßians Gedichten aber erinnere ich mich keiner Spur dieses Elysiums seiner abgeschiedenen Väter, ob es gleich natürlich scheint, zu denken, daß, wo der schöne Jüngling des Himmels, die Sonne, seine Ruhestätte und sein Land hat, er's auch mit den Edlen und Guten theile. — Uns, in unserer christlich-deutschen Denkart, ist vielleicht nichts fremder, als die luftige Halle Fingals; setzet man sich aber in die Einsamkeit weniger, von der Natur abgeschlossener, sich einander treuer und rüstiger Stämme, so kann man sich den Glauben dieser Dichtung leicht erklären. In der Einsamkeit wird die Seele gleichsam horchender: ein Gemüth voll zarter Leidenschaft, das nur wenig Ideen hat, und an diesen desto fester hanget, kann also bald dahin kommen, die Gestalt seines Geliebten im Schatten, im Nebel, in der Wolke zu sehen, und seine Stimme im vorbeigehenden Lüftchen zu hören. Da nun die Naturscenen des Landes, das diese Geschlechter bewohnten, so abwechselnd, sonderbar und kühn sind, daß die kälteste Einbildungskraft neuerer pure pute gelehrter Reisenden selbst, durch sie hie und da erwärmt wurde: so konnten Sitten und Neigungen, wie die sind, die Oßian im Leben

seiner Freunde schildert, auch nach ihrem Tode dem Ueberbleibenden leicht ein so einfaches, ihn nah angrenzendes Reich der Geister gewähren. Der Leib lag unter vier grauen Steinen: der Lebensruhm des Hingegangenen schwebte auf der Harfe der Wehmuth, und wohnte tief im Herzen der Nachgelassenen. Der Seele blieb nichts, als, da man sie selbst als Hauch dachte, die Region des Hauchs der Winde, wo sie im Andenken an ihre verlebte Thaten den Thaten ihrer nachgelassenen, allmählig auch emporsteigenden Nachkommenschaft zusah. Hier liegen sie, sagt der alte Annir,

Hier ruh'n im Dunkel die Kinder meiner Jugend,
Der Stein ist Ruro's Gruft:
Der Baum schallt über Argon's Grabe.
Hört ihr meine Stimme, meine Söhne,
In eurem engen Hause?
Oder sprecht ihr in diesem rauschenden Laube,
Wenn der Wind der Wüste sich erhebt?

Ein aufsteigender Nebel scheint gleichsam ein aufsteigender Helden- und Riesengeist, und die mancherlei Gestalten der schwarzen, goldgerändeten, vom Winde hie und dahin getriebenen Wolke konnten dem Auge der Phantasie bald den Anblick verschaffen, den sie zu finden geneigt war. — Wir kommen zum eigentlichen Lande der Seelen. — —

* * *

III. Land der Seelen.

Den meisten Völkern, die wir Wilde nennen, ist das Reich der Seelen ihr Elysium jenseit des Grabes. Eine schöngezierte Kabane, fröhlicher Tanz auf einer immer grünenden Aue, und eine angenehme Fortsetzung der Geschäfte, an die sie im Leben gewöhnt waren, ist daselbst ihr Vergnügen; ein Vergnügen, das sie mit den Freuden dieser Erde in keine Vergleichung stellen. Lafiteau erzählt ein Mährchen von einem jungen Amerikaner, der, über den Tod seiner einzigen geliebten Schwester untröstlich, den Entschluß faßte, sie im Lande der Geister selbst aufzusuchen. Ein Zauberer wies ihm den Weg dahin, und gab ihm ein Behältniß, worin er die Seele der Verstorbenen einschließen könnte. Nach unsäglicher Gefahr und Mühe langte er an. Der König der Seelen nahm ihn in Schutz gegen die Proserpina dieses Reichs, der die weibliche Seele eigentlich zugehörte. Er bekam sie im Tanz zu sehen, wollte sie umarmen, und sie verschwand vor ihm, wie dem Aeneas seine Kreusa; noch weniger wollte sie zurück ins Land der Lebendigen. Endlich gewann er Mittel, sie in sein Behältniß einzuschließen. Freudig wanderte er zurück. Die angenehme Stunde kam, da er durch Hülfe des Zauberers die erbeutete Seele mit ihrem Körper vereinigen wollte: vor Ungeduld der Liebe öffnete er seinen Schatz zu früh, und die wieder befreyete Seele entfloh auf ewig. Sey dies Mährchen Traum, oder Betrug des Zauberers, oder wahrscheinlich beides: so zeigt's die Meynung dieser

Völker von ihrem Reich der Seelen. Der junge Held wird ein zweiter Orpheus, der seine geliebte Eurydice sucht, findet, gewinnt, und auf immer verliert.

Da dies Reich der Seelen beinah allgemein auf der Erde von den heidnischen Völkern geglaubt ward; so fällt mir aus einem Winkel Europens eine Geschichte bei, die wenigstens ihrer Seltenheit wegen hier einen Platz verdient. Es ist bekannt, daß die alten heidnischen Völker an der Ostsee, Preußen, Letten, Kuren, Esthen u. s., wie andere Völker, ein Reich der Seelen glaubten; daher sie den Körper des Verstorbenen wohl ankleideten, ihm die zur Reise nöthigen, oder sonst seine besten Geräthe mitgaben, und nach dem Todtenmahl, das sie der Seele des Verstorbenen zugerichtet hatten, sie mit eigenen Ceremonien in ihren neuen Aufenthalt wiesen. In einigen Strichen dieser Länder haben sich Meynungen, Sagen, abergläubische Gebräuche dieser alten Zeit noch unter dem Landvolk erhalten, die desto geheimer und heiliger fortgeerbt werden, eben weil man sie nicht äußern darf, und weil sie so innig an der Sprache und Liebe ihrer Vorfahren haften. Im Jahre 1763 also hatte ein vierzehnjähriges Bauermädchen in Liefland einen Traum, der sie in das Land der Seelen zu ihren abgeschiedenen Vorfahren versetzte: es war ihr daselbst so wohl, sie genoß ein so neues Vergnügen, daß sie sehnlich wünschte, immer da zu bleiben. Eine der verstorbenen Seelen gab ihr den Rath, sich, vom Umgange der Menschen weg, in einen Wald zu begeben, da ohne Speise und Trank, an einen Baum gelehnt, zu warten, so werde sie, ohne Tod, zu

ihrem Wunsche gelangen, mit den abgeschiedenen Seelen sprechen, umgehen, und sich vergnügen können bis an den jüngsten Tag. — Das erwachte Mädchen, ganz dieses Traumes voll, setzte ihn in der Einsamkeit, weil sie das Vieh hütete, fort, bis man sie, nach lebhaften Aeußerungen darüber, einschloß, da sie dann natürlich — bei der ersten Gelegenheit entwischte. Nach drei Wochen fand man sie in der Tiefe eines Waldes, mit niedergelassenen Händen und tiefgesenktem Haupt unter einem Baum stehend und an ihn gelehnt. Ihre Augen waren verschlossen, ihr Gesicht todtenfarb, aber munter. Man brachte sie zurück, und zwang sie (sie that's sehr ungern und nur aus Furcht grausamer Strafe) zur Speise. Sie nahm zwar gern ihre vorige Stellung an, fing aber, aus Furcht oder in Hoffnung wieder zu entwischen, mit der Zeit an zu sprechen, bis sie, bei der ersten Gelegenheit, weiterhin in eine andere Gegend des Waldes entkam; wo man sie endlich, zwei Meilen vom Hause ihrer Mutter, in eben der Stellung fand, matt, ausgetrocknet. — Als man sie angriff, verschied sie in den Armen ihres Bruders, und ging also wirklich in's Reich der Seelen über. —

Beides, der lebhafte Traum sowohl, als die Wirkungen desselben lassen sich ohne dämonische Dazwischenkunft erklären. Je mehr ein Glaube dieser Art, (die einzige überbliebene Nationalglückseligkeit eines unterdrückten Volks), der an Sprache, Sitten und Sagen der Väter haftet, verboten wird; desto wärmer wird er im Stillen fortgepflanzt. Die Ideen der Jugend heften sich daran; die Einsamkeit, zumal unter freiem Himmel, in Auen und

Hainen, brütet sie aus; und in den Jahren, wo die Natur erwacht, wo sie bei gehemmtem oder aufwallendem Blut sich im Himmel oder auf der Erde Gegenstände sucht, an welche sie ihre düsteren oder blumigten Empfindungen hefte, sind Träume der Art, wachend und schlafend, bis zur Täuschung lebhaft. Es wären hievon sonderbare Beispiele des Enthusiasmus anzuführen; wir begnügen uns aber, von dieser gedrückten einsamen Kreatur einen Schluß auf Zeiten zu machen, wo die Ideen vom Seelenreich mit allem Ansehen der Vaterwürde und mit jeder Wärme des Enthusiasmus in Gesängen und Thaten eingeprägt wurden. — Allerdings konnten sie da die lebhaften Bilder gewähren, die wir bei Oßian von der Versammlung der Väter, bei den Arabern vom Paradiese, und bei den nördlichen Deutschen von der Walhalla finden.

Ohne Zweifel ist dies geglaubte Reich der Seelen mit eine Ursache, warum die Wilden auch außer dem Kriege mit solcher Gleichmuth dem Tode entgegen gehen. Wenn der todte Körper angekleidet ist, und mit bemahltem Gesicht, die Waffen neben ihm, in seiner Hütte sitzet, wird von den Lebenden, die im Kreise umhersitzen, sein Lob gepriesen, und von jedem das Bekenntniß des Seelenreichs erneuert; wovon ich aus einer interessanten Reisebeschreibung *) theils eine Rede an einen ver-

*) Neue Sammlung von Reisebeschreib. Th. 1. Carvers Reisen, Hamburg 1780.

verstorbenen Krieger, theils die Geschichte und Klage einer Mutter über ihr verstorbenes Kind hersetzen will. Die Natur des herzlichen Affekts voll Einfalt und Würde ist mehr werth als die Kunst mancher Fictionen und erzwungenen Leichengedichte. —

Anrede an einen verstorbenen Krieger.

„Du sitzest noch unter uns, Bruder, dein Körper hat noch seine gewöhnliche Gestalt und ist dem unsrigen noch ähnlich, ohne sichtbare Abnahme, nur daß ihm das Vermögen zu handeln fehlet. Aber wohin ist der Athem geflohen, der noch vor etlichen Stunden Rauch zum großen Geiste empor blies? Warum schweigen jetzt diese Lippen, von denen wir erst kürzlich so nachdrückliche und gefällige Reden hörten? Warum sind diese Füße ohne Bewegung, die noch vor einigen Tagen schneller waren, als das Reh auf jenen Gebirgen? Warum hängen diese Arme ohnmächtig, die die höchsten Bäume hinaufklettern, und den härtesten Bogen spannen konnten? Ach, jeder Theil des Gebäudes, welches wir mit Bewunderung und Erstaunen ansahen, ist jetzt wieder eben so unbeseelt, als er vor dreyhundert Wintern war. Wir wollen jedoch dich nicht betrauren als wenn du für uns auf immer verloren wärest, oder als wenn dein Name nie wieder gehört werden sollte; deine Seele lebt noch in dem großen Lande der Geister, bey den Seelen deiner Landsleute, die vor dir dahin gegangen sind. Wir sind zwar zurück geblieben, um deinen Ruhm zu erhalten, aber auch wir werden dir eines Tages folgen. Beseelt von der

Achtung, die wir bey deinen Lebzeiten für dich hatten, kommen wir jetzt, um dir den letzten Liebesdienst zu erzeigen. Damit dein Körper nicht auf der Ebene liegen bleibe, und den Thieren auf dem Felde oder den Vögeln in der Luft zur Beute werde, wollen wir ihn sorgfältig zu den Körpern deiner Vorgänger legen, in der Hoffnung, daß dein Geist mit ihren Geistern speisen, und bereit seyn werde, den unsrigen zu empfangen, wenn auch wir in dem großen Lande der Seelen ankommen."

In ähnlichen kurzen Reden erhebt jeder Anführer das Lob seines abgeschiedenen Freundes.

„Als ich mich bey den Nadowessiern aufhielt, fährt der Reisende fort, so verloren die Bewohner eines benachbarten Zeltes ihren vierjährigen Sohn. Sie wurden über diesen Verlust so gerührt, daß der Vater durch seinen Kummer und den Verlust von Blut sich den Tod zuzog. Sobald die Frau, die vorhin schon untröstlich war, ihren Mann sterben sah, so hörte sie auf einmal auf zu weinen, und ward völlig heiter und gelassen."

„Mir kam die schleunige Veränderung so sonderbar vor, daß ich nicht umhin konnte, sie darum zu befragen. Sie sagte mir, der Gedanke, daß ihr Kind, seiner großen Jugend wegen, im Lande der Geister sich seinen Unterhalt nicht würde verschaffen können, hätte ihren Mann und sie sehr beunruhigt: aber da ihr Mann eben dahin gegangen wäre, der sein Kind zärtlich liebte, und die Jagd sehr gut verstünde, so hätte sie aufgehört zu trauren; denn jetzt wäre sie überzeugt, ihr Kind sey glücklich, und sie wünsche jetzt nichts mehr, als bey ihnen zu seyn."

Sie gieng nachher jeden Abend an den Baum, auf welchem ihr Mann und Sohn lagen, und schnitt eine Locke von ihrem Haar ab, welches sie auf die Erde streute, und betrauerte in einem schwermüthigen Liede ihr Schicksal. Ihre Lieblingsmaterie war die Thaten herzurechnen, die ihr Sohn verrichtet haben würde, wenn er länger gelebt hätte: und so lange sie sich mit diesen Gedanken beschäftigte, schien ihr ganzer Schmerz aufzuhören.

Klage einer Mutter um ihren Sohn.

„Wärest du bey uns geblieben, mein lieber Sohn, wie sehr würde der Bogen deine Hand geziert haben, und wie tödtlich würden deine Pfeile den Feinden unseres Stammes geworden seyn. Du würdest oft ihr Blut getrunken und ihr Fleisch gegessen haben *), und zahlreiche Sklaven wären die Belohnung deiner Arbeit geworden. Mit starkem Arme würdest du den verwundeten Büffel niedergerissen, oder den wüthenden Bär bekämpft haben. Du hättest das fliegende Elendsthier eingeholt, und auf dem Gipfel der Gebirge dem schnellsten Rehe Troz geboten. Was für Thaten würdest du nicht verrichtet haben, wenn du das Alter der Kraft erreicht hättest, und von deinem Vater in allen indischen Vollkommenheiten wärest unterrichtet worden."

*) Es ist dies der Ausdruck des Kriegs auch bey Nationen, die die Worte im eigentlichen Verstande gar nicht vollstrecken. Sie haben ihn beibehalten aus alten Zeiten.

In ähnlichen Ausdrücken beklagte diese ungebildete Indierin den Verlust ihres Sohnes, und oft brachte sie den größten Theil der Nacht bey diesem rührenden Geschäfte zu. *)

2.

Palingenesie.

Das Wiederkommen der Seelen.

1.

„Warum könnte jeder einzelne Mensch nicht mehr als Einmal auf dieser Welt vorhanden gewesen seyn?"

---

*) Diese Abhandlung sollte über mehrere Völker fortgesetzt werden, daher ihr erster Titel Hades und Elysium hieß. Auch die Walhalla unserer Vorfahren gehört zum Lande der Seelen; nicht minder ihre Hela u. f. — Da aber über diese Gegenstände viel geschrieben ist, und wahrscheinlich noch geschrieben werden wird, so überspringen wir sie, und eilen zum östlichen Theil der Erde, wo man ausgezeichnet ganz etwas anders, als ein Elysium oder eine Walhalla oder ein Land der Seelen glaubte. Der Wink eines sehr scharfsinnigen Mannes führt uns dahin; jene Abhandlung mag indeß Fragment bleiben.

2.

„Ist diese Hypothese darum so lächerlich, weil sie die älteste ist? weil der menschliche Verstand, ehe ihn die Sophisterey der Schule zerstreut und geschwächt hatte, sogleich darauf verfiel?“

3.

„Warum könnte auch Ich nicht hier bereits einmal alle die Schritte zu meiner Vervollkommnung gethan haben, welche bloß zeitliche Belohnungen und Strafen den Menschen bringen können?“

4.

„Und warum nicht ein andermal alle die, welche zu thun uns die Aussichten in ewige Belohnungen so mächtig helfen?“

5.

„Warum sollte ich nicht so oft wieder kommen, als ich neue Kenntnisse, neue Fertigkeiten zu erlangen geschickt bin? Bringe ich auf Einmal so viel weg, daß es der Mühe wieder zu kommen etwa nicht lohnet?“

6.

„Darum nicht? — Oder weil ich es vergesse, daß ich schon da gewesen? Wohl mir, daß ich das vergesse! Die Erinnerung meiner vorigen Zustände würde mir nur einen schlechten Gebrauch des gegenwärtigen zu machen erlauben. Und was ich auf itzt vergessen muß, habe ich das auf ewig vergessen?“

7.

„Oder weil so zu viel Zeit für mich verloren gehen würde? — Verloren? — Und was habe ich denn zu versäumen? Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?“

8.

So Leßing*). Und ich setze sogleich, um den Ton nicht zu überstimmen, eine Stelle hinzu, die er in einer strengeren, Gemüthsfassung schrieb: **)

„Daß man die Menschen von der Begierde ihr Schicksal in jenem Leben zu wissen, eben so abhalten sollte, als man ihnen abräth, zu forschen, was ihr Schicksal in diesem Leben sey.“

9.

„So viel, meynt er, fängt man ziemlich an zu erkennen, daß dem Menschen mit der Wissenschaft

---

*) Leßings Erziehung des Menschengeschlechts. Berlin 1780. §. 94.

**) Leßings Leben und Nachlaß Th. 2. In einem seiner Briefe sagt er, daß er die kleine Schrift über die Erziehung des Menschengeschlechts nicht apodiktisch, sondern gymnastisch geschrieben habe; worauf auch das Motto derselben aus Augustin deutet: Haec omnia inde esse in quibusdam vera, unde in quibusdam falsa sunt. Zu Untersuchung dieses Wahren und Falschen, oder des Gewissen und Ungewissen Anlaß zu geben, war also des Verfassers eigentliche Absicht.

des Zukünftigen wenig gedient sey; und die Vernunft hat glücklich genug gegen die thörichte Begierde der Menschen, ihr Schicksal in diesem Leben zu wissen, geeifert. Wann wird es ihr gelingen, die Begierde, das Nähere von unserem Schicksal in jenem Leben zu wissen, eben so verdächtig zu machen?"

10.

„Die Verwirrungen, die jene Begierde angerichtet hat, und welchen (wie ich an Oedipus zeigen kann) durch schickliche Erdichtungen des unvermeidlichen die Alten vorbeugen mußten, sind groß; aber noch weit größer sind die, welche aus der andern entspringen. Ueber die Bekümmerungen um ein künftiges Leben verlieren Thoren das gegenwärtige. Warum kann man ein künftiges Leben nicht eben so ruhig abwarten, als einen künftigen Tag?" —

11.

Mit einem Philosophen, der über jede Hypothese von nähern Umständen unseres künftigen Zustandes so ruhig urtheilt, darf man auch über seine Hypothese vom öftern Wiederkommen der Menschen in dieses Leben ruhig sprechen oder wie man jetzt sagen will, vernunften.

12.

Alt ist die Hypothese gewiß, nicht etwa nur als Spekulation, sondern viel früher noch als Wahn sinnlicher Menschen.

13.

Alle Völker nämlich bildeten sich ihren künfti=

gen Zustand nach ihrem jetzigen; wie konnten sie auch anders? Eine Nomadenfamilie, die in diesem Leben enge zusammenhieng, sich fest an die Namen, Geschlechtsregister und Traditionen ihrer Väter anschloß, auf das Ansehen derselben ihr eigen Glück und ihre Erwartungen bauete, mit ihnen endlich gemeinschaftlich in Eine Gruft gieng, dachte sich den Zustand nach dem Tode als eine Versammlung der Väter. So ward ein Schattenreich unter dem Grabe, oder ein Paradies jenseit des Grabes, wie der Scheol und Garten Eden der Hebräer, mit veränderten Umständen auch der Hades und das Elysium der Griechen beweisen.

14.

Einsame Völkerstämme, wie Oßians Galen, die zwischen nebelreichen Gebirgen im Andenken des kriegerischen Ruhms ihrer Väter und selbst in fortdauerndem Kriegsgetümmel lebten, setzten ihre Heldenväter in die Wolken, damit sie auch nach dem Tode noch die Tapferkeit ihrer Söhne ansehen, und ihren eigenen unvergessenen Ruhm in Gesängen hören möchten.

15.

Kriegerische Völker, die aus fernen Ländern gekommen waren oder in ferne Länder streiften, hatten eine Walhalla ihres alten Vaterlandes, in welche sich unter ihrem ersten Anführer die im Streit fallenden Krieger fortdauernd versammeln und alle Ergötzungen finden, die sie hier im Leben geliebt hatten. Ihre Uebungen und Kämpfe setzen sie dort beseliget fort.

16.

So alle andere Nationen, die in einer engen gesellschaftlichen Verbindung leben. Der Schatte dieser Verbindung, wie es auch der Name sagt, folgt jeder so treu in's Schattenreich nach, daß man hinter dem Grabe die sicherste Charte von den Neigungen und Phantasien, auch wohl vom Grade der Cultur und dem eigensten Charakter der Nation aufnehmen könnte. Jede legte ihr Ideal der Glückseligkeit, das sie auf Erden nicht oder nur theilweise fand, in ein Elysium hin; jede, die zu moralischen Begriffen gelangt war, belohnte und strafte jenseit des Grabes nach Ereignissen und in der Lebensweise, die ihr diesseit des Grabes eigen gewesen war. Der Schatte nahm seine Empfindungen und Beschäftigungen mit, und trieb sie dort weiter.

17.

Wie aber die Völker, die sich so enge verbunden nicht fühlten? die wenigstens keinen Drang hatten, ihren Gesellschaftskreis, ihre Sippschaft, ihren Ruhm, ihre Verrichtungen in jene Welt hinüberzunehmen? Möge man es Fühllosigkeit oder erworbene Gleichgültigkeit nennen, und die Ursachen davon im Klima oder in der natürlichen Organisation oder endlich in frühern Begebenheiten und in der Lebensweise der Nation finden; genug, die Seelenwanderung war das Nächste, worauf diese leichter organisirten Völker kommen konnten.

18.

Sie sahen lebendige Wesen um sich, die ihnen so bedeutend schienen, wohl auch so lieb waren, wie die Menschen; Lebendige, deren Jedes in seiner Organisation einen Charakter ausdrückte, wie der Mensch in der seinigen; die völlig denselben Lebensgang der Entstehung, des Wachsthums durch Nahrung und Beschäftigungen, der Fortpflanzung und eines allmählichen Ablebens zu durchwandern haben, als sie selbst; ja die sie vielleicht in ihrem freyen Element der Luft, des Wassers, der Wälder für glücklicher hielten, als sie sich bey mühsamer Arbeit in ihrer oft kummervollen Höhle halten mochten. — Wie nahe lag ihnen also der Wahn: „im Tode wirst du jener leichte Vogel, jene schwimmende Ente, oder wenn du es zu werden stark genug bist, jener vortrefliche, gefürchtete Bär" Dies war nicht Spekulation, sondern sinnlicher Wahn, den ihnen der Umgang mit Thieren, eine zwischen ihnen und sich bemerkte Aehnlichkeit, überhaupt aber das Mitgefühl mit denselben kunstlos eingab.

19.

Bey allen Völkern, welche die Seelenwanderung glaubten, bemerkt man ausgezeichnet dies Mitgefühl mit Thieren, ja sogar eine Hochachtung gegen einige derselben weit über den Menschen hinaus. Wie hoch steht die Kuh, der Elephant in der Denkart eines Hindus! dies oder jenes Jagdthier in der Vorstellungsweise eines Jagd-

volkes! Von ihrem Reh nimmt Sakontala fast einen zärtlicheren Abschied als von ihren Gespielen *).

20.

Was diesen Lieblingswahn sehr vermehren mußte, war die Fabel- und Mährchenweisheit dieser Völker. In der Fabel sprechen am angenehmsten Thiere; ihre Charaktere, ihre verschiedenen Haushaltungen und Lebensweisen legen sich in ihr glaubwürdig zu Tage; man spricht mit ihnen, man lernt von ihnen. Die alte Fabelweisheit der Hindus ist bekannt; in dem Hitopades des Wischnu-Sarma *) liegt ein reiches Feld vor Augen. Auch den andern roheren Völkern fehlte es an Mährchen nicht, die von dieser Sympathie mit dem gesammten Thierreich ausgiengen, und zur Seelenwanderung unmittelbar führten.

21.

Die Kunst der Zauberer (Schamanen) vollendete Alles. Wenn sie die entflogene Seele nicht zurückbringen konnten, (und auch hierüber gab es Mährchen) so wußten sie sie doch aufzusuchen und in jenem Thier in diesem Vogel zu befragen. Der allgemeine Glaube dieser Naturvölker, daß der schnelle Gedanke wandern und erscheinen könne, daß in Träumen und angestrengten Ekstasen die Seele wirk-

---

*) S. hierüber und über mehrere Data dieser Abhandlung die ihr beigefügten Belege.

**) Herausgegeben von Wilkins. Bath 1787.

lich aus dem Körper gehe und Alles das verrichte was der Begeisterte sich vorstellt, dieser Glaube macht die Seelenwanderung beynahe selbst zur geglaubten Erfahrung.

Und doch war sie nur ein Wahn, obgleich sehr natürlich gegeben.

Der Satz also *), „daß, da die Seelenwanderung gewiß daß älteste aller philosophischen „Systeme sey, schon dies ein gutes Vourtheil „dafür wirken müsse: denn die erste und älteste Meynung in spekulativen Dingen sey immer die wahrscheinlichste, weil der gesunde Menschenverstand sofort darauf verfiel", dieser Satz dürfte nach dem, was gezeigt ist, Einschränkung leiden. Ehe die Lehre von der Seelenwanderung Spekulation oder System ward, war sie Volksglaube, eine Meynung sinnlicher Menschen, auf ihrer Stufe der Cultur ihnen eben so natürlich als andern leidenschaftlicheren Völkern ihre Versammlung der Väter, ihr Land der Seelen, ihr Hades, Elysium, Orkus.

23.

Als die Brahmenkaste der Hindus diese Lehre ausbildete, und mit tausend Göttermährchen verknüpfte, bildete sie an ihr nichts, als, wenn ich so sagen darf, die Organisation ihres Volkes, seinen Wahn und Glauben, seine Ansicht der Welt aus. Leidenschaftlos und doch äußerst zart im Gefühl, von gährendem Wein, von

*) Leßings Leben und Nachlaß. Th. 2.

Thierspeisen und aller Völlerei gesondert, an Waschen und Reinigung gewohnt, in einem milden Klima fast unter freiem Himmel hausend, fühlen sich die Menschen vom Druck der Luft minder beschweret, und nicht im Kampf, sondern in einem sanften Zusammenfluß der Elemente. Die Lebensseele ist ihnen also ein subtiles Element, das alle Dinge durchdringet, und in dieser und jener leicht zusammengesetzten, leicht trennbaren Form, nur auf eine Zeit, nach ihrer jetzigen Lage, nach ihren jetzigen Werkzeugen wirket. Diese sind ihr bildsame Gefäße, in welche sie ausgegossen ist; ohne Mühe kann sie in ein anderes Gefäß gegossen werden, und dieses beseelen. Ein Strom leichter Verwandlungen ist ihre Welt; ihre erhaltende Gottheit selbst hat sich oft verwandelt. Es sey nur Täuschung, meynen sie, daß die Dinge so hart und schroff abgetrennt seyn, wie wir sie uns denken; ihre Philosophie sowohl als ihre Moral gehet darauf hinaus, diese schroffe Abtheilungen zu mildern, den Wahn des Verschiedenseyns zu verbannen, und einen Zustand sich eigen zu machen, da uns alles gleich ist, indem uns nichts afficiret. Eine Organisation dieser Art macht die Seelenwanderung zu einem angenehmen Traum. Das beseelende Oel des Lebens fließt hin und her; die Seele kömmt und gehet. Wie der Leib in seine Elemente aufgelöset wird, so gehet auch sie in ihr Element und mittelst des ewigen Stroms in andere Formen über.

24.

Man begreift leicht, was für Annehmlichkeiten dieser Traum in einem Klima mit sich führe, das

einem sanften Volk seine ruhige Passivität sehr begünstigt. Er ist ihm ein Opium, das gleichgültig macht; selbst die strengsten Büßer können bey ihren Ertödtungen der Sinne, bey ihrer Concentration auf's innerste Gemüth, als den leidenschaftlosen Mittelpunkt des Daseyns, ein Vergnügen empfinden oder empfunden haben, das uns, die wir mitten im Kampf physischer und moralischer Weltblähungen leben, ganz unbekannt ist.

25.

Aber was soll dies Opium uns? Die Verfassung des Geisterreichs, die Gestaltung des Menschengeschlechts erkläret diese Meynung auch analogisch nicht. Denn wenn die Elemente, die unsern Körper ausmachen, den Gesetzen ihres Systems gehorchen: so ist eben die Frage, was dann das ordnende Gesetz des Geisterreichs sey? Nach welchen Regeln wechseln die Dinge ihre Form? Nach welchem Gesetz fließen die Seelen auf und nieder?

26.

Soll dies ein moralisches Gesetz seyn, so ist der Glaube der Seelenwanderung eher beunruhigend, als erklärend. Warum büßet dieser Unglückliche, ohne daß er weiß, warum er büße? Der leidenschaftlosen Seele der Welt ist an seiner Büßung, an Rache und Genugthuung nicht gelegen.

27.

Und wie hart büßet er! moralisch betrachtet. Er, der nicht mehr Mensch ist, soll für das bü-

ßen, was er als Mensch that, in einem Zustande, der ihm alle Fähigkeit abschneidet, moralisch, d. i. bessernd und versöhnend zu handeln.

28.

Und wie leicht büßet er doch! ohne Moralität betrachtet. Der ehemalige Tiger im Menschengeschlecht ist jetzt ein wirklicher Tiger, ohne Pflicht und Gewissen, die ihn einst zuweilen doch quälten. Jetzt schießt er los und zerfleischt mit Durst, Hunger und Appetit, aus innerem, nun erst ganz gestillten Triebe. Das wünschte, das wollte ja der menschliche Tiger! Statt gestraft zu seyn, ist er belohnt: er ist, was er seyn wollte und einst in der Menschengestalt sehr unvollkommen war.

29.

Hinweg also mit der Seelenwanderung, als einer Büßungshypothese! *) Nur für Kinder, für sinnliche Menschen, und auch für diese ist sie verderblich, da sie, bey einigem Guten, das Uebelste bewirkt, was an Menschen bewirkt werden kann, nämlich sie unter Thierceremonien und Aberglauben, unter dem Joch eitler Furcht, in einem fortwährenden Kreisgange weniger Ideen gefangen zu halten und auf Jahrhunderte zu lähmen.

---

*) Es bedarf keines Beweises, daß Leßing sie in diesem Brahmen- und Pfaffensinn nicht anpreisen wollte. Gewiß hätte er sie feiner ausgesponnen und rationalisiret.

Das munterste Roß, das sein Leben hindurch mit verdeckten Augen den Mühlengang durchkreisen muß, verliert zuletzt, wo nicht ganz seine Besinnung, so gewiß seine edlere Art.

30.

Pythagoras, der bey Errichtung seiner philosophischen Gesellschaft die Seelenwanderung, (wir wissen nicht, mit welchen Modificationen) als einen alten aegyptischen Glauben mit aufnahm, hatte dabey seine Ursache. Die griechischen Fabeln vom Hades und Elysium ketteten die Menschen an die abgestorbenen Sagen ihrer Urväter aus den sogenannten Heldenzeiten fest an; seinem Plan waren diese entgegen. Wenn er einen Bund der Edlen und Guten zur Menschenaufklärung und Menschenglückseligkeit stiften wollte, so mußte man aus diesem engen Ideenkreise alter Familiensagen heraus. Der Mensch mußte sich als Mensch betrachten; unter sich das Thier, über sich die Gottheit. Durch diese Hypothese ward er von der Furcht des Hades entbunden; er hörte auf, ein Knecht alter Vorurtheile zu seyn, und sollte gegen seine Nebenmenschen das werden, was Menschen gegen Thiere sind, ein Gott; sonst ginge er nach seinem Tode wieder zu den Thieren. Wie mehreres Andere gab Pythagoras diese Lehre als Glauben weiter: ein philosophisches System ist, meines Wissens, diese Lehre in Griechenland nie worden.

31.

Wie könnte sie es auch werden, da ihr alle Basis fehlet? Niemand weiß, wer er einst war? und

und ob er schon war? Er soll's nach diesem Glauben auch nicht wissen dürfen. Niemand weiß, wohin er gehe? und was aus ihm werde? Die Hypothese bekennet also selbst, daß sie Wissenschaft zu seyn nicht begehre.

32.

„Man duldet aber, wo keine Wissenschaft statt findet, so manche Hypothese" — Man duldet sie, weil sie erläutert, weil sie zu etwas Gewisserem führet. Was erläuterte, wozu führte diese?

33.

Erläuterte sie etwa das Unglück der Elenden, der Gebrechlichen, der Unterdrückten? Nichts weniger. Vielmehr erbittert sie gegen das Schicksal, das also rächet und strafet. Sünden der Eltern an Kindern, Vergehungen eines vorigen Lebens, die uns die Anwendung und den Genuß des gegenwärtigen rauben! Dazu unbewußt rauben, ohne daß ein vernünftiger bessernder Zweck erreicht werde! — Ueberhaupt ist der Begriff einer rächenden Gottheit, die da rächt ohne zu bessern, ein Unbegriff, ein häßlicher und verächtlicher Gedanke.

34.

Und sehen wir nicht, daß eben Personen, welche die Vorsehung vernachläßigt, ja gar verwahrloset zu haben scheint, oft am glücklichsten gedeihen? Andere, die sie reich ausstattete, mißrathen?

35.

Eine Hypothese also, die uns das Leben zum blinden Kinderspiel oder zur Fallbrücke macht, die

uns veranlaßt, wider die Vorsehung entweder als unbillig Verworfene schmerzhaft zu murren, oder sie wie verzogene Lieblinge bübisch zu äffen und zu mißbrauchen; eine Hypothese, die uns zum Neide, zum Stolz, zu Trübsinn, Trägheit und Mißtrauen verführt, und uns den klaren Anblick der Dinge, wie sie sind und werden, hinwegnimmt — eine solche Dichtung ist kein glücklicher Traum.

36.

Warum wollet ihr, daß der Tyger, die Hyäne, der Abscheulichkeiten wegen, die sie (sogenannte Menschen), an Menschen begehen, erst in einem künftigen Leben leiden und ihre Verruchtheit, der keine Hölle weit und tief genug ist, durch eine Rache büßen sollen, die keinem von ihren Beleidigten und Unterdrückten das mindeste hilft? Euch thut er das Unrecht; bindet Ihr den Tyger und macht ihn zum Menschen. So rächet ihr euch auf's edelste, und bewirkt selbst eine glückliche Metempsychose. Wie? ihr wolltet euch ruhig die Leber fressen lassen, damit euren Geyer in seinem künftigen Zustande das Schicksal röste und brate? Schämt euch einer niedrigen Trägheit, die sich mit kindischem Wahn tröstet. Palingenesirt euch selbst an euren leidenden und leidbringenden Theilen; so darf euch das Schicksal nicht palingenesiren.

37.

„Allerdings geht die Vorsehung einen unmerklichen Gang, und dieser Unmerklichkeit wegen „wollen wir an ihrem Fortschritt nicht verzweifeln; „nicht verzweifeln an ihr, selbst wenn ihre Schritte

„uns scheinen sollten zurückzugehen. Die kürzeste „Linie ist nicht immer die gerade. Aber wenn sie, „die Vorsehung, auf ihrem ewigen Wege so viel „mitzunehmen, so viel Seitenschritte zu thun hat, „wenn das große langsame Rad, welches das Ge„schlecht seiner Vollkommenheit näher bringt, nur „durch kleinere schnellere Räder in Bewegung gesetzt „wird, deren jedes sein Einzelnes dahin liefert;" *) so lasset uns nicht vergessen, daß diese kleineren, schnelleren Räder kein Anderer, als Wir sind. Auf uns hat die Vorsehung gerechnet. Das größeste Gute wie das größeste Uebel geschah den Menschen durch Menschen. Sie machen es, daß die Vorsehung so viel Seiten- und Rückschritte thun mußte; sie förderten oder hemmten den Gang des großen Rades. In diesem Leben ist also den Menschen Palingenesie, Metempsychose unentbehrlich; oder sie ist überhaupt mißlich.

38.

Denn was förderte den Fortgang des Ganzen im Menschengeschlecht? und was hielt ihn zurück? Einzelne große und gute Menschen förderten ihn, die eine neue Geburt der Gedanken und Bestrebungen an's Licht brachten. Sie erschienen wie Genien und zwangen andere weiter. — Was hemmte hierauf den Fortgang, und mach-

*) Lessings Erziehung des Menschengeschlechts §. 91. 92.

te, daß jede neue Bildung immer nur ruckweise geschah? Die Trägheit anderer Menschen. Man hinderte, wie man konnte, und lähmte den Gang der Vorsehung; oder man hing sich jenen aufweckenden, neubeseelten Genien als Ballast an, krüppelte ihnen nach und brachte ihr Bestes so tief hinunter, das mit Umsturz des Alten ein neu Gebäude wiederum von Grund aus errichtet werden mußte. Lasset uns die Fehler der Menschen nicht zum Gange der Vorsehung machen und auf gewaltsame, auf wiederkommend-zerstörende Perioden nicht als auf wesentliche Bedingungen unseres Fortstrebens rechnen. Kometen schießen zur Sonne in langen Hyperbeln und wieder hinweg; Welten, die ihren ruhigen Gang haben, gehen nicht ruckweise, sondern in der bestimmtesten Bahn um die ewige Sonne der aufhellenden, erwärmenden Wahrheit.

39.

Jetzt also, oder vielleicht niemals! —

Coelum, non animum mutant, qui trans mare currunt;
Strenua nos exercet inertia; navibus atque
Quadrigis petimus bene vivere: quod petis hic est!
Est Ulubris, animus si te non deficit aequus. *)

---

*) Nach Wielands Uebersetzung:

Wofern Vernunft und Klugheit, nicht ein Ort
Die Sorgen von uns nimmt; so ändern jene,

40.

Aber so sind wir Menschen. Wir dichten uns Hoffnungen der Wiederkehr; wir theilen unser Geschlecht nach Stufen der Cultur, nach Zeiten, Regionen; und versäumen oft dabei zu bemerken, daß der Beruf des Menschen, seine Lebenslection, je und allenthalben dieselbe, und zwar eine leicht zu fassende Lection sey, wenn nur die Menschen selbst sich solche nicht leidenschaftlich verwirrten, gewaltsam erschwerten, thöricht verlängten. Alle Zeitalter haben diese Lebenslection gewußt, alle Nationen konnten sie wissen; wir selbst könnten sie von Jugend auf gewußt, und würden sodann unser Leben, seinem schönsten Theile nach, nicht verloren haben.

41.

Gewiß und wahrlich. Um, was zur Glückseligkeit des Menschengeschlechts im Einzelnen und Ganzen gehört, zu kennen, dürfen wir nicht mehrmal auf unserer Erde ge-

---

Die über Meer der Langeweil' entlaufen,
Die Luft, nicht ihren Sinn! —
Wie sauer lassen wir uns werden, Nichts
Zu thun! Man jagt mit Vieren und zu Schiffe
Dem Glücklichleben nach; was du erjagen willst,
Ist hier, ist selbst zu Ulubrä, wenn nur
Dein eigen Herz dich nicht im Stiche läßt.

Horaz Briefe B. 1. Br. 11.

wesen seyn; und haben wir's einmal zu lernen versäumt, dürften wir's wahrscheinlich mehrmal versäumen. Die Glückseligkeit des Ganzen besteht nur in der Glückseligkeit aller Glieder, der Fortgang der Aufklärung im Ganzen wird nur durch Zunahme aufgeklärter Einzelnen befördert. Was die Vorsehung dabei für einen Gang nehme, überlassen wir Ihr; wir sind einmal da, und sollen ihr helfen. Bedarf sie unser öfter, so wird es ihr an Gelegenheit dazu nicht fehlen; nur wir können auf diese nicht rechnen.

42.

So sind wir Menschen! Selbst Grundsätze und Handlungsweisen theilen wir nach Zeitaltern ab, wie nach Classen die Schüler; und zum Ueberblick der Geschichte sind Abtheilungen der Art, wie Farben auf der Landcharte zum Ueberblick der Länder, allerdings bequem. Im Innern aber läßt sich das Menschengeschlecht nicht also abtheilen. Jederzeit hat eine Classe Menschen aus Furcht oder Hoffnung, der Strafe und Belohnung wegen, gehandelt; in den meisten Fällen des Lebens, wo nur die Klugheit gebietet, handeln wir noch also; und wehe dem Schwachen, der sich jeden Augenblick mit dem obersten Grundsatz der Moral verwirren und martern will, wenn es blos auf Wirkung und Folge ankommt, mithin Klugheit allein entscheidet.

43.

Zu allen Zeiten aber hat es auch gute Menschen gegeben, die viel Gutes um des Guten

selbst willen thaten. Es gibt solche auf allen Stufen der Cultur, unter allen Nationen; unter denen, die wir Wilde nennen, vielleicht mehr, als unter Völkern, die blos zu feineren Vergnügungen der Sinne, der Einbildungskraft, der äußern Ehre und des Vernünftelns aufgeklärt sind. Jeder von jenen Guten und Edeln hatte seinen Lohn in sich; sein Gutes ging auf andere über.

44.

Wünschen wir also in ein Zeitalter wiederzukommen, wo man blos weise und nicht auch klug seyn darf: so hoffen wir wahrscheinlich auf eine utopische Zeit: denn immer wird dem Menschen ein Gewicht nöthig bleiben, das ihn an der Erde hält, damit er nicht in die Lüfte fliege. So lange wir Sinne, Phantasie, Gefühl für Ehre und Schande, Triebe der Sympathie u. s. behalten, wird auch ihr Anbau nöthig seyn. Auch unter dem Auge der Vernunft und dem Gesetz der Güte werden uns die Winde des Lebens, Furcht und Hoffnung, nimmer verlassen, wenn sie gleich nicht als Stürme unser Schiff treiben. In allen Zeitaltern war das Menschengeschlecht ein Baum, der Blätter, Blüthen und Früchte zugleich trug; zu jeder Zeit gab es, dem Charakter nach, große und gute Menschen.

45.

Und auf Charakter, dünkt mich, kommt es bei unserer Existenz am meisten an, nicht auf vermehrte Kenntnisse und Wissenschaften. Diese sind feiner geschliffene Werkzeuge, mit denen viel Gutes, aber auch viel Unnützes und Schädliches geschehen

kann; es kommt auf die Hand an, die sie führet. Ob ich z. B. eine moralische Wahrheit symbolisch oder in einer allgemeinen Formel erkenne, ist zum Lebensgebrauch gleich viel; genug, wenn ich sie lebendig erkenne und befolge.

46.

Wir bilden uns ein, daß unsere Vorfahren, wenn sie wieder kämen, unsere Zeiten bewundern würden. Verwundern würden sie sich allerdings; unsere Zeiten vielleicht auch bewundern. Den Fortgang des menschlichen Geistes nämlich in einzelnen und allgemeinen Wissenschaften, das Wachsthum der Erfahrung durch zusammenhangende Zeitalter, durch auf einander angewandte Künste, den erweiterten Wirkungskreis der menschlichen Vernunft, die ungleich größere Anzahl aufgeklärter Köpfe nach dem, was wir Aufklärung nennen; dies alles würden sie mit Verwunderung anstaunen, und vielleicht lange nicht begreifen.

47.

Ob sie aber, was den Charakter der Menschheit, ihre innere Kraft, Würde und Glückseligkeit betrifft, auch einen so ungeheuren Zuwachs finden würden, ließe sich bezweifeln. Wenigstens würden sich in der angenommenen höheren Gleichung unserer Zeiten diese Vortrefflichen wahrscheinlich nicht häufiger finden, als sie, nach dem, was von andern Zeiten erfordert werden kann, je und immer gewesen.

48.

Offenbar sind wir, auch mit unsern Erfindungen und Operationen, Werkzeuge in einer höheren Hand, die augenscheinlich unser gesammtes Geschlecht umfasset, und (wie wir ihr zutrauen können) sein Bestes zum Zweck hat; ob aber dabei jedes ihrer Werkzeuge dieses Bessere und Beste zum Zweck habe? ist eine andere Frage, die von der Erfahrung laut verneint wird. Mit unserer aus dem Fortgange der Cultur erwachsenen größeren Macht haben wir, sofern es auf uns ankam, unendlich viel Böses gegen das Menschengeschlecht verübet, das wir noch allenthalben auf der Erde entweder zu büßen oder zu vergüten haben. Es muß also eine große Palingenesie der Gesinnungen unseres Geschlechts vorgehen, daß unser Reich der Macht und Klugheit auch ein Reich der Vernunft, Billigkeit und Güte werde. Die Alten vom edelsten Charakter würden sich dieses einseitigen Fortganges schwerlich erfreuen, und vielleicht mit bewundernder Verachtung sagen: „weh euch, ihr starken Schwächlinge, ihr seyd mächtige, aber abscheuliche Dämonen!"

49.

Unläugbar ist's indeß, das Menschengeschlecht, durch Raum und Zeit und Noth und an einander geknüpfte Erfahrungen verbunden, drängt und treibt sich weiter. Das innere Zeughaus der Naturkräfte kennen wir nicht; wissen also auch nicht, woher die Vorsehung die Geister nimmt, die sie zur Fortleitung und Entwicklung dieses allgemeinen Knotens menschlicher Dinge bestimmt hat.

Nimmt sie solche aus ältern Zeiten, so sende sie uns keine Cäsars, Attila's, Tigeline, sondern große und gute Menschen.

50.

Und auch Er komme uns bald zurück, der die Erziehung des Menschengeschlechts als einen schönen Traum vortrug, Er, den wir sehr vermissen, und an dessen Statt wir dem Hades hundert luftige Schatten gern zusenden möchten.

51.

Zwar auf viel neue Kenntnisse, deren sich seitdem unser Vaterland zu rühmen hätte, können wir ihn nicht einladen, und die, deren es sich rühmt, dürften ihm nicht sonderlich neu scheinen. Aber lehren sollte Er uns —

52.

Nicht wie es in jener Welt stehe; diese Kenntniß muß und mag jeder sich selbst erwerben; sondern — Aber mich dünkt, ich höre seine Stimme: „zu Euch komme ich nicht wieder. Stellt Eure Bibliotheken, wie ihr wollt; schreibt Komödien, Dramaturgien, Briefe — ich komme nicht wieder."

53.

Und würde er nicht zu mir sprechen: was nach Franklin jener Amerikaner zum Mißionar sagte: „Unhöflicher! ich erzählte dir ein Mährchen, und du nennst es Unwahrheit?" — Nicht Unwahrheit, Lieber, sondern nur Mährchen, wie du es selbst gegeben. Auch mir wäre es lieb, wenn sich dein Traum

aufs beste realisirte, und ich viele Solons und Pythagoras, Platons und Antonine, Sarpi's und Fenelons um mich erblickte; die menschlichen Båren, Lůchse und Fůchse dagegen, ihrer charakteristischen Gestalt wiedergegeben, jeden in seinem natůrlichen Elysium wůßte. — Ueber ein Måhrchen låßt sich überhaupt viel sagen, obwohl fůr und wider nichts erweisen. Es kann gut und schlecht angewandt werden; mag's jeder glauben, wer will. Glauben und Aberglauben tadelt man nicht in guter Gesellschaft. — Doch er rede selbst!

54.

„Der Verfasser hat sich in dieser Schrift *) auf einen Hůgel gestellt, von welchem er etwas mehr als den vorgeschriebenen Weg seines heutigen Tages zu übersehen glaubt. Aber er verlangt nicht, daß die Aussicht, die ihn entzůckt, auch jedes andere Auge entzůcken můsse. — Und so, dåchte ich, kőnnte man ihn ja wohl stehen und staunen lassen, wo er stehet und staunet!"

55.

„Wenn er aus der unermeßlichen Ferne, die ein sanftes Abendroth seinem Blicke weder ganz verhůllt, noch ganz entdeckt, nun gar einen Fingerzeig mitbråchte, um den ich oft verlegen gewesen! —

„Ich meyne diesen. — Warum wollen wir in allen positiven Religionen nicht lieber weiter nichts

*) Die Erziehung des Menschengeschlechts. Vorrede.

als den Gang erblicken, nach welchem sich der menschliche Verstand jedes Orts einzig und allein entwickeln können, und noch ferner entwickeln soll; als über eine derselben entweder lächeln oder zürnen? Diesen unsern Hohn, diesen unsern Unwillen verdiente in der besten Welt nichts: und nur die Religionen sollten ihn verdienen? Gott hätte seine Hand bei Allem im Spiel; nur bei unsern Irrthümern nicht?"

56.

„Sie wird kommen, sie wird gewiß kommen, die Zeit der Vollendung, da der Mensch, je überzeugter sein Verstand einer immer bessern Zukunft sich fühlet, von dieser Zukunft gleichwohl Bewegungsgründe zu seinen Handlungen zu erborgen nicht nöthig haben wird: da er das Gute thun wird, weil es das Gute ist."

„Der Schwärmer thut oft sehr richtige Blicke in die Zukunft: aber er kann diese Zukunft nur nicht erwarten. Er wünscht diese Zukunft beschleuniget; und wünscht, daß sie durch ihn beschleuniget werde. Wozu sich die Natur Jahrtausende Zeit nimmt, soll in dem Augenblicke seines Daseyns reifen. Denn was hat Er davon, wenn das, was er für das Bessere erkennt, nicht noch bei seinen Lebzeiten das Bessere wird? Kommt er wieder? Glaubt er wieder zu kommen? — Sonderbar, daß diese Schwärmerei allein unter den Schwärmern nicht mehr Mode werden will." *)

---

*) Erziehung des Menschengeschlechts. S. 85. 90.

57.

Werde sie also unter Schwärmern Mode; nur unter guten Schwärmern. Baue die Vorsehung durch wiederkommende oder durch neu ankommende Seelen ihr großes Gebäude, wenn beiderlei Arbeiter nur rüstig und gut arbeiten. Im Geist und Charakter erkennen sich doch alle Gute aus allen Zeiten: Güte und Wahrheit ist nur Eine: diese bleibt und kommt immer wieder.

Erläuternde Belege

der Denkart, die zum Glauben einer Metempsychose geneigt macht.

---

1. Mitgefühl mit der ganzen belebten Schöpfung.

Als Sakontala *) den heiligen Wald verlassen soll, in welchem sie ihre Kindheit, und erste Jugend durchlebt hatte, ist dieses die Abschiedsscene:

---

*) Sakontala, oder der entscheidende Ring, ein indisches Schauspiel von Kalidas, übersetzt von Georg Forster. Mainz und Leipzig 1791.

Kanna.

(Pflegvater der Sakontala, ein Bramin).

Hört, ihr Bäume dieses heiligen Hains! ihr Bäume, in denen die Waldgöttinnen wohnen, hört und verkündet's, daß Sakontala zum Pallast ihres Ehegemahls geht; sie, die auch dürstend nicht trank, bis ihr gewässert waret; sie, die aus Liebe zu euch, nicht Eins eurer frischen Blättchen brach, so gern sie ihr Haar damit geschmückt hätte, deren größte Freude die Jahrszeit war, wenn ihr mit Blumen prangt.

Chor der unsichtbaren Waldnymphen.

Heil begleite sie auf ihrem Wege! Mögen beglückende Lüfte, ihr zum Genuß, den wohlriechenden Staub köstlicher Blüthen umherstreuen! Teiche klaren Wassers, grün von Lotosblättern, sie erquicken, wo sie wandelt, und belaubte Zweige sie vor dem sengenden Sonnenstrahl decken!

Eine Gespielin.

War das die Stimme des Kokila, *) der unserer Sakontala eine glückliche Reise wünscht? Oder sangen die Nymphen, die Befreundeten der frommen Bewohner dieses Hains dem harmonischen Vogel nach, und machten seinen Gruß zum ihrigen?

Die Pflegmutter.

Tochter, die Waldgöttinnen, die ihre verwandten Einsiedler lieben, haben dir Glück gewünscht; ihnen

*) Der Nachtigall.

gebührt dein ehrfurchtsvoller Dank. (Sakontala geht umher, und neigt sich gegen die Bäume.)

Sakontala

(bei Seite, zu einer ihrer Gespielen.)

Entzückt mich gleich der Gedanke, meinen Gatten bald wieder zu sehn, so wollen mich doch alle Kräfte verlassen, meine Pryamwada, da ich jetzt von diesem Hain, dem Zufluchtsort meiner Jugend, scheiden soll.

Pryamwada.

Du klagst nicht allein. — Sieh, der Hain selbst trauret, nun die Stunde des Abschieds herannaht. Die Gazelle frißt nicht länger vom gesammleten Kußagrase; die Pfauhenne tanzt nicht mehr auf der Wiese; die Pflanzen im Walde lassen ihre bleichen Blätter zur Erde sinken; ihre Kraft und ihre Schöne sind dahin.

Sakontala.

Ehrwürdiger Vater, erlaube mir diese Madhawistaude anzusprechen, deren rothe Blumen den Hain in Glut setzen.

Kanna.

Mein Kind, ich kenne deine Liebe für dieses Gewächs.

Sakontala

(umfaßt die Pflanze.)

O strahlendste der schlängelnden Pflanzen, empfange meine Umarmung. Erwiedere sie mit deinen

biegsamen Zweigen. Von diesem Tage an, groß wie die Entfernung ist, die mich von dir trennt, bin ich dein immerdar. — Geliebter Vater, sieh diese Pflanze wie mein anderes Ich an.

Kanna.

Meine Theuerste, deine Liebenswürdigkeit hat dir einen Gatten erworben, der dir gleich ist. Jetzt da meine Sorge um dich ein Ende hat, will ich deine Lieblingspflanze mit dem Bräutigam Amra *) vermählen, der in ihrer Nähe Wohlgerüche verbreitet. — Ziehe weiter, mein Kind.

Sakontala.

Mein Vater, du siehst die Antilope, die dort wegen der Bürde, mit der sie trächtig ist, sich langsam fortbewegt. Wenn sie diese Bürde los seyn wird, sende mir eine gütige Botschaft mit der Nachricht ihres Wohlseyns. Vergiß es nicht.

Kanna.

Liebe, ich vergeß es nicht.

Sakontala.

Was ist's, das den Saum meines Kleides ergreift, und mich zurück hält?

Kanna.

Es ist das junge Reh, dein angenommener Pflegling, auf dessen Lippen, wenn die scharfen Spitzen des

*) Ein blühender Baum.

des Kußagrases sie verwundet hatten, du so oft mit eigener Hand das heilige Sesamöl legtest, den du so oft mit einer Hand voll Syamakörner füttertest. Er will die Fußstapfen seiner Beschützerin nicht verlassen.

Sakontala.

Was weinest du, zärtliches Geschöpf, für mich, die unsern gemeinschaftlichen Wohnort verlassen muß? Wie ich dein pflegte, da du deine Mutter bald nach deiner Geburt verlorst, so wird mein Pflegevater, wenn wir scheiden, dich hüten mit sorgsamer Wartung. Kehre zurück, armes Geschöpf, zurück — wir müssen scheiden.

* * *

Und nicht den Indiern, ihnen nicht auf der Bühne allein ist dieses Mitgefühl mit Thieren und Pflanzen eigen; selbst rohe Völker, die in und mit der Natur leben, können ihm nicht entsagen. Der Mongole lebt und spricht mit seinem Pferde; mehrere tatarische Völker bitten die Thiere um Verzeihung, die sie auf der Jagd oder sonst tödten. Georgi*) führt ein finnisches Jagdlied an den Bären an, das Lob und Ehrfurcht ausdrückt; und die Kamtschadalen, (Itälmenen, gewiß kein feingesittetes Volk) haben eben diese Achtung oder Furcht vor Thieren, als wären sie, ihnen gleich, verständige Wesen. Alle, glauben sie, gehen gleich ihnen in die Unterwelt über

*) Beschreibung der Nationen des russischen Reichs — Finnen.

und suchen sich ihrer daher auch für diese Unterwelt zu versichern. *) Von der Ente Aanguisch, einem singenden Seevogel, der sich in großen Schaaren auf ihren Gewässern versammlet und die Accorde c, e, g und c, f, a in Chören anstimmt, haben sie die Musik erlernt; nach seinem Ton machen sie Aanguischlieder. So z. B. klagt der Liebende über seine gestorbene Braut, die er jetzt in einen solchen Singvogel verwandelt glaubt:

Auf den blanken See bist du gefallen,
Bist nunmehr zur Aanguisch-Ente worden;
O daß ich gesehn dich hätte fallen!
Auf den Wellen hätt' ich dich ergriffen,
Schnell ergriffen, und dich nicht verfehlet.
Denn wo fänd' ich Deinesgleichen Eine?
Hätt' ich Habichtsflügel; in die Wolken
Folgt' ich dir, und holte dich hernieder! —

Mit ihr ist mein Leben mir verloren;
Voll von Traurigkeit, mit Schmerz beschweret,
Zieh' ich in den Wald. Ich will den Bäumen
Ihre Rinde nehmen, mir zur Speise;
Dann, erwachend mit dem frühsten Morgen
Eil' ich an den See. Ich will die Ente
Aanguisch jagen; rings umher die Augen
Will ich forschend drehn, ob meine Liebe
Sich mir zeigt', ob ich sie wiederfinde? —

Einbildungen dieser Art sind nicht Philosophie, sondern ein sinnlicher Wahn sinnlicher Men-

*) Stellers Beschr. v. Kamtschadka. Frankf. und Leipzig 1774.

schen. Die Thiere, wie alles Lebendige, stehen von ihnen nicht so weit ab, wie wir uns über sie erhoben dünken.

2. Wenn sich aus solchen Eindrücken ein gewisses Symbol vom Ganzen der Schöpfung bildet, schließet es die Metempsychose beynahe schon in sich. Jedes Lebendige nämlich ist seinem Charakter nach ein bedeutender Buchstabe der Schöpfung; die Buchstaben werden versetzt, und es entspringen neue Wörter, neue Gestalten.

Mir sind zwey indische Gemählde durch ein Geschenk zugekommen, die um so merkwürdiger scheinen, da mir weder aus dem borgianischen Museum, noch aus Büchern etwas Aehnliches bekannt ist. Das Eine stellt einen bedächtig schreitenden Elephanten, das Andere ein Roß im schnellesten Lauf vor, beyde ganze Gestalten aber sind aus Thieren zusammengesetzt, alle mit lebendigen Farben, äußerst genau und charakteristisch, in den verschiedensten Stellungen und zwar jedes dahin geordnet, wo es als Theil des Ganzen eine lebendige Eigenschaft desselben ausdrückt. Der vorsichtig-aufgehobene Fuß des Elephanten ist ein zusammengekrümmter Affe in der vorsichtigsten Stellung; der vortretende so, wie die nachtretenden Füße werden von Thieren geformt, die Weiche, Stärke, Klugheit bezeichnen. So beym Elephant und dem Roß, bis auf den Rüssel, den Schweif, den Zaum, durch alle Bestandtheile des Geschöpfs, daß zur Bezeichnung eines Gliedes oft die verschiedensten Thiergestalten mitwirkend sich zusammen fügen. Was nun auch die Bedeutung dieser Figuren im Ganzen seyn möge, (sey's ruhige

Weisheit im Gegensatz der schnellesten Macht, oder zwey Ideen, die die Mythologie des Volks näher angiebt) welche sonderbare Denkart, auf diese Weise symbolisch zu componiren, und jeden kleinsten Theil des Symbols mit überdachter Genauigkeit charakteristisch auszuführen! — Einem Volk, das so zu imaginiren geneigt ist, dem sind zwischen Geschöpf und Geschöpf, so eigen jedes in seiner Art seyn mag, keine Mauern und Bollwerke gebaut; leicht schlüpft die Seele Eines Lebendigen in das andere über. Wechselnd verrichten sie ihre Funktionen; wechselnd ruhen sie, oder tragen die Last der Schöpfung.

3 Diese symbolische Gestalt der Schöpfung, gleichsam eine immerwährend fortgespielte Fabel, hat für sinnliche Menschen viel Anschauung, und in dieser einen reichen allegorischen Sinn. Jeder Gestalt nämlich bleibt, so lange sie spielt, ihr unzerstörbarer Charakter; die Rollen aber wechseln, so bald die Schale zerbrochen wird, leicht. Bey der größten Wirklichkeit also ist unsere Welt Maja, eine Welt der Täuschung. Die Lebensseele, die in die Organisation eines Thieres floß, kann in der großen Ordnung der Dinge auch einen Menschen organisiren; und wenn es die Ordnung der Dinge fordert, umgekehrt. Sie verändert bloß ihren Aufenthalt, spielt allenthalben ihre Rolle, hat ihre Funktionen; nur in der feinern Organisation des Menschen übt sie feinere Kräfte, Vernunft, Ueberlegung, Gedächtniß, und aus ihrer Zusammenwirkung die edelste Kraft, Ge-

wissen*). — Alles ist, (wie einst Brahma erschien,) ein ewig bebrütetes Ey. Gedanken und Bewegung theileten jenes; Gedanken und Bewegung wirken fort nach einem festgestellten Richtmaas. Bewußtseyn und fünf Sinne sind dieses Richtmaas, der Gränzkreis aller Wandlungen, aller Gestalten **).

Einem sinnlichen Auge nämlich kann die große Analogie der Dinge, eine unübersehbar-reiche Natur, die sich immer doch in wenige und dieselbe Sinne, Organe und einen ähnlichen Gliederbau, (blos nach Elementen verändert,) einschließt, nicht verborgen bleiben. Es war also die bequemste Philosophie, zu denken, daß der Lebensgeist, der sich in der Weltmaschine, zwar charakteristisch-reich, aber auch eben so beschränkt an Sinnen und Organen gegossen hat, wieder in sich zurückkehre, und neue Sinnen und Organe bilde. „Gott, welcher die Erde in voller Blüthe, reich an befruchtenden Samen sah, rief den Verstand hervor, den er mit mannigfaltigen Organen und Gestalten begabte, um daraus eine Verschiedenheit der Thiere auf Erden zu bilden. Die Thiere begabte er mit fünf Sinnen; dem Menschen gab er die Ueberlegung, und erhob ihn über die Thiere des Feldes. Männlich und weiblich wurden die Geschöpfe geschaf-

---

*) S. die Philosophie des Goutams in Dow's Abhandlungen zur Geschichte von Hindostan. Leipzig 1773.

**) S. die Gesetze des Menu, Sohns des Brahma. K. 1.

fen, damit sie ihr Geschlecht fortpflanzen möchten. Der Verstand aber, ein Theil der großen Seele des Ganzen, ward allen Geschöpfen eingeflößt, um sie auf eine ihnen bestimmte Art zu beleben. Nach dem Tode belebt er andere Körper, oder kehret wie ein Tropfe in das unbegränzte Meer zurück, dem er entfloß." *)

4. Es war also auch nur Philosophie des sinnlichen Auges, zu glauben, daß, wie die Theile des Körpers in ihre Elemente zurückgehen, auch die belebende Seele in den großen Hauch, die Seele der Welt, zurückkehre. Bey den Thieren hinderte nichts, dies zu glauben; sie hatten, wie in der Fabel, jedes in seiner Organisation, ihre Rollen gespielet und ausgespielet. Aber beym Menschen? Der Mensch, mit Ueberlegung und Gewissen begabt, Er auf eine so hohe Stufe gestellt, und doch auf dieser hohen Stufe oft so niedrig geartet, ein Plagegeist, ein böser Dämon der Schöpfung — hier fieng das Räthsel an, das uns jene sinnliche Philosophie nicht hat auflösen mögen.

„Brimha sprach: die Seelen der Menschen sind von den Seelen anderer Thiere verschieden: denn sie sind mit Vernunft und einem Bewußtseyn des Rechts und Unrechts begabet. Hängt ein Mensch dieser Vernunft und diesem Bewußtseyn des Rechts und Unrechts an, so wird seine vom Körper getrennte Seele, im göttlichen Wesen verschlungen, nie mehr das Fleisch beleben. Aber die Seelen derer, die Bö-

*) Dow Abhandl. S. 27. 28.

ses thun, werden im Tode von den Elementen nicht befreyet; vielmehr, mit einem feineren Körper von Feuer, Luft, Aether bekleidet, werden sie in der Hölle gestraft werden, und wenn daselbst die Zeit ihres Grams vorüber ist, so beleben sie andere Körper, bis sie zu ihrem Stande der Reinigung gelangen, und gereinigt endlich auch in Gott verschlungen werden." *) — Offenbar sollte in dieser Anwendung der Glaube der Metempsychose die Menschen schrecken, daß sie ihren erhabenen, mächtigen Stand nicht mißbrauchten; eine schöne Absicht, aber in dieser Einkleidung nur an sinnlichen, folgsamen, zartfühlenden Menschen erreichbar. Der Freche wird es darauf ankommen lassen, und der Frechste die Veränderung der Veränderung wegen wünschen.

5. Nicht also eigentlich der Glaube der Seelenwanderung hat jene erhabene Moral gebohren, die in den Lehren der Braminen alle Hochachtung verdienet; **) sondern vielmehr der wahre und große Grundsatz, Eins in Allem, Alles zu Einem. Alle sind wir von Einem Welt- und Lebensgeist auf kurze Zeit beseelt, alle sollen wir diese kurze Zeit, jeder nach seinen Kräften, mit Ueberlegung und Gewissen auf's würdigste gebrauchen. Nur Vernunft soll uns leiten; nicht Wahn und Abscheu. Wie es Krankheiten gegeben hat, da Menschen sich

*) Dow. S. 28. 29.

**) Der Bhagat-Gita oder Gespräche zwischen Krischna und Arjun sind davon voll (by Charles Wilkins Lond. 1785. groß 4.) und verdient mit verständigen Bemerkungen eine Uebersetzung.

bey Leibesleben in Thiere verwandelt zu seyn wähnten, so könnte es in unserer Zeit ausgelassener Begierden und sinnlicher Schwäche leicht einen fröhlichen Wahnsinn geben, der die Wolfswuth, (Lykanthropie) oder andere Verwandlungen bey Leibesleben trotzig spielte. Wahn regiere die Menschen nicht, sondern Wahrheit.

3.

Ueber die Seelenwanderung.

Aus den zerstreuten Blättern. I. 1791.

Erstes Gespräch.

Charikles.

Sie kommen mir recht erwünscht, Theages, und werden sich wundern, daß sie mich in einer so gelehrten Werkstätte antreffen.

Theages. Welche Bücher! Griechisch, Latein, Englisch, gar Ebräisch; und wovon handeln sie alle? . . . Von der Seelenwanderung. Darüber läßt sich nun freilich viel sprechen und schreiben.

Ch. Lassen Sie uns also sprechen.

Th. Ich bin's zufrieden: denn ich bin müssig. Eine Hypothese, die so reich ist, die so fern von uns liegt, für die und wieder die sich also so viel, viel sagen läßt, verdient ja wohl einige Worte für und gegen. Aber wir müssen uns erst erklären, was die Seelenwanderung sey? Es giebt eine von unten herauf; eine andere von oben hinab rückwärts, eine dritte geht in die Runde umher. Verstehen wir uns?

Ch. Vollkommen. Die von unten hinauf ist, wenn etwa niedrigere Keime von Leben zu höheren verfeinert werden, wenn z. E. die Seele der Pflanze Thier, die Seele des Thiers Mensch würde u. s. f. Von unten hinab rückwärts, ist die Braminen-Hypothese: daß gute Menschen zur Belohnung, Kühe, Schafe und weiße Elephanten, die Bösen zur Strafe Tiger und Schweine werden. Die dritte in die Runde umher, ist — die in die Runde. Von welcher wollen wir zuerst reden?

Th. Von welcher es Ihnen gefällt. Die erste hinaufwärts ist sehr wahrscheinlich, und wenn sie's ist, so zerstört sie die zweyte und dritte. Ist der Weg hinaufwärts bey allem Lebenden Gesetz der Natur: nun, so kann nichts zurück, oder ewig im Kreise umhergehn: so muß auch der Mensch vorwärts. Bey ihm, als dem obersten Gliede der Kette, die wir kennen, kann die Schnur nicht abreißen: er ist ein Wesen wie alle Wesen, und muß, wenn es fortgeht, nach dem allgemeinen Gesetz der Natur, mit fortgehen. —

Ch. Da nehmen wir aber schon dies Gesetz der Natur als bewiesen an? —

Th. So wollen wir's nicht annehmen und von der ersten Art der Seelenwanderung, ob z. E. der Mensch erst Thier, vorher Pflanze gewesen und auf seinen jetzigen Platz fortgerückt sey, noch gar nichts wissen. Wir reden also nur von der zweyten und dritten Reise, rückwärts oder in die Runde und fragen: ob dazu Data in der Natur, Erfahrungen aus dem Menschengeschlecht, Ahnungen in unserer Seele, Begriffe in Gott, so fern wir ihn kennen oder im gesammten Weltlauf liegen? Getrauen Sie sich zu antworten?

Ch. Beynahe. Und ich fange vom klärsten, von den Erfahrungen aus dem Menschengeschlecht, an. Kennen Sie keine großen seltenen Leute, die, was sie sind, unmöglich auf Einmal in Einer Menschenexistenz geworden seyn können? Die schon oft da gewesen seyn müssen, um zu der Reinheit von Gefühl, zu dem instinktmäßigen Triebe für alles Wahre, Gute und Schöne, kurz, zu der Eminenz und natürlichen Oberherrschaft über Alles, was um sie ist, gelangt zu seyn. Kennen Sie solche Menschen nicht?

Th. Ich wüßte keinen.

Ch. Haben Sie also auch von keinen solchen seltenen, großen, eminenten Menschen gelesen?

Th. O Freund, was soll das Spiel, große Männer nach Uniformen zu rangiren? Ich kenne große Männer im Leben und in der Geschichte; aber keinen, der, um der Mann zu seyn, der er ist, noth-

wendig etlichemal im Menschen=Mutterleibe gewesen seyn müßte. Die größten Männer, fand ich immer, waren die bescheidensten und aufrichtigsten. Sie verschwiegen nie, was sie in ihren Augen sind? was sie waren? was und wie sie's wurden? Sie stürzten sich nicht in den Aetna um Götter zu werden *), weil die Eisenpantoffeln doch immer zu rechter Zeit an's Tageslicht kommen. Vielmehr gaben sie Confessionen für Welt und Nachwelt heraus und beichteten. —

Eh. Und was beichteten sie? Erinnern Sie sich nicht des Pythagoras, der Euphorbus gewesen war, des Apolonius von Tyana? —

Th. Lassen wir die fabelhaften Schatten und kommen lieber auf Personen, die uns im Licht stehn. Petrarchs, Cardans, Montagnes, Luthers, Rousseaus Confessionen, sagen sie wohl eine Sylbe davon, daß diese gewiß großen, wenigstens sonderbaren Männer sonst schon in der Welt waren? daß sie fühlten, sie hätten ohne das nicht die werden können, die sie sich zu seyn bestrebten? Bekennen sie nicht gegentheils aufrichtig, wie sie sich empor gearbeitet, mit Mühe aus dem Nichts gezogen, alle Fehler und Schwachheiten noch in sich gefühlt, ja von solchen hingerissen unzweifelhaft auch schlechte Menschen hätten werden können, wenn sie ihnen den Zügel schießen ließen? Erinnern Sie sich des Sokrates vor jenem Gesichtsdeuter; und Sokrates war doch auch pythagoräischer Träume sehr fähig. —

*) — Deus immortalis haberi,
Dum cupit Empedocles, ardentem frigidus
Aetnam Insiluit — Horat.

Ch. Vielleicht auch dieses pythagoräischen Traums; überhaupt aber wissen wir von Sokrates aus seinem eigenen Munde, zu wenig: er spricht nur durch den Mund anderer. Lassen Sie also die Exempel und sagen: glauben Sie nicht, daß der recht grossen Leute nur wenig in der Welt gewesen.

Th. Sie hießen nicht groß, wenn ihrer nicht wenige wären.

Ch. Meynen Sie, daß diese in allen Jahrhunderten seltenen großen Leute durch Fleiß, durch eine Mühe, zu der jeder Handwerksgeist fähig ist, oder durch Natur, durch eine Art angebohrnen Sinnes, durch eine Inspiration, die sie sich nicht gegeben hatten, die sie nie verließ, die niemand ihnen nachmachen konnte und jedermann unglücklich nachahmte, allein dadurch das waren, was sie waren und in aller Zeit seyn werden? Sie erschienen wie Genien, sie verschwanden wie Genien, und man konnte nur sagen: „da war er, da stand er, und ist nicht mehr; wo ist wie Er ein anderer?" Meynen Sie das nicht?

Th. Ich darf's nicht meynen, denn es bestätigt's die ganze Geschichte; aber was thut dies zur Seelenwanderung?

Ch. Hören Sie weiter. Erschienen nicht meistens diese großen Leute auf Einmal? Wie eine Wolke himmlischer Geister ließen sie sich nieder, wie Auferstandene und Wiedergebohrne, die nach einer langen Nacht des Schlafs eine alte Zeit wiederbrachten, und als Jünglinge da standen in neuer Himmelsschönheit. Ist's nicht, als ob das Rad der Zei=

ten umlaufen müßte, um das menschliche Geschlecht wiederzugebähren, den Verstand aufzuwecken und die Tugend zu erneuern? Wie, wenn solche Revolutionen in der sichtbaren Welt gerade das wären, was der Name sagt, Revolutionen auch in der unsichtbaren, der Geister-Welt, ein Wiederkommen alter edler Geister und Menschen-Geschlechter?

Th. Das klingt artig. Lassen Sie uns sehen, was an dem glänzenden Traum sey. Daß große Geister selten sind, läugne ich nicht; auch das gebe ich zu, daß sie das, was sie waren, durch Natur, und nicht durch den improbus labor allein, seyn konnten. Aber zur Seelenwanderung thut dies nichts. Auch unter den Thieren giebt's in jedem Geschlecht große Stufen und Unterschiede von Fähigkeiten, die nur diejenigen näher bemerken, die mit einem solchen Geschlecht gleichsam vertraulich leben; sind deßhalb diese Thiere auch gewandert? Hat der gescheutere Hund oftmals Hund seyn müssen, um, was er ist, zu werden? Oder kommt nicht offenbar alles auf glücklichere Organisation, fröhlichere Erzeugung, edleren Stamm, gute Umstände des Landes, des Klima, der Geburt, Erziehung und des hundertarmigen Zufalls an, der sich so schlimm in allen seinen Gelenken herzählen und modeln läßt? Nun vergleichen Sie Thiere und Menschen, ein Hackbret von zwey Saiten mit der Laute, der Orgel! Welche unendliche Verschiedenheit muß im Menschengeschlecht herrschen, eben weil der Umfang seiner Kräfte so groß, seine Bildung so zart, seine Fähigkeiten so vielfach, das Klima, in dem er lebt, die Welt von Umständen, die

auf ihn wirken, so ungeheuer mancherley, kurz die Glieder seiner Kette so commensurabel und so incommensurabel sind, wie Sie sich's nur denken wollen. Was kann aus einem Menschen werden! Wer hat noch je das Ziel gesetzt, wie viel und nicht mehr aus einem derselben werden könnte? Und aus so vielen? im Strome der immer fortfließenden Welt- und Menschenbildung? Wäre es da nicht ein größeres Wunder, wenn lauter Plattköpfe gebohren würden, als jetzt, da sich noch manchmal gescheute Leute zeigen? Wollten Sie denn, daß der elektrische Funke nie rein und hell schlage? daß die reine Menschenform nicht unter einem Heer von Larven wenigstens hie und da zum Vorschein komme? Was brauchen wir Poltergeister und Revenants, da ja diese edlere Form wahre eigenthümliche Menschenform ist, von der wir eben nur durch Abartungen, die sich leider so natürlich erklären lassen, unglücklicher Weise abgekommen sind, und uns vielleicht immer mehr entfernen? Mit eben so vielem Recht könnten Sie sagen, daß Engel sich in solche höhere Menschen verkörpern: oder daß, wenn ihr Genie instinktmäßig wirkt, Thiere mit Kunsttrieben in ihnen wiedergebohren würden. Ich sehe nicht, warum wir eben die Todten stöhren, und den Propheten Samuel im Schlafrock hervorbringen müßten, nur damit wir ausrufen könnten: „Ich sehe Götter aufsteigen aus der Erde!" — Sehen Sie die Menschheit menschlich an, und sie wird Ihnen menschlich erscheinen. Betrachten Sie die einzelnen großen Leute in ihrer Organisation, nach ihrer Geburt, Erziehung, Ort und Stelle: sie werden nicht über's Meer fahren dürfen, um Schatten herbey zu holen.

Ch. Aber, daß diese seltenen Leute meistens zu Einer Zeit leben? —

Th. Ist das Ihr Beweis, guter Seelenwanderer? Als ob der Haufe Seelen wie in Dante's Hölle durch einen Windstoß herbeygetrieben, oder ein Trupp Riesen, wie in Bodmers Noah, auf einem Luftschiff herangesegelt käme, und nun hier abzusteigen beliebte? Schlagen Sie in der Geschichte nach, Sie werden immer finden, daß äußere Ursachen die Leute weckten; daß Umstände, Erfordernisse, Noth, Belohnung sie aufforderten, Nacheiferung sie anreitzte, daß eine Reihe Fehler sich erschöpft hatte, daß eine Nacht von Zeiten vorbey war, und endlich doch wieder einmal Morgen anbrechen mußte. Meistens hatte man so viel vorgearbeitet, daß diese glücklicheren Leute nur die Fehler und Bemühungen ihrer Vorfahren nutzen durften, um Ruhm zu erlangen. Nach Dissonanzen trafen sie auf consone Punkte der Saite — und das ist alles, was durch Vergleichung der Zeiträume und Menschen unser Auge erreicht. Weiter hin in's Unsichtbare dem Finger der Gottheit nachtappen wollen, wenn und wie er Menschen gebohren werden läßt? halte ich über unserer Sphäre. Ich kann, wenn es auf's Dichten ankommt, sie sodann eben sowohl aus dem Monde, bey gewissen glücklichen Vierteln, als aus der Vorwelt durch eine Palingenesie herleiten, die nicht eben so regelmäßig, wie der Mond, wechselt.

Ch. Das letzte thut nichts. Wir sind noch viel zu jung in der Geschichte: wir haben noch viel zu wenig dergleichen periodische Revolutionen erlebet, als daß wir sie wie den Mondswechsel berechnen könnten.

Th. So sind wir auch viel zu jung, Fiktionen

zu hegen, die wir nicht beweisen können, zu denen wir aus aller Geschichte keine festen Data haben. Jung oder alt — das Wiederkommen des menschlichen Geschlechts müßte merklich geworden, die Ebbe und Fluth der Geister müßte, wenn auch nur muthmaßend, bemerkt seyn. Ja wenn mit dem Wiederkommen der menschliche Verstand und der moralischfeine Sinn, die innere Thätigkeit und Elasticität des Menschen, gar wüchse: Himmel wie vortreffliche Menschen müßten wir haben, an denen, die schon zehnmal da gewesen wären! Und wo sind diese? Wo, mein Freund, sind sie? Die weisern, bessern, stärkern Menschen — haben sie in der neuen Zeit oder im Alterthum gelebet? und wie oft sind denn die Homere, Sokrates, Pythagoras, Epaminondas, Scipionen wieder erschienen? geschweige, daß sie von Jahr- zu Jahrhunderten gewachsen wären! Immer waren die menschlichen Phönixe selten, und werdens bleiben. Wir dürfen nicht besorgen, daß mit dem Jahr 1800 plötzlich Götter auf der Erde statt der Menschen wandeln werden, weil das Kreisrad nun den nassen Leim getrocknet, und die Figuren zur Form gebracht habe. Lassen wir also diese Wahrsagungen an Ort und Stelle, und begnügen uns Menschen zu seyn, wie unsere Vorfahren gewesen, Einmal gebackene Menschen, noch nicht zum zweytenmal in Jupiters Hüfte genähet. — Oder wissen Sie etwa, lieber Wanderer, ein Geschichtchen aus Ihre Urwelt, dessen ich mich auch erinnere? so bringen Sie es vor.

Ch. Sie sollen es haben; nur bitte ich Sie aufrichtig zu seyn, und die Gedanken und Zurückerinnerungen Ihrer Jugend, insonderheit Ihrer ersten

unbefangenen Kindheit, nicht zu verläugnen. Haben Sie nicht oft Erinnerungen eines vorigen Zustandes gehabt, den Sie in dieses Leben nirgend hinzusetzen wußten? In den schönen Zeiten, da unsere Seele noch eine halbgeschlossene Knospe ist, haben sie nicht Personen gesehen, sind an Oerter gekommen, wo Sie hätten schwören mögen, Sie seyn schon da gewesen, Sie haben die Personen schon gesehen? Und doch war's in diesem Leben nie (wie Sie sich beim Ueberdenken völlig vergewissern können) — woher sind also diese Erinnerungen? Woher können sie seyn, als aus einem vorigen Zustande? Daher sind sie auch so süß, so erhebend! Die seligsten Augenblicke, die größesten Gedanken eines Menschen rühren daher; in gemeineren Stunden staunen wir uns selbst an, und begreifen uns nicht. Und das sind wir! wir, die aus hundert Ursachen so tief hinabgesunken, und in die Materie verkleibt sind, daß uns wenige Erinnerungen so reiner Art übrig bleiben. Die höheren Menschen, die, von Wein und Blut gesondert, ganz in Einfalt, in Mäßigkeit, in der Ordnung der Natur lebten, brachten's ohne Zweifel höher: wie das Beispiel Pythagoras, Jarchas, Apollonius, und anderer lehrt, die sich deutlich erinnerten, was und wie vielmal sie in der Welt gewesen waren. Wenn Wir blind sind, oder kaum zwei Schritte vor uns sehen, dürfen wir deßhalb läugnen, daß Andere hundert und tausend weiter, ja bis auf den Boden der Zeit hinab, in den tiefen, dunkeln Brunnen der Vorwelt sehen können, und daselbst alles rein, deutlich, hell und klar gewahr werden?

Th. Sie sind ein wahrer Pythagoräer, mein Freund, und würdig, daß Sie bis zum tiefsten Brunnen der Vorzeit, ja bis zum Urquell der Wahrheit kämen, wenn Menschen dahin kommen können. Ich gestehe ihnen frei: auch mir sind dergleichen süße Träume der Rückerinnerung aus meiner Kindheit und Jugend bekannt. Ich kam in Oerter und Umstände, wo ich hätte schwören mögen, schon gewesen zu seyn: ich sah Personen, wo es mich dünkte, mit ihnen gelebt zu haben, gegen die ich gleichsam auf alte Bekanntschaft fußte. Sollte es aber davon keine andere Ursachen geben?

Ch. Ich wüßte keine, als die Rückerinnerung eines vorigen Zustandes!

Th. Allerdings eines vorigen Zustandes; nur nicht außer unserer Lebenszeit und in einem andern Körper. Wäre die Erfahrung in diesem geschehen, so wäre die Erinnerung körperlicher Gegenstände, auch wahrlich in einer Welle des Stroms Lethe geblieben, und käme uns jetzt nicht in einem andern Körper wieder. Haben Sie aber nicht auf sich Acht gegeben, wie sich die Seele immer ingeheim beschäftigt? wie sie insonderheit in der Kindheit und Jugend Plane macht, Gedanken vereinigt, Brücken baut, Romane aussinnet, und im Traum alles mit Zauberfarben des Traums wiederholet? Sehen Sie jenes Kind stille spielen und sich mit sich unterhalten. Es spricht mit sich selbst: es ist in einem Traum lebhafter Bilder. Diese Bilder und Gedanken werden ihm einst wiederkommen, zu einer Zeit, wenn es sie nicht vermuthet, und nicht mehr weiß, woher sie sind. Sie werden ihm

mit der Dekoration der ganzen Scene erscheinen, in der es sie dachte, oder die ihm gar ein jugendlicher Traum anschuf. Die Situation wird die Seele angenehm täuschen, wie jede leichte und ideenbringende Zurückerinnerung täuscht: man wird sie für eine Eingebung ansehen, weil sie wirklich wie Eingebung aus einer andern Welt, d. i. reich an Bildern und ohne Mühe kommt. Ein einziger Zug des jetzigen Gemähldes bringt sie: ein einziger Klang, der jetzt die Seele berührt, erweckt alle schlafende Töne aus ältern Zeiten. Das sind also Augenblicke der süßesten Schwärmerei, insonderheit bei schönen, wilden Lustörtern, bei angenehmen Augenblicken des Umgangs mit Personen, die wir unvermuthet und sanftgetäuscht in uns oder uns in ihnen gleichsam aus einer früheren Bekanntschaft fühlen: Erinnerungen aus dem Paradiese, aber nicht eines schon einmal genossenen Menschenlebens, sondern aus dem Paradiese der Jugend, der Kindheit, angenehmer Träume, die wir schlafend oder wachend träumten, und die ja eigentlich das wahre Paradies sind. Die Palingenesie ist also richtig, nur nicht so wunderbar, wie Sie meynten, sondern sehr natürlich.

Ch. Ihre Erklärung ist reizend, aber —

Th. Ich meyne, sie könne auch überzeugend werden, wenn wir auf uns selbst merken. Glauben Sie nicht, daß ein Mensch die höchste Freude, ja eine Art von Entzücken spüre, wenn er einen Traum, den sich die Seele aus ihren liebsten Bildern schuf, nun unerwartet und plötzlich, wenn auch nur stück-

weise, realisirt sieht? Muß sie einem solchen Traum nicht zujauchzen und ihn umarmen, wie Adam die Eva umarmte: da sie in ihm das Gebilde ihrer selbst, das Geschöpf ihrer süßesten Augenblicke, die Frucht ihrer geheimen Liebe gewahr wird? Sehen Sie, mein Freund, daher kommen die Anstaunungen, die plötzlichsten und oft so angenehmen, so tiefahnenden, so gewaltigen Sympathien, daher kommt das weissagende Göttliche des ersten Eindrucks. Kein zweiter Eindruck kann es uns geben: er schwächt nur die Wollust des ersten und decomponirt das Gemählde. So lange die Seele sich den ersten Traum wahr macht, schwebt sie gleichsam im Elysium der Kindheit; ist der Traum aufgelöst, so sind leider die Götter Menschen worden; sie baut den Acker und nährt sich mit Kummer und Schweiß des Angesichts. Merken sie insonderheit, daß bei wohlorganisirten Menschen dergleichen Erinnerungen meistens schön, aber wild, romantisch, oft überspannt sind — gerade wie die Eindrücke und Gefühle der Jugend. Kranke Leute behalten Ideen des Schmerzes, schwache Leute Gefühle der Mühe und der Lästigkeit aus frühen Gefühlen der Art, die sich ihnen eindrückten. Vielleicht wurden manche begeisterte Helden und Schwärmer durch ein hitziges Fieber dazu in der Kindheit gebildet, davon ihnen Ideen blieben. Diese kommen zu gewissen Zeiten in Stunden der Schwachheit, des plötzlichen Ueberfalls, wenn die Seele nicht auf ihrer Hut ist und ihre Gedanken gleichviel womit combinirt, wieder, sie kommen oft wieder und werden herrschende Gefühle. Ich könnte Ihnen frappante Exempel davon erzäh-

len; mit denen wir aber zu weit abkämen. Bemerken sie Verliebte und Wahnsinnige, insonderheit traurig-Verliebte und sanft-Wahnsinnige, sie werden die Macht erster Eindrücke, die ganze Jugend ihrer Seele in allen Zügen ihrer Gemählde sehen, in allen Klagen ihrer Verirrung hören. Ja bemerken Sie nur Ihre eigene Seele in Träumen. Da sind wir alle dergleichen Verirrte. Nach gewissen Jahren decoriren wir alle unsere Träume nur mit Scenen aus der Jugend: selbst die Personen, die in ihnen spielen, wenn es uns die nächsten und liebsten wären, nehmen andere, gleichsam süßere romantische Gestalten an. Bei allen Phantasien der Liebe ist der erste Eindruck der süßeste, und unauslöschlich: kurz wir buchstabiren, wo wir können, ein Alphabet aus der Jugend wieder, dessen Züge uns die angenehmsten, eindrücklichsten, geläufigsten sind. Habe ich Ihnen mit meiner Auflösung ein Genüge geleistet?

Ch. Noch nicht völlig. Einige Erinnerungen sind doch so sonderbar, so fremde, und gleichsam (um in Ihrer Sprache zu reden) sogar nicht zu buchstabiren mit den Eindrücken der Kindheit und Jugend dieses Lebens, daß —

Th. Daß man zu ihnen nothwendig eine andere Welt, ein früheres Leben brauchte? Nun denn, warum bleiben Sie nicht Ihrer Hypothese ganz treu, und nehmen wirklich eine andere Welt, ein früheres Zusammenseyn im Reiche der Geister und Seelen an, wie es Plato dichtete, wie die alten Rabbinen und viele Völker es

sich dachten? Mich dünkt, wenn geträumt seyn muß, so träumt man lieber den freyesten der Träume. Denken Sie sich z. E. wie Sie einst mit Ihren Geliebten im Lande der Geister so

— Klein, wie Theilchen des Lichts, ungesehn schwärmeten,
Wie sie auf einem Orange-Blatt
Sich zum Scherzen sich versammleten,
Im wollüstigen Schooß junger Aurikelchen
Oft die zaudernde Zeit schwatzend beflügelten —

Warum müssen Sie sich die Scene so eng machen und die Seele in unserer dürftigen Menschheit geistige Almosen oft und mühsam betteln lassen; da sie sie doch wohlfeiler und alle auf einmal haben kann, wenn Sie sie ins Reich der Geister senden und ihrer körperlichen Klausur ganz entladen. Haben Sie keine Briefe der Verstorbenen an die Lebendigen gelesen?

Eh. Viele.

Th. Nun, so wissen Sie, wie frey und zwanglos es im Reich der Geister zugeht. Darum liebt auch die Kindheit Träume der Art sehr, weil sie sich mit ihren Träumen mischen, und dieselbe wie durch Urkunden aus einer andern Welt zu bekräftigen scheinen. Für mich, der ich in Gedichten so was gelten lasse und es früher gerne las; in den Jahren, wo ich jetzt bin, begnüge ich mich, die Träume der Vorexistenz aufzugeben und meine Seele in ihren jetzigen Banden, in ihrer armen Wirklichkeit zu studieren —

Ch. Und was studieren Sie an ihr aus?

Th. Aus? Das weiß ich nicht. Aber an ihr zu studieren, dünkt mich, nutzet viel; und ich wollte, daß wir's auch zu diesem Zweck an unseren Kindern thäten.

Ch. Zu diesem? zu welchem Zweck?

Th. Dazu, daß wir auf ihre ersten Eindrücke, auf die Art und Wirkung derselben in ihren Seelen, auf die geheimen Ideen und Bilder merken, mit denen sie sich in der Stille tragen, die sie wie ein feines unsichtbares Gewebe spinnen und fortspinnen nach eigener Lust und Liebe. Haben Sie's bemerkt, Charikles, daß Kinder plötzlich Ideen äussern, über die man sich wundert, wie sie zu ihnen gekommen seyn? die eine Reihe anderer Ideen und geheimer Unterhaltungen voraussetzen, die wie ein voller Strom aus der Erde brechen — zum untrüglichen Wahrzeichen, daß er nicht erst den Augenblick aus ein paar Regentropfen zusammengeflossen, sondern lange, lange schon als Strom verdeckt unter der Erde geflossen sey, vielleicht manche Höhlen durchbrochen, manche Klippen mit sich gerissen, manchen Unrath an sich gesetzt habe —

Ch. Und wenn wir das bemerken, wer kann wider die Natur? Können wir den Lauf dieser Ströme hemmen oder ans Licht graben, oder gar den Bau der Erde und der Menschenseelen nach unserm Gefallen ändern?

Th. Wir können's, und können's auch nicht. Wir können's nämlich, so weit wir's sollen, und sollen's, so weit wir's können. Wenn wir die See-

len unserer Kinder lieb haben und von der Macht erster Eindrücke so überzeugt sind, wie ich davon überzeugt bin, sollten wir nicht diese ersten Eindrücke, sofern sie in unserer Gewalt sind, unvermerkt lernen und wählen? Unvermerkt, sage ich: denn sonst ist alles vergebens. Die Seele will bei ihren geheimsten Operationen keinen Zwang, keine moralische Vorschrift: sie wirkt frei aus sich heraus, und in diesen ersten Arbeiten liegt das Emblem der Wirkungen ihres ganzen Lebens. Sie also belauschen, sie, wenn sie in holden Wüsten, in anmuthigen Labyrinthen irrt und sich zu weit verirret, in der Gestalt eines hellen Sterns, oder wie Minerva bei Homer in der Gestalt eines fremden Wanderers, (nicht Lehrers, nicht Zuchtmeisters) zurechtweisen, kurz, wie jener Philosoph sich täglich wünschte, ihnen fröhliche Morgen- und Jugendbilder gewähren, damit sie einst am Abend und im Alter fröhliche Zurückerinnerungen aus dem platonischen Reiche der Geister haben mögen, und keiner erniedrigenden, entsetzlichen Ideen der Seelenwanderung bedürfen: das, meyne ich, können und sollen wir; doch freilich unter den Händen des Schicksals.

Ch. Ja wohl unter den Händen des Schicksals!

Th. Denn da wir über alle Ideen und Eindrücke unserer Ideen selbst nicht Herren sind; viel weniger sind wir's über die Eindrücke unserer Freunde und Kinder. Wir haben unsere Seelen nicht selbst hieher gesetzt; noch weniger sind wir's, die ihre Kräfte gegen das von allen Seiten auf sie zu-

strömende Weltall ausgerüstet haben. Es gibt also wirklich Personen, die zum Leiden, zum Unglück gesetzt sind; denen frühe Eindrücke und Ideen, Bekümmernisse und Krankheiten die Lust am Leben ziemlich gemindert und geraubt haben. Der Trank, den sie trinken sollen, ist ihnen bitter oder trübe und unschmackhaft gemacht: denn es gibt Uebel, die für dieses Leben nicht mehr ganz ausgethan werden können. Auch diese Personen müssen sich indessen begnügen, die Bürde, die ihnen aufgelegt ist, eine von ihnen unabtrennliche Lebensbürde, mit Fröhlichkeit, wenigstens mit gelassenem Muthe zu tragen, und auf ein anderes, freieres, besseres Daseyn zu hoffen.

Ch. Sehen Sie, wie Sie auf meine Seelenwanderung kommen! Wer weiß, was diese Leute in ihrem vorigen Zustande verübten, daß sie jetzt durch die Hand des Schicksals und nicht durch eigene Schuld so elend sind? — Aber Sie bereiten sich zum Weggehen —

Th. Es ist spät, und ein andermal wollen wir anfangen, wo wir's ließen, eben wie es bei der Seelenwanderung zu gehen pflegt. Schlafen Sie wohl, Charikles, und träumen vom ursprünglichen Reich der Liebe, nicht, daß Sie voraus einmal Sejan und Ravaillac gewesen.

Ch. Gut, daß ich's sodann nicht mehr bin und mein böses Schicksal schon weghabe. Schlafen Sie wohl.

Ueber die Seelenwanderung.

Zweites Gespräch.

Charikles. Ich hoffe, mein Freund, Sie heut billiger über unsern Gegenstand sprechen zu hören; gestern waren Sie ziemlich warm.

Theages. Nachdem Sie das Wort Wärme und Billigkeit nehmen. Ist's Gleichmuth zu prüfen, so hatte ich sie, dünkt mich, auch gestern; soll's aber jene schlaffe Kälte seyn, der alles gleichgültig ist —

Ch. Nicht eben gleichgültig. Wer könnte gleichgültig darüber seyn, wenn das arme geplagte Menschengeschlecht, wenigstens durch einen schönen Traum der Hoffnung, Ersatz für seine gegenwärtigen, drückenden Uebel fände? wenn es einige Aufschlüsse über Gott, die Welt, den Lauf des Schicksals bekäme? Wo Seneca's Gründe aufhören, selbst wo die Religion nicht auflöset, sondern neue Knoten schlägt, da —

Th. Charikles, lassen Sie uns die Religion, dazu auf eine so zurücksetzende Art, hier nicht in's

Spiel mischen. Die weiß wahrlich von der Seelenwanderung nichts, und ist mit allen Verheissungen, Drohungen, Befehlen, Beispielen, die sie gibt, auf einem andern Wege. Das Rad Ixions, der Stein des Sisyphus, das Schöpfen der Danaiden — so etwas mag der ewige Kreisgang des Menschenschicksals seyn; nicht eine tröstende, himmlische Belohnung. In Dante's Hölle gehen die Heuchler, in bleiernen Mänteln, mit verkehrtem, zurückgebogenem Gesicht im Kreise einher; sie gehen ewig und kommen nicht von der Stelle, und sehen immer rückwärts mit ihrem verrenkten Halse.

Ch. Aber mein Freund, sehen doch auch Sie nur einige Augenblicke mit Gelassenheit rückwärts. Wie viel Unglückliche sind hinter Ihnen, die es nicht verschuldet haben so tief zu seyn, die also in diesem Leben erst höher hinan müssen, um uns nur einigermaaßen mit der Gerechtigkeit und Milde Gottes zu versöhnen.

Th. Zu versöhnen? Sie wären also ein Feind Gottes, wenn keine Seelenwanderung im Kreislauf der Menschheit wäre? Sie müßten seine Gerechtigkeit und Vatermilde läugnen, wenn er Sie nicht auf dieser Erde einigemal wiedergeboren werden ließe? Für mich gestehe ich, ich habe herzlich genug, Einmal auf der Erde als Mensch gewesen zu seyn und mein Leben durchlebt zu haben: denn wenn's köstlich gewesen ist, sagt einer der ältesten Weisen, war's Mühe und Arbeit, und das ist sein ewiger Cirkel. Der Mensch vom Weibe geboren lebt kurze Zeit und ist voll Unruh: geht auf wie eine Blume und fäl-

let ab, fleucht wie ein Schatten und bleibt nicht. — Das ist sein Schicksal.

Ch. Trauriges Schicksal!

Th. Traurig und tröstlich, genug es ist sein Schicksal. Sehen Sie das menschliche Leben in seiner ganzen Zusammenordnung an, ist's nicht, als ob Ihnen alles in ihm zuriefe: „Gottlob! ich muß nur Einmal gelebt werden." Der Morgen unserer Tage, die Knospe unseres Erdedaseyns, wie bald verwelkt die Knospe, wie bald ist der Morgen vorüber! Nun wird der Tag schwül, es folgt die Zeit der Mühe des Lebens; allmählig naht der Abend, und die Sonne neigt sich. Der Mensch blüht ab, wie er aufblühete: er vergißt seine eigene Gedanken, er verzagt an seinen eigenen Kräften, er stirbt, ehe er stirbt, und freut sich, daß er sein Grab findet. Dies ist der unwandelbare Kreis der Tages-, der Jahreszeiten, der Lebens- und Menschenalter auf unserer Erde. Und Sie wollten den Unglücklichen tausendmal den Kreisgang gehen lassen, wenn er sich freuet, ihn nur Einmal durchgekommen zu seyn? Sie wollten die Natur ewig, wie Penelope, ihr Gewebe weben und neu weben lassen, damit sie's nur wieder zerstöre? Unglückliche Menschheit mit allen ihren Anlagen, Hoffnungen und Kräften! Schwachsinnige Penelope, um deren Verstand ich wenigstens nicht buhlen möchte!

Ch. Aber, mein Freund, der Baum, die Blume, der Tag — hat nicht alles einerlei und zwar ein wiederkommendes Schicksal? Es scheinet Gesetz der Natur zu seyn, warum wollte

ihm allein der schwache und stolze Mensch widerstreben?

Th. Freilich wäre er schwach und stolz, wenn er ihm als Baum, als Blume, als Tag widerstrebte; aber es in keins von Dreien und auch diese Drei kommen nicht wieder. Der Baum steht eingewurzelt in der Erde, und hat er, wie ich nicht zweifle, ein Leben, so ist's doch immer nur der erste Keim eines niedrigen Lebens. Dies muß er lange auswirken und lange auf seinem Ort stehn. Jedes Jahr ist ihm nur Ein Tag, der Frühling sein Morgen, sein Schlaf der Winter. Er muß ausdauren, viele Blätter, Blüthen und Früchte zeugen, die der Luft, den Thieren, dem Menschen, der ganzen höheren Schöpfung dienen. Nun wird er allmählig alt und stirbt: was jetzt um ihn hervorgrünt, ist nicht Er selbst, sondern seine Kinder. Wo seine Lebenskraft und sein Lebenshauch, in Duft, Blüthen, Blättern, Früchten hin sey? wissen wir, oder wir wissen es nicht; ins Reich verarbeitender Kräfte kann und soll unser Blick nicht reichen. Der Baum gehört also nicht in ihre Palingenesie: er wandert nicht, sondern verlebt sich, als eine Welt wandelbarer, nie wiederkommender Blätter, Blüthen und Früchte. Die Blume eben also, und das Gleichniß des Tages, der ja nie wiederkehret, war ihnen ohne Zweifel nur Gleichniß. Sie sind also im Lauf der Natur ganz ohne Exempel: und denken Sie, der Mensch, der Mensch allein sollte dieses Exempel eines Ixionisch-Tantalischen Danaiden-Schicksals seyn? Ein Exempel ohne Exempel, ja beinahe ohne Absicht.

Ch. Ohne Absicht doch eben nicht. Er lernte die Wissenschaft des Lebens, wie sie sich allein lernen läßt, durch die vielseitigste Ansicht und lebendigste Erfahrung. Er würde also immer geprüft, geläutert, verfeint, befestigt: der Faden seines Ich ginge fort, und er rückte weiter, so sehr er im Kreise zu gehen schiene.

Th. Ein langsames Fortrücken, auf dem uns das Schicksal als Phrygier behandelte, die immer nur hintennach klug werden, und nicht eher wissen, wie es dem Knaben zu Muth sey, der die Schläge empfängt, bis sie sie selbst empfangen haben. Und solche Schläge zeitlebens!

Ch. Ohne Noth wird sie uns das Schicksal nicht geben, und da es doch einmal gewiß ist und bleibet, daß wir nur das recht und wahr und einzig wissen, was wir selbst versucht und erfahren haben —

Th. Mich dünkt, Lieber, Sie mißbrauchen den wahresten Satz, wenn Sie ihn also anwenden. Alles in der Welt brauche ich nicht zu erfahren, oder wehe der armen Menschheit! Welcher Kluge wird sich die Pest wollen einimpfen lassen, damit er doch auch wisse, wie es mit ihr stehe? Welcher Mensch wird Vater- und Muttermörder seyn wollen, um zu fühlen, wie es dem Nero oder einem andern Ungeheuer gewesen? Und was für ein Schicksal wäre es, das eine Freude daran hätte, mich alle abscheuliche Rollen spielen zu lassen, um mir nur das Gefühl zu geben, daß ich sie gespielt habe! Sie sehen, was es für ein System sey, das zu allen Frechheiten Anlaß geben kann,

indem es die Lüste, die der Bösewicht in sich fühlt, zu seiner jetzigen Bestimmung macht, und ihm, wenn er zuletzt am Galgen stirbt, den süßen Trost giebt: „er habe nun eine seiner Schulden gebüßet! Es sey seine Bestimmung gewesen, jetzt solchen Weg zu gehen: was er noch nicht gelernt und erfahren habe, das habe er Zeit, auf andern Stationen zu lernen.“

Ch. Von solchen Mißbräuchen wollen wir nicht reden; das Beste kann vom dummen Bösewicht auf's ärgste gemißbraucht werden. Ich komme zu meiner Frage zurück: wie wollen Sie sich mit dem Gott versöhnen, der das Schicksal der Menschen so ungleich machte? Entweder müssen ihm die Ideen von böse und gut, vollkommen oder unvollkommen, glücklich oder unglücklich, sehr gleichgültig seyn; oder —

Th. Oder wir sollen ihn nur nicht nach unserm kleinen, engen, armseligen Maaßstabe messen. Wer ist glücklich, wer unglücklich? Ist's der Policirte mehr als der Wilde? Der Sklave in goldenen, minder, als der in eisernen Ketten? Wo wohnt die Vollkommenheit auf unserer Erde? und wo hat sie sich ein Haus erbauet? Hat sie uns über sich zu Richtern gesetzt? uns, die wir selbst nur von den Allmosen ihrer Milde und Huld leben? Gott schuf uns nicht, das menschliche Geschlecht zu richten, sondern in ihm zu leben, uns unserer Stelle zu freuen, und es selig zu machen, wo und wie weit wir können. Er selbst that nicht mehr, als er nach seiner Weisheit thun konnte und nach seiner Güte thun mußte. Mit Beiden ging er zu Rath,

und so schuf er unser Geschlecht. Wer kann fragen, warum nicht höher? warum nicht tiefer? Genug, es ist da, und jeder mag sich freuen, daß auch Er da sey; seines Lebens genießen, und dem, der ihn hieher gebracht hat, zutrauen, daß er ihn auch hinaus und weiter zu führen wissen werde.

Ch. Die Ungleichheiten der Menschen auf unserer Erde finden also bei Ihnen keine Erläuterung?

Th. Keine als die: „sie lagen im Plan der Schöpfung.“ Unser Planet, wie er jetzt einmal ist, sollte tragen, was er tragen, hervorbringen, was er hervorbringen konnte. Dazu ist er eine Kugel mit allen Abwechslungen des Klima, der Länder, der Pflanzen- Thier- und Menschenarten: die Leiter steht auf seinen beiden Hemisphären, ihre Sprossen sind unzählbar; und wo reichen sie hin? Durch hundert Thore dringt alles in's Reich Gottes, und durch hundert tausend auf allen Stufen wieder hinaus, aufwärts, vorwärts. Wo nun Gott die armen verkauften Neger beseligen wolle, ob in einem Paradiese zwischen den Bergen? *) oder unter einer faulen Bischofsmütze, weil sie sich einmal müde geraspelt haben? — das entscheide, wer's entscheiden kann.

---

*) — Simple Nature to his hope has giv'n
behind the cloud-topt hill an humbler heav'n,
some safer world in depth of woods embrac'd
some happier Island in the watry waste etc.
Pope.

kann. So verschieden diese Welt ist, so verschieden wird auch die zukünftige seyn; und wenn sie's nicht wäre, wenn alles an einfachere Enden und bestimmtere Größen, wie es sehr wahrscheinlich ist, zusammen gienge, desto besser! Genug, ich finde hier Glückseligkeit, wo ich sie oft nicht gesucht, Schönheit unter einer Hülle, die zu ihr die fremdeste schien, Weisheit und Tugend meistens in rauhen, verachteten und unkenntlichen Gestalten. Gerade wo Schminke und Putz anfängt, hört Wahrheit, Rechtschaffenheit, Glückseligkeit auf; und nach diesen vergoldeten Pagoden wollten wir unsere armen Reisenden wandern lassen, um das Wahre zu verlieren, das sie haben, und für innern Werth und Reichthum schlechten äußern Tand zu erbeuten? Je mehr ich die Menschheit anders, als nach dem Mantel kennen lerne, desto mehr finde ich Ursache, die Vorsehung auch auf diesem Schauplatz knieend zu verehren. Wo wir das meiste Unglück vermuthen, wohnt oft das größte Glück. Einfalt ist nicht Dummheit, und Schlauigkeit weder Glückseligkeit noch Weisheit. Ich halte es also immer mit dem Dichter:

Das Schicksal theilt die Gaben weislich aus:
Für jeden giebt es Brod und Deck' und Haus,
Den Armen Kraft, den Schwachen Ehrenplätze.

Ch. Aber, mein Lieber, Sie wissen doch das Gesetz der Sparsamkeit sowohl in Ansehung der Kraft als des Raumes? Es herrschet in der ganzen Natur; ist's denn nicht sehr wahrscheinlich, daß die Gottheit auch bei Verpflanzung und Fortrückung menschlicher Seelen darnach handle? Wer in Einer Form

der Menschheit noch nicht reif geworden ist, wird noch einmal in den Ofen gethan, und muß endlich ausgebrannt werden. —

Th. Und wenn er darüber verbrannt würde? Die Form der Menschheit ist so enge: der Platz, ob man hie oder da, Purpur oder in Lumpen stehe, thut so wenig zur Sache, und wer in der Einen Tracht nicht rechtschaffen werden will, wird's in der andern schwerlich werden. Wenigstens muß er's nicht werden dürfen: sonst ist alle Moralität freier Handlungen hin, und der Mensch wird geworfen wie ein Stein, gestoßen wie ein Erdklos. Sehen Sie, wohin abermals die Hypothese führe? zu einer fatalen Nothwendigkeit, die alles Streben und Ringen nach Glückseligkeit, Schönheit, Tugend in jeder Gestalt, unter jeglicher Larve ermattet, und uns in Ketten des blinden Gehorsams an den Wandelgang des Schicksals bindet. — Aber, wir haben im engen Zimmer genug geschwätzt, und deswegen hat unser Gespräch auch so enge und metaphisisch werden müssen. Sehen Sie die schönbestirnte Nacht! und dort geht der Mond auf — mich dünkt, wir wandern mit Seel' und Körper aus der metaphysischen Luft in die freye Natur hinaus. —

Sie giengen hinaus, und in kurzem veränderte sich der Ton des Gespräches! Die heilige Stille, die die Nacht um sie verbreitete, die hellen Himmelslichter, die als Lampen über ihnen aufgehängt schienen, auf der einen Seite einige Schimmer der Abendröthe, und auf der andern der hinter den Schatten des Waldes sich sanft erhebende Mond — wie erhebt dieser prächtige Tempel, wie erweitert und ver-

größert er die Seele! Man fühlt in diesen Augenblicken so ganz die Schönheit und das Nichts der Erde; welche Erholung uns Gott auf einem Stern bereitet hat, auf dem uns Mond und Sonne, die beiden schönen Himmelslichter, abwechselnd durch's Leben leiten! Und wie niedrig, klein und verschwindend der Punkt unseres Erdenthals sey, gegen die unermeßliche Pracht und Herrlichkeit aller Sterne, Sonnen und Welten.

Was denken Sie, sagte Theages, anjetzo von ihrem principio Minimi, nach welchem Sie sich immer auf der Erde umhertummeln wollen und an dies Staubkorn geheftet sind? Sehen Sie gen Himmel, Gottes Sternenschrift, die Urkunde unserer Unsterblichkeit, die glänzende Charte unserer weiteren Wallfahrt! Wo endet das Weltall? Und warum kommen von dorther vom fernsten Stern zu uns Strahlen hinunter? Warum sind dem Menschen die Blicke und der flammende Flug unsterblicher Hoffnungen gegeben? Warum deckt uns Gott, wenn wir Tagüber vom Strahl der Sonne ermattet und an unsern Staubklump gefesselt waren, Nachts dieses hohe Gefilde unendlicher ewigen Aussichten auf? Verloren stehen wir im Heer der Welten Gottes, im Abgrund seiner Unendlichkeit ringsum verloren! —

Und was sollte meinen Geist an dies träge Staubkorn fesseln, sobald mein Leib, diese Hülle, herabsinkt? Alle Gesetze, die mich hier fest halten, gehen offenbar nur meinen Leib an: er ist aus dieser Erde gebildet, und er muß wieder zu dieser Erde werden. Gesetze der Bewegung, Druck der Atmosphäre, alles fesselt ihn, nur ihn hienieden.

Der Geist, einmal entronnen, einmal der zarten und so festen Bande los, die ihn durch Sinne, Triebe, Neigungen, Pflicht und Gewohnheit an diesen kleinen Kreis der Sichtbarkeit knüpften: welche irdische Macht könnte ihn fest halten? welch' ein Naturgesetz ist entdeckt, daß Seelen, in dieser engen Rennbahn sich umherzudrehen, zwänge? Sogar über die Schranken der Zeit ist unser Geist weg: er verachtet Raum und die träge Erdenbewegung: entkörpert ist er sogleich an seinem Ort, in seinem Kreise, in dem neuen Staat, dazu er gehöret. Vielleicht ist dieser um uns, und wir kennen ihn nicht: vielleicht ist er uns nahe, und wir wissen nichts von ihm, außer etwa in einigen Augenblicken seliger Ahnung, da ihn die Seele oder er die Seele gleichsam herbeyzieht. Vielleicht sind uns auch Ruheörter, Gegenden der Zubereitung, andere Welten bestimmt, auf denen wir, wie auf einer goldenen Himmelsleiter, immer leichter, thätiger, glückseliger, zum Quell alles Lichts emporklimmen, und den Mittelpunkt der Wallfahrt, den Schooß der Gottheit, immer suchen und nie erreichen: denn wir sind und bleiben eingeschränkte, unvollkommene oder endliche Wesen. Wo ich indessen sey, und durch welche Welten ich geführt werde, bin und bleibe ich immer an der Hand des Vaters, der mich hieher brachte und weiter rufet: immer also in Gottes unendlichem Schooße.

Es thut mir leid, sprach Charikles daß ich Sie in Betrachtungen unterbrechen muß, die Sie so weit von unserer Erde entfernen; aber lassen Sie mich nicht zurück. Ueberall, wo Sie frei, weise und thätig leben, ist Himmel: und warum scheuen und flie-

hen Sie denn die Erde? Wenn Sie in einer andern Menschengestalt freier, weiser, glücklicher leben können, und so immer weiter im innern Zustande hinaufgehn: was kümmert Sie Ort und Scene? Sey's dort oder hier — Welt Gottes ist Gottes Welt, Schauplatz ist Schauplatz. Auch unsere Erde ist ja ein Stern unter Sternen.

Th. Wohl! mein Freund; aber wie weit läßt sich denn in unserer Menschheit hinaufklimmen? Ist nicht ihre Sphäre so enge begränzt, so kothig und staubig wie dieser Stern selbst ist? Auch das beste Herz ist und bleibt immer ein Menschenherz, Körper bleibt Körper, und Erdenleben ein Erdenleben. Die Armseligkeiten der Geschäfte, der so unnützen und doch so nöthigen Lebensmühe, kommen wieder. Die Lebensalter mit ihren wechselnden Unvollkommenheiten kommen wieder. Auch in guten Eigenschaften bleibt der Menschenstamm hienieden immer in seine beiden Geschlechter vertheilt, die einander gegenüber auf einer Wurzel stehen, sich einander umschlingen und kränzen, nie aber Ein' und dieselbe Vollkommenheit werden können im Menschenleben. Was das eine hat, fehlt dem andern, was Ein Mensch hat, fehlt dem andern. Geburt, Stand, Klima, Erziehung, Amt, Lebensweise, hindern und schränken unaufhörlich ein. Nur wenige Jahre wächst ein Mensch, dann steht er still, oder nimmt ab und geht rückwärts; will er im Alter Jüngling seyn, und andere nachahmen, so wird er lächerlich, so wird er kindisch. Kurz, es ist eine enge Sphäre, dies Erdenleben; und wir mögen's machen, wie wir wollen, so lange wir hier sind, ist ohne größeren Schaden, und den völligen Verlust unserer selbst, der Enge nicht zu

entweichen. Aber einst, wenn der Tod den Kerker bricht, wenn uns Gott wie Blumen in ganz andere Gefilde pflanzt, mit ganz neuen Situationen umgiebt — haben Sie nie, mein Freund, erfahren, was eine neue Situation der Seele für neue Schwungkraft giebt, die sie oft in ihrem alten Winkel, im ersti=ckenden Dampf ihrer Gegenstände und Geschäfte, sich nie zugetraut, sich nie derselben fähig gehalten hätte —

Ch. Wer wollte das nicht erfahren haben? Eben daher schöpfte ich ja den erquickenden Trank des Stroms Lethe, mit dem mich auch schon auf dieser Erde meine Palingenesie wieder verjüngte. Ich fühle wie Sie, daß troß alles Strebens und Bemü=hens der Kreis der Menschheit unübersteiglich, und ihre Natur in feste Grenzen geschlossen bleibe. Hier auf der Erde wächst kein Baum in den Himmel: gewisse Flecken, die man einmal angenom=men, lassen sich mit allen Strömen der Welt nicht mehr abwaschen, manche Schwächen und Unvollkom=menheiten in gewissen Jahren kaum mehr kennen, geschweige denn ablegen. Oft verwechselt man nur die gröbern mit den gefährlichen feinern: das ist al=les wahr. Auch sehe ich's sehr wohl ein, daß in dem engen, sich immer wiederholenden Rundlauf des Erdenlebens so gar viel eben nicht heraus kommt: es ist so viel unnütze Mühe, und aus der erneu=erten Mühe so wenig neue Beute. Die Schran=ken, die Sie eröffnen, sind allerdings größer: das Feld, zu dem Sie einladen, ist unendlich — die Schaar aller Welten, die auf meinem ewigen Wege zur Gottheit liegen. Aber, mein Freund, wer giebt mir dahin Flügel? Es ist immer, als wenn mich

etwas zurückwürfe auf meine Erde. Mir ist, als ob ich sie noch nicht ausgebraucht, mich noch nicht leicht genug gemacht hätte, höher hinaufzustreben; wer giebt mir Flügel?

Th. Wollen Sie sie nicht aus heiliger Hand annehmen, die ganz und gar dahin verweiset, so nehmen Sie wenigstens einige Fittige dazu aus freundschaftlichen, aus — Ihres Freunds Newton's Händen.

Ch. Aus Newton's Händen?

Th. Nicht anders: das System, das er aus Sternen und Sonnen baute, sey Ihnen ein Gebäude Ihrer Unsterblichkeit, eines immerwährenden Fortganges und Aufflugs. Nicht wahr? alle Planeten unsers Sonnensystems sind durch Kräfte der Anziehung mit einander und mit ihrem Mittelpunkt oder Brennpunkt, der Sonne, verbunden?

Ch. Allerdings.

Th. Sie machen also ein so festes, unzerstörliches Ganze aus, daß nichts verrückt, nichts geändert werden kann, oder das Ganze litte und gienge mit seiner großen Harmonie unter?

Ch. Nicht anders. Alles beziehet sich auf die Sonne und die Sonne mit ihren Kräften, ihrer Masse, ihrem Licht, ihrer Wärme und Entfernung auf die Planeten.

Th. Und doch sind die Planeten nur Gerüst des Schauspiels, Wohnplätze der Geschöpfe, die auf ihnen sich um die unendlich schönere Sonne der ewigen Güte und Wahrheit in mancherley Ent-

fernungen, mit manchen Eklipsen, Perihelien und Aphelien bewegen. Wären die Scenen so genau, so unzertrennlich verbunden, und der Inhalt der Scenen, das Spiel selbst, sollte es nicht seyn? Die Planeten wären so genau auf sich und auf die Sonne geordnet, und das Schicksal derer, die darauf leben, auf die sie eigentlich nur zubereitet sind, sollte nicht eben so genau und um so genauer zusammenhangen, als ja das Wesen mehr als die Einkleidung, Sache mehr als Ort, Leben und Inhalt mehr als Theater und Schaubühne ist? In der Natur ist alles verbunden, Moral und Physik, wie Geist und Körper. Moral ist nur eine höhere Physik des Geistes, so wie unsere künftige Bestimmung ein neues Glied der Kette unseres Daseyns, das sich auf's genaueste, in der subtilsten Progression, an das jetzige Glied unseres Daseyns anschließt, wie etwa unsere Erde an die Sonne, wie der Mond an unsere Erde.

Ch. Ich ahne Sie, Bester, aber —

Th. Hier, mein Freund, läßt sich auch nur muthmaßen, nur ahnen. Unterm stillen Blick der Sterne, vor'm Angesicht des vertraulichen Mondes, sind auch Ahnungen in jene für uns unübersehbare Ferne so groß, so erhebend! Denken Sie einen Augenblick, daß unser Sternengebäude, dem moralischen Zustande seiner Bewohner nach, so zusammen verbunden wäre, wie es seinem physischen Zustande nach unstreitig zusammen verbunden, und nur ein schwesterlicher Chor ist, der in verschiedenen Tönen und Proportionen, aber in der Harmonie Einer Kraft, seinen Schöpfer lobet! Denken Sie, daß

vom letzten Planeten bis zur Sonne hinauf es Gradationen der Geschöpfe, wie des Lichts, der Entfernung, der Massen, der Kräfte gebe (und nichts ist wahrscheinlicher als dieses), setzen Sie die Sonne nun als den großen Versammlungsort aller Wesen des Systems, das sie beherrschet, so wie sie ja auch die Königin alles Lichts und aller Wärme, aller Schönheit und Wahrheit ist, die sie überall den Geschöpfen gradweise mittheilet: sehen Sie die große Leiter, die alles hinaufklimmt, und den weiten Weg, den wir noch zu machen haben, ehe wir zum Mittelpunkt und Vaterlande dessen kommen, was wir nur in unserem Sternensystem Wahrheit, Licht, Liebe nennen.

Ch. Also, je entfernter von unserer Sonne, desto dunkler, desto gröber; je näher, desto heller, leichter, wärmer, geschwinder? — Die Geschöpfe des Merkur, der immer in den Strahlen der Sonne verborgen ist, müssen freilich von anderer Art seyn, als jene trägen Saturnusbewohner, die dunkeln patagonischen Riesen, die in 30 Jahren kaum einmal um die Sonne kommen, und denen 5 Monde kaum noch ihre Nacht erhellen. Unsere Erde stünde denn so in der Mitte —

Th. Und vielleicht sind wir eben deswegen auch solche Mittelgeschöpfe, zwischen der dunkeln Saturnusart und dem leichten Sonnenlichte, dem Quell aller Wahrheit und Schönheit. Unsere Vernunft ist hier wirklich nur noch im ersten Anbruch; und mit unserer Willensfreiheit und moralischen Energie ist's auch nicht weit her; gut also, daß wir nicht ewig auf dem Erdplaneten zu weilen haben, wo wahrscheinlich nicht viel aus uns würde.

Ch. Also meynen Sie, wir müßten durch alle Planeten reisen?

Th. Das weiß ich nicht. Jeder Planet kann seine Einwohner, die alle in verschiedenen Graden zu Einer Sonne streben, auf dem Wege, der ihm der kürzeste ist, auf den Stufen und Gradationen, die ihm der Schöpfer nothwendig erkennet, dahin senden. Wie, wenn unser Mond z. E. (mich dünkt, auch Milton schildert ihn so*) und mehrere morgenländische Sekten haben ihn dafür gehalten) das Paradies der Erholung wäre, wo die matten Wanderer dem Nebel dieses Erdtheils entkommen, in einer reineren Atmosphäre, auf Auen des Friedens und der Geselligkeit lebten, und sich zu dem Anschaun des höheren Lichts bereiteten, zu dem auch die Einwohner anderer Planeten hinaufwallen? mich dünkt, das Angesicht des Mondes spräche uns dieses mit seinem ruhigen, tröstenden Licht zu. Es ist als ob es auch dazu schiene, um uns den Glanz einer andern Welt zu zeigen, und uns von aramanthnen Lauben der Ruhe und einer unauflöslichen seligen Freundschaft, Träume voll sanften Thaues einflößen zu wollen.

Ch. Sie träumen angenehm, mein Freund, vor'm Angesicht des Mondes, und ich träume gern mit Ihnen**). Mir war's oft so, daß, insonderheit

*) Those argent fields more likely habitants
Translated Saints or middle Spirits hold
Betwixt th' angelical and human kind.

**) Nur stimmen diese Träume mit den astronomischen Beobachtungen schlecht überein. Der Mond scheint vielmehr ein Schauplatz fürchterlicher Revolutionen. M.

wenn Trauer, sanfte Schwermuth, oder das Andenken an Verstorbene, inniggeliebte Todten mich erfüllte, mir beinahe der Mondesstrahl ihre Sprache zu seyn schien, und es mich dünkte, es fehle nicht viel, ihren glänzenden Schatten vor mir zu sehen, oder den Kuß ihrer reinen Lippe auf meine Seele in einem Strahl hinabfließend zu fühlen. Aber genug davon, wir werden ja hier beide beinahe Schwärmer. Erzählen Sie weiter.

Th. Ich mag nicht; denn auch mir fehlen die blauen smaragdenen Goldschwingen, Sie von Stern zu Stern zu tragen, Ihnen zu zeigen, wie auch unsere Sonne um eine größere Sonne eilet, wie in der Schöpfung alles in einer Harmonie jauchzet, zu welcher Sonnen und Erden wie ein Klang gemessen, gezählt, gewogen sind, und es also gewiß auch das Schicksal, das Leben ihrer Bewohner in weit höherem Grade seyn muß. O wie groß ist das Haus, in dem mich mein Schöpfer erschuf, und o wie schön ist's! schön zu Nacht und zu Tage; dort und hier Sonne-, Mond-, Sternenaussicht! Mein Gang ist die Bahn des Weltalls: dazu leuchtet mir auch jener letzte Stern, dazu klingt mir, in geistigen Begriffen und Verhältnissen, die Harmonie aller Sterne. — Aber ach, mein Freund, alles ist nur Dämmerung, Wahn und Vermuthung gegen das ungleich reinere und höhere Licht der Religion unseres Geistes und Herzens. Auf dieser Erde ist alles mit Bedürfniß umringt, und wir sehnen uns mit aller Kreatur, davon frei zu werden. Wir haben Begriffe der Freundschaft, der Liebe, der Wahrheit, der Schönheit in uns, die wir hier auf der Erde in lauter Schatten und Traumgestalten, so unvollkommen, so oft gestört, ge-

täuscht, betrogen, und immer unvollendet erblicken. Wir dürsten nach einem Strom reinerer Freuden, und mich dünkt, die Hoffnung, das Verlangen selbst sey eine sichere Vorahnung des Genusses. Nehmen Sie die reinsten Verhältnisse auf dieser Welt, die Vater-, die Mutterfreuden; mit welchen Sorgen sind sie vermischt, von welchen Schmerzen und Unbequemlichkeiten werden sie unterbrochen, und wie dienen sie doch im Ganzen nur immer dem Bedürfniß, einem fremden höheren Verhältniß! In jener Welt, sagt die Schrift, wird man weder freien, noch sich freien lassen, sondern sie sind wie die Engel Gottes im Himmel. Da ist Liebe befreit von gröberen Trieben, reinere Freundschaft ohne die Abtrennungen und Bürden dieser Erde, wirksamere Thätigkeit mit glücklicher schöner Eintracht, und einem wahreren und ewigen Endzweck, kurz überall mehr Wahrheit, Güte, Schönheit, als uns diese Erde auch bey hundertmaligem Wiederkommen geben könnte. —

— Den, Parmeno, den nenne ich
Den Glücklichsten, der, wenn er ohne Leid
Die hohen Dinge sah, die wir nun sehn,
Die Sonne, diese Sterne, Wolken, Mond
Und Feuer, wieder geht, woher er kam.
Denn lebtest du auch hundert, oder lebst
Du wenig Jahre nur, du siehest sie;
Und schöneres als sie, sah keiner je.
Halt diese Lebenszeit, von der ich rede,
Für einen Marktort, eine Wanderschaft,
Wo es Gedränge, Diebe, Spiel und Müh
Die Menge giebt. Je früher du weggehst,

Je früher findest du die beßre Herberg,
Wenn du den Reisepfennig Wahrheit hast,
Und lässest keinen Feind. Wer lange weilt,
Geht matt von dannen; und ereilet ihn
Das böse Alter, ach! da hat er Mangel
Und Plage, findet Feinde hie und da;
Der stirbt nicht glücklich, der zu lange lebt *) —

Und wie denn der, der ewig hier weilen und immer wieder kommen wollte auf diesen Marktplatz? —

War's, daß die Stille der Nacht und die hohe Harmonie der Sterne das System beider Freunde versöhnt hatte, oder hatte Charikles zu viel zu antworten; sie umarmten sich und giengen schweigend auseinander. Theages schien verloren im unendlichen Blau des Himmels, auf der glänzenden Sternenleiter, die so manche Völker, Wilde und Weise, den Weg der Seelen nannten: freilich eine höhere Laufbahn, eine reichere und schönere Palingenesie, als uns hier auch in den glücklichsten Gestalten die dürftige enge Erde gewähren könnte.

O pater, anne aliquas ad coelum hinc ire putandum est
Sublimes animas? iterumque ad tarda reverti
Corpora? quae lucis miseris tam dira cupido?

Virgil.

---

*) Worte aus einem Fragment Menanders.

Ueber die Seelenwanderung.

Drittes Gespräch.

Als ob sie einander das Wort gegeben hätten, trafen Theages und Charikles des Morgens auf einem Spaziergange zusammen, den beide liebten, und auf welchem sie oft in den Strahlen der aufgehenden Sonne ihre Seele rein zu waschen sich bestrebten. Noch waren beide in die Stille verhüllt, die die Dämmerung und das Erwachen vom Schlaf mit sich führet; eine heilige Stille, aus der die Morgenröthe nur sanft und allmählich wecket. Sie störten sich einander nicht. Die Morgenröthe vor ihnen, und um sie her das fröhliche Chor aller erwachenden Wesen, saßen sie eine Zeitlang stumm da; bis endlich, nach Aufgang der Sonne, da die Scene gewühlvoller wurde, Charikles einen Spaziergang in den nahen Wald vorschlug, auf dem sie sich durch einen kleinen Umweg nach Hause finden könnten; und nun bog er im Gange sein Gespräch auf den gestrigen Gegenstand unvermerkt über.

Charikles. Wovon haben Sie diese Nacht geträumt, Theages? Sie müssen angenehm geträumt haben: denn Sie waren gestern im Raum der Sterne und Welten wie verloren.

Th. Wenn die Sonne am Himmel steht, muß man keine Träume erzählen, Charicles; sie haben ihre Scene und Dekorationen verloren; alles hat seine Zeit und Stunde. Sehen Sie nicht, wie die Sonne mit ihrem Glanz das ganze Heer unserer gestrigen Welten uns verdeckt hat, und wie traurig steht dort der Mond am Himmel — ein blasses Wölkchen! Wahrscheinlich würde unser Gespräch auch ein solches werden, wenn es unsere gestrigen Ahnungen wiederholte. Also Charikles, löschen Sie die Nachtlampe aus, und bringen etwas Jugendlicheres vor, wodurch wir uns zur Munterkeit auf den Tag hin stärken.

Ch. Mich dünkt, wir können in unserem gestrigen Gespräch fortgehn, und doch diesen Zweck erreichen. Denn, mein Freund, ich fühle es jetzt augenscheinlich, nicht die Nacht, sondern der Morgen ist zu Gesprächen gut, die uns in die Kindheit des Menschengeschlechts, in den frühen Morgen menschlicher Begriffe und Bilder zurück führen. Unsere studirte Nachtweisheit hat uns verblendet: wo wir menschlich denken sollen, wollen wir göttlich denken.

Th. Gilt das mir?

Ch. Nicht so ganz ohne; denn auch Sie, fürchte ich, hat Philosophie und Theologie, Newton und Christenthum, zu hoch gespannt. Sie wollen zu den Sternen empor, und unser Weg ist vor der Hand doch auf Erden. Sie schämen sich Ihrer Stiefbrüder, der Thiere, und klimmen zu Geschöpfen hinauf, die Sie nicht gesehen haben, und vielleicht auch nicht sehen werden, zu Einwohnern Merkurs, der Sonne und des Mondes.

Th. Ich, mein Freund, schäme mich meiner Halbbrüder, der Thiere nicht; vielmehr bin ich in Absicht ihrer ein großer Seelenwanderer. Ich glaube gewiß, daß sie zur Stufe höherer Wesen hinaufklimmen, und kann gar nicht begreifen, wie man dieser Hypothese, die den Zusammenhang der ganzen Schöpfung vor sich zu haben scheint, noch etwas in den Weg legt.

Ch. Nun sind Sie auf rechtem Wege.

Th. Ich bin, was diesem Punkt betrifft, immer darauf gewesen; erinnern Sie sich, daß Sie gestern selbst davon ablenkten. Können Sie die Aesopische Fabel leiden, Charikles?

Ch. Sehr, aber wie kommt die hieher?

Th. Weil ich sie wie den Kompaß ansehe, der uns zeigt, wie wir zu den Thieren stehen. Sämmtlich und sonders spielen die Thiere noch ihre Fabel; und Aesop, der größte Philosoph und Sittendichter, hat uns ihr Spiel nur vernehmlich, ihre Charaktere nur sprechend für uns gemacht: denn für sich sprechen und handeln sie unaufhörlich. Und wissen Sie, was der Mensch bey dieser fortgehenden Thierfabel ist? Nichts, als der allgemeine Satz, die Moral der Fabel, die Zunge in der Waage. Er nutzt die Schöpfung, und also auch alle Charaktere der Thiere. Sie handeln vor ihm: er läßt sie handeln und — denket. Sein, „die Fabel lehrt“ muß er alle Augenblicke wiederholen.

Ch. Und dies thäte etwas zur Seelenwanderung der Thiere?

Th.

Th. Mich dünkt, viel. Der Thierfabel fehlt zur Menschenfabel nichts, als die Sentenz, der allgemeine Satz, die Lehre. Der so bestimmte, sichere, lehr- und kunstreiche Thiercharakter bekommt das Fünklein Licht, das wir Vernunft nennen, und der Mensch ist da. Er ist da, um aus seinem vorigen Thiercharakter sich nun Lehre, Unterricht, Kunst zu sammlen, sich seine vorige Lebensweise mehr oder minder zur Anschauung zu bringen, und, wenn er will, daraus klug zu werden. Er soll als Mensch das weise und gut ordnen lernen, was er als Thier kann, mag und will. Mich dünkt, das ist die Anthropogenesie, und Palingenesie der Thiere zu Menschen.

Ch. Das Bild ist artig: aber die Sache? Sollte es so gewiß seyn, Theages, daß jeder Mensch einen Thiercharakter habe?

Th. Zweifeln Sie daran, so sehen Sie Menschen, zumal Menschen in Leidenschaft oder mit starker Leidenschaft, in's Antlitz; betrachten Sie, wenn diese nicht bemerkt werden, ihre Lebensweise und die scharfunterscheidenden Striche ihres Charakters; es wäre sonderbar, wenn Sie nicht schon der Bildung, der Miene, den Gebehrden nach, noch mehr in der fortgehenden Handlung ihres Lebens, den Fuchs, den Wolf, die Katze, den Tyger, den Hund, den Hamster, den Geyer, den Papagei, und wie das ehrliche Gefolg aus der Arche Noah weiter heißt, bemerkten. —

Th. Sie scherzen. Bisher habe ich die ganze Hypothese nur als ein Spiel beim Nachtisch angesehen, da man sich mit der Serviette bis exclusive

zur Nase den Mund verhüllet und frägt: „wer war ich? was für ein Thier bin ich gewesen?"

Th. Wie das Spiel getrieben wird, ist's Spiel und muß es bleiben. Wer kennt sich selbst bis auf den Grund seines Charakters? Und wie sollte uns ein anderer auf Einen Blick kennen, sobald wir den Mund unter die Serviette hüllen? Was käme auch heraus, wenn der Mensch sich seinen Lebensalmanach mit den Bildern der Thiere schmückte, mit denen er jeden Tag umzugehen hat, und sich gegen sie wieder in seinem Thiercharakter betrüge? Menschen sollen wir seyn, nicht Thiere. Die Zunge an der Waage soll uns leiten; nicht ein blindes Gewicht von Charakter und Thierinstinkten, das auf die Wagschaale gelegt ist. Das thierische Menschengesicht ist menschlich und aufgeklärt: die Züge sind aus einander gesetzt, insonderheit die am meisten charakteristischen Züge. Stirn, Nase, Augen und Wange sind beim Menschen gegen die Thiere unendlich erhoben, veredelt und verschönet.

Ch. Also wäre die Thierbildung nur eine Grundlage des menschlichen Charakters, der vom Lichte der Vernunft erhellet, und von der sittlichen Empfindung des Menschenherzens geordnet, verschönt und erhoben werden soll. Der Grund unserer sinnlichen Kräfte und Charakterzüge, unsere etwanigen Reste von blos sinnlichen Geschicklichkeiten, Neigungen und Trieben, wären thierisch, die nachher von unserer Vernunft nur überglänzt, nur geregelt werden müßten —

Th. Studiren Sie die Menschen, und Sie werden häufige Proben davon finden: denn in Ur-

theilen über Züge und Charaktere, sobald wir nur das stolze Moralische absondern, sind wir alle ziemlich einig. In der Natur und der Aesopischen Fabel nennen wir einen Fuchs, Fuchs und nicht Löwen. Im menschlichen Leben verwirrt sich das Urtheil, wie aus hundert Ursachen so auch daher, weil es wirklich Absicht der Menschenbildung und Menschenbestimmung ist, den Thiercharakter und die Thiersitten bis zu einem gewissen Grad auszulöschen, und Menschen, oder wenn Sie wollen, Engel in der Menschheit aus uns bilden. Das will nun jeder schon geworden seyn. Der Neid und die hämische Schadenfreude wollen am andern so gern noch das ganze rohe Thier und keine Spur vom Menschen oder Engel finden. Daher kommt's denn, daß man diese Hypothese so mißbraucht, und sie zuletzt verachtet, entweder weil man sie mißverstehet, oder weil man sie fürchtet. Ohne sie aber wüßte ich nicht, was aus dem zahlreichen Heer der Geschöpfe unter uns, unseren so charakteristischen und fein empfindenden Halbbrüdern im Feld und Walde, werden sollte.

Ch. Werden sollte? Nichts anderes, als was sie sind. Sie wandern in neue Formen ihrer Gattung; sie werden feinere Rehe, feinere Vögel.

Th. Feinere Tyger, feinere Affen und Wölfe; und am jüngsten Tage stehen diese mit auf, uns zu begleiten? Es ist doch nicht Ihr Ernst, mein Freund, sich die innerste Schöpfung, die immer fortgehende neue Schöpfung, nach des seligen Ritter Linné Klassenbüchern zu denken?

Ch. Mein Ernst nicht, aber unser Freund Harmodius ließe sich für diese Meynung tödten.

Th. Nun, da stürbe er sehr unschuldig; denn mit unsern Klassifikationen reicht es so gar weit nicht. Sie sind für unsere Sinne, für unsere Kräfte, nicht aber Musterrollen, nach denen die Natur ordnet, Clauseln, die sie sich selbst gesetzt hätte, um jedes Geschöpf fein in ebener Bahn zu erhalten. Ei! wie verlieren sich die Klassen aller Geschöpfe in einander! Wie steigen und erhöhen sich die Organisationen aus allen Punkten, auf allen Seiten! Und wie sind sie sich einander wiederum so ähnlich! Gerade, als ob auf unserer ganzen Erde die formenreiche Mutter nur Einen Typus, Ein Protoplasma vor sich gehabt hätte, nach dem und zu dem sie alles bildete. — Wissen Sie, was dies für eine Form ist? Die nämliche, die auch der Mensch an sich trägt.

Ch. Es ist wahr: auch in dem unvollkommensten Thier ist noch einige Aehnlichkeit mit dieser Hauptform der Organisationen unverkennbar.

Th. Im Innern ist sie es noch mehr, als von außen. Selbst bei Insekten hat man ein Analogon des menschlichen Gliederbaues gefunden; nur freilich gegen uns betrachtet, eingehüllt, und in scheinbarem Mißverhältniß. Die Glieder, mithin auch die ihnen einwirkenden Kräfte, sind noch unentwickelt, noch nicht organisirt zu unserer Menge von Leben. Mich dünkt, in der ganzen Schöpfung sey dieser Fingerzeig der Natur ein Faden der Ariadne durch's Labyrinth der Thiergestalten hinauf und

hinunter. Aber, mein Freund, wir haben uns müde gegangen und müde geschwatzt; wie, wenn wir uns unter diese angenehmen Bäume niederließen, und dem Schwan zusähen, der sich dort in der hellen Fläche bespiegelt und auf ihr rudert.

Sie setzten sich und ruheten eine Weile. Das Rauschen der Wellen und das Lispeln der Bäume betäubt angenehm die Gedanken — bis endlich Charikles den Faden des Gesprächs aufnahm.

Ch. Sie kamen, Theages, durch die Hypothese, daß das Thier ewig Thier bliebe, um die Schranken der Natur nicht zu durchbrechen, von der freieren, seelerhebenden Meynung ab, daß in ihr alles Ein Zusammenhang sey, und in der größten Vielfachheit, in einer unzählbaren Veränderung von Formen das Reich der Seelen und Kräfte unaufhaltsam weiter strebe: sagen Sie mir, Geliebter, etwas von Ihren Tagesträumen hierüber, wie Sie mir gestern von Ihren Nachtträumen sagten. Im Anblick dieses schönen Stroms, in der erhabenen Stille dieses Haines, lassen sich, dünkt mich, Phantasien denken, wie unter dem bestirnten Dache des Himmels. Hier sind wir wenigstens selbst mit im Chor. —

Th. Und waren wir's dort nicht auch? oder sind wir hier nicht auch mitten im Strom eines Himmels, in einem Chor irdischer Sterne? Alles Leben der Natur, alle Arten und Gattungen der beseelten Schöpfung, was sind sie, als Funken der Gottheit, eine Aussaat von verkörperten Sternen, unter denen die beiden Menschengeschlechter, wie

Sonne und Mond dastehen. Wir überglänzen, wir verdunkeln die andern Gestalten, führen sie aber in einem für uns selbst unübersehbaren Chor gewiß weiter. O Freund, würde uns ein Auge gegeben, den glänzenden Gang dieser Gottesfunken zu sehen! wie Leben zu Leben fließt, und immer geläutert, in allen Adern der Schöpfung umher getrieben, zu höherem, reinerem Leben hinaufquillt — welch' eine neue Stadt Gottes, welche Schöpfung in der Schöpfung würden wir gewahr werden! Von dem ersten Atom, dem unfruchtbarsten Staube, der kaum noch dem Nichts entrann, durch alle Arten der Organisation hinauf bis zum kleinen Universum von allerlei Leben, dem Menschen, welch' ein glänzendes Labyrinth! Aber der menschliche Verstand erblickt's nicht, er siehet nur die Dinge von außen: er siehet Gestalten, nicht wandernde, sich emporarbeitende Seelen. Das innere Triebwerk der Natur, ihre lebendigen Räder und athmenden Kräfte — für zu großem Glanze ist es ihm αδης, das Reich der Nacht, die verschleierte Hülle ungeborner, ewig sich fortgebährender Leben.

Alas! our Sight's so ill
that things which swiftest move, seem to stand still.

— Ich darf mich also nicht verhüllen vor dir, großer Pan, ewige Quelle des Lebens, du hast mich in mich selbst verhüllet. Kenne ich doch die Welt von Leben nicht, die ich meinen Körper nenne. Ohne Zweifel würde meine zu schwache Seele, wenn sie das unzählbare Heer sähe, das ihr in allen Gra=

den und Klassen der Belebung dienet — sie würde ihren Herrscherstab fallen lassen, und ihrem Thron entsinken. In meinen Adern, in den feinsten, mir zugetheilten Gefäßen, wallen diese zu höherem Leben hinauf, wie sie, durch so mancherlei Gänge und Zubereitungen getrieben, aus der ganzen Schöpfung in mich wallten. Ich bereite sie weiter, wie alles sie zu mir bereitete: keine Zerstörung, kein Tod ist in der Schöpfung, sondern Auflösung, Entbindung, Läuterung. So arbeitet der Baum mit seinen Aesten und Gliedern den Saft der Erde und der Luft, das Feuer des Bodens und des Himmels, zu seiner Natur, zum edleren Safte sein selbst und seiner Kinder. Seine Blätter saugen und machen fruchtbar. Jedes Blatt ist ein Baum, formirt auf einer grünen Fläche, in einem dünnen Gewebe, weil die Schöpfung nicht Raum hatte, sie alle als völlige Bäume hervorzubringen. Aus jeder Knospe, an jedem Zweige dränget sie also Baumesgeister hervor: die vielgebährende Mutter Erde bekleidet sich mit grünem Leben: jede Blume, die sich aufschließt, ist eine Braut, jeder blühende Baum eine große Familie von Leben. Das Reich der Thiere, unsere stummen Mitbewohner, zerstört tausend Formen niedrigerer Art, um seine höhere Formen zu beseelen: der Mensch endlich, der größte Ausarbeiter und Zerstörer der Schöpfung, er gibt und nimmt Leben, er ist, ohne daß er's weiß, das Ziel seiner niedrigen Mitbrüder, nach dem sie vielleicht alle unvermerkt geführt werden. — Schöner rudernder Schwan! in welch' glänzendes Element hat dich dein Schöpfer gesetzt, dich selbst zu lieben und zu bewundern! Mit deinem schöngebogenen Halse, in

der reinen, frischen Unschuldsweisse, schwimmst du wie eine Königin daher, eine sanfte Prachtgestalt auf der klaren Fläche der Wogen. Deine Welt ist ein Spiegel, dein Leben ein Schmuck-, ein Künstlerleben; was wird dein Geschäft seyn, wenn du einmal in Menschengestalt Schönheitslinien entwirfst, und Reize an dir oder an der Natur studierest? —

Ch. Apropos, mein Freund, haben Sie den Roman des Bischofs Berkeley, Gaudentio von Lucca, gelesen?

Th. Ich kenne ihn nicht.

Ch. Er hat eine hübsche Idee der Seelenwanderung, die er seinen Mezzoraniern beilegt. Er läßt sie glauben, daß die Seelen der Thiere nach den Wohnungen menschlicher Körper geizen, und sich auf alle Weise dahinein zu stehlen suchen. Es gelinge ihnen, sobald der Mensch die Fackel seiner Vernunft fallen läßt, und also die Uebermacht verliert, sich selbst zu leiten. Nun werde er rachsüchtig, grausam, wollüstig, geizig, nachdem dieses oder jenes Thier ihn verfolgte und den Platz seiner vernünftigen Seele einnahm. Mich dünkt, die Allegorie ist artig. —

Th. Wie Berkeley überhaupt ein seltener, feiner Mann war. Dergleichen Einkleidungen umkränzen eine Wahrheit so niedlich!

Ch. Und was halten Sie von der Seelenwanderung der Juden, die die Rabbinen Ibbur nennen? Sie sagen, daß sich zu einem Menschen mehrere, auch Menschenseelen gesellen können, die ihm insonderheit zu gewissen Zeiten, (wenn nämlich

ein freundschaftlicher Geist siehet, daß er's bedarf, und Gott es ihm erlaubet) beistehen, ihn stärken, begeistern, mit und in ihm wohnen. Sie verlassen ihn aber, wenn das Geschäft zu Ende ist, dazu sie ihm helfen sollten; es sey denn, daß Gott einen Menschen mit diesem Beistande eines fremden Geistes bis an sein Ende begünstige.

Th. Die Dichtung ist lieblich. Sie bemerkt, wie ein Mensch oft so ungleich handelt, wie er insonderheit in späteren Jahren bisweilen so sehr unter sich sinket. Der fremde, hülfreiche Geist hat ihn verlassen, und er sitzt mit dem Seinen nackt da. Auch ehrt die Einkleidung außerordentliche Menschen auf eine schöne Weise: denn welch' ein Lob ist's, daß einen Weisen die Seele eines alten Weisen, oder gar mehrere derselben auf einmal beleben! — Sie halten doch aber die schöne poetische Einkleidung nicht für physisch-historische Wahrheit?

Eh. Wer weiß? Die Revolution menschlicher Seelen ist bei vielen Völkern allgemein geglaubt worden. Sie haben doch die Frage an Johannes gelesen: „bist du Elias? bist du ein Prophet?" Sie wissen, wer's sogar bestätigte und gerade heraus sagte: „Er ist Elias."

Th. Und Sie haben doch den jüngern Helmont de revolutione animarum gelesen? Er hat in 200 Problemen alle Sprüche und Gründe angebracht, die sich je auf das Wiederkommen der Seelen in menschliche Leiber nach jüdischen Begriffen deuten ließen.

Eh. Ich muß Ihnen sagen, daß mir die jü-

bische Revolution der Seelen immer gefallen hat: kennen Sie sie genau?

Th. Ziemlich. Sie behauptet, daß die Seele 2 oder 3mal (bei außerordentlichen Fällen mehrmal), in's Leben wiederkehre, und das vollende, was sie noch nicht vollendet hatte. Sie setzt, daß Gott die Perioden der Welt nach diesen Revolutionen der Seelen eingerichtet; daß er die Grade des Lichts und der Dämmerung, des Unglücks und der Freuden, ja endlich das Schicksal und die ganze Dauer der Welt darnach bestimmt habe. Die erste Auferstehung sey eine Revolution solcher Vollendeten, in's Leben wiederkehrenden Seelen —

Eh. Was sagen Sie dagegen?

Th. Nichts, als daß ich nichts dafür sagen kann: weil alles entweder poetische Fiktion ist, oder im Rathe Gottes ruhet. Die Sprüche wenigstens, die man dafür anführt, beweisen alle nichts.

Eh. Und auch die Vernunftgründe nichts, die man dafür anführt? Daß Gott z. E. der ohne Ansehen der Person ist, bei Einem Daseyn der Seelen auf der Welt so viel Ansehen der Person beweise: daß der Langmüthige, Gerechte jedem Zeit und Raum zur Buße gebe: daß manchem Menschen ja unschuldiger Weise der Genuß des Lebens so bitter gemacht, so abgekürzt werde — Sie gingen, mein Freund, über diese Gründe so hinweg, weil Sie, wie ich wohl sagen darf, widrig dagegen eingenommen waren. Denken Sie sich aber die Sache menschlich; nehmen Sie das Schicksal der Mißgebohrnen, der Ungestalteten, der Armen, der

Dummen, der Krüppel, der entsetzlich Zurückgesetzten und Beleidigten, der jungen Kinder, die das Licht kaum sahen, und fort mußten, nehmen Sie dies alles zu Herzen; und entweder müssen Sie von ihrer Fortrückung in jene Welt schwache Begriffe haben, oder diesen Personen müssen hier erst Fittige gemacht werden, damit sie andern nur von fern nachschweben lernen, damit sie einigermaßen nur Ersatz für fatale oder fatalverkürzte Zeiträume in dieser Welt erlangen können. An Fortrückung zu einem höhern als dem menschlichen Daseyn ist bei ihnen schwerlich zu gedenken.

Th. Warum nicht? Niemand gibt, wie Gott gibt, und niemand kann wie Gott ersetzen und vergelten. Allen Geschöpfen gab er das Daseyn aus freier Liebe: wenn einige zurückgesetzt scheinen, hat er nicht Oerter, Einrichtungen, Welten genug, wo er durch Eine Verpflanzung tausendfach ersetzt und belohnet? Ein zu früh gestorbenes Kind, ein Jüngling, der für dies rauhe Erdenklima gleichsam zu zart war — alle Nationen haben's gefühlt, daß ihn die Götter geliebet *) und die werthgeachtete Pflanze in einen schöneren Garten versetzt haben. Oder hat Gott etwa kein anderes Räumchen als diese Erde? Muß er ausjäten, um Platz zu gewinnen, und die ausgerissene Pflanze so lange in der Vorrathskammer ungebohrner Seelen welken und warten lassen, bis er wieder eine Stelle erjage?

---

*) Ον οι θεοι φιλεσιν, αποθνησκει νεος.
Wen die Götter lieben, der stirbt jung.

Wie viele Menschen sind in jener Welt gewiß dadurch glücklich, daß sie hier unglücklich waren. Kennen Sie, mein Freund, die kleistische Fabel vom gelähmten Kranich?

Th. Ich kenne sie nicht.

Ch. Sie ist eine der schönsten, die je gemacht ward. Wollen Sie sie lesen?

Theages gab ihm das Buch, und Charikles las:

Der Herbst entlaubte schon den bunten Hain,
Und streut' aus kalter Luft Reif auf die Flur:
Als am Gestad' ein Heer von Kranichen
Zusammen kam, um in ein wirthbar Land
Jenseit des Meers zu ziehn. Ein Kranich, den
Des Jägers Pfeil am Fuß getroffen, saß
Allein, betrübt und stumm, und mehrte nicht
Das wilde Lustgeschrei der Schwärmenden,
Und war der laute Spott der frohen Schaar.

„Ich bin durch meine Schuld nicht lahm, dacht' er,
In sich gekehrt, ich half so viel als ihr,
Zum Wohl von unserm Staat. Mich trifft mit Recht
Spott und Verachtung nicht. Nur ach! wie wird's
Mir auf der Reis' ergehn! Mir, dem der Schmerz
Muth und Vermögen raubt zum weiten Flug!
Ich Unglückseliger! das Wasser wird
Bald mein gewisses Grab. Warum erschoß
Der Grausame mich nicht?" — Indessen weht
Gewogner Wind vom Land' ins Meer. Die Schaar
Beginnt, geordnet, jetzt die Reis' und eilt
Mit schnellen Flügeln fort, und schreit vor Lust.

Der Kranke nur blieb weit zurück, und ruht'
Auf Lotosblättern oft, womit die See
Bestreuet war, und seufzt vor Gram und Schmerz.

Nach vielem Ruhn, sah er das beßre Land,
Den gütgern Himmel, der ihn plötzlich heilt.
Die Vorsicht leitet' ihn beglückt dahin;
Und vielen Spöttern ward die Fluth zum Grab'.

* * *

Ihr, die die schwere Hand des Unglücks drückt,
Ihr Redlichen, die ihr, mit Harm erfüllt,
Das Leben oft verwünscht, verzaget nicht,
Und wagt die Reise durch das Leben nur!
Jenseit des Ufers giebt's ein besser Land;
Gefilde voller Lust erwarten euch.

Ch. Eine schöne Fabel auch für meine Meynung! Wir wollen aufstehen, mein Freund, und im Gehen müssen Sie mir noch einige Fragen erlauben. Wie kommt's, daß im Alterthum die weisesten und so weit von einander entlegenen Nationen an der Lehre der Seelenwanderung, und zwar an der schlechtesten Lehre des Rückganges der Wesen, daß der Mensch wieder Thier werde, so lange gehangen haben?

Th. Sie haben sich selbst schon die Frage beantwortet, Charikles: es war Kindheit der Welt und ihrer Weisheit über das Menschenschicksal. Bei einigen, z. B. den Aegyptern, Braminen, vielleicht auch bei Pythagoras selbst, war die Seelenwande-

rung **Kirchenbuße** in einer anschaulichen moralischen Dichtung.

Ch. Sonderbare Kirchenbuße in einer Dichtung —

Th. Gewissermaaßen konnten beide damals nicht ohne einander bestehen. Sie wissen, die Weisheit der ältesten Nationen war bei den Priestern. Wenn diese dem rohen Volk keine rechten Ideen von der zukünftigen Welt geben konnten, oder selbst keine hatten: war's nicht gut, daß sie sie auch über die Zukunft nach diesem Leben mit sinnlichen Strafen schreckten? „Du Grausamer wirst zum Tyger, so wie du auch jetzt schon eine Tygerseele äußerst: du Unreiner zur Sau, du Hoffärtige zum Pfauen — da mußt du lange büßen, bis du deiner entweiheten Menschheit wieder würdig geachtet werdest." Solche Anschaulichkeiten mit allem Ansehn der Religion gesagt, wirken ohne Zweifel mehr als metaphysische Subtilitäten. Jeder sah die Natur des Thieres und das Schicksal desselben vor sich: der Lasterhafte fühlte den Thiercharakter in sich; und nichts natürlicher, als daß er nun auch das Schicksal des Thieres, das ist, den reellen Uebergang in dasselbe befürchtete. Wenn diese Lehre also einmal festgestellet war, so konnte sie vielleicht von manchen Lastern abziehen, zu manchen Tugenden gewöhnen. Wer wollte nicht lieber ein weißer Elephant als eine Sau seyn? zumal wenn man die Natur und das Schicksal der Thiere mit Augen der Indier und Aegypter, mit jener stillen Vertraulichkeit ansieht, in der die Kindheit der Welt mit den Thieren lebte. Sie glauben doch aber wohl nicht,

Charikles, daß uns noch jetzt diese Lehre nöthig oder angemessen seyn sollte?

Ch. Manchmal wäre der Glaube an sie vielleicht nicht übel. Wenn der Grausame, der einen armen Hirsch zu Tode quält, in dem Augenblick von einer lymphatischen Ahnung ergriffen, dächte: „so wird's dir gehen! Deine Seele soll in den Hirsch fahren und auch so zu Tode gequält werden!" vielleicht erstickte er die freudenlose Brutalität in sich.

Th. Ich zweifle, mein Freund, da der unmittelbare Anblick des leidenden Geschöpfs sie nicht zu ersticken vermag. Für uns, dünkt mich, hat diese ganze Seelenwanderung ihren Stachel verloren. Wenn ich als Mensch nicht gut bin, werde ich's als Tyger werden? da es sodann meine Natur ist, zu seyn, worein ich verwandelt wurde. Bin ich verdammt, Gras zu fressen, wie ein unvernünftiger Ochs: wie werde ich in diesem Zustande anfangen, meine Vernunft besser zu gebrauchen, als ich sie, da ich ein Mensch war, gebrauchte? Gott hat mir selbst die Augen verbunden, und das Licht des Verstandes genommen; und ich soll besser sehen lernen? Soll meine Degradation Büßung seyn in den Augen des grausamen willkührlichen Richters, so sey sie es! Besserung aber, vernünftigmoralische Besserung **in mir** wird sie nie, weil mir ja bei solcher Degradation das entnommen ist, was mich allein bessern könnte. Wird man nicht eher gegen den Gott erbittert, der, weil man die Augen nicht recht gebraucht hat, sie uns nun raubet, und weil man sein Herz nicht zu rechten Empfindungen ge-

wöhnt hat, es in der Gestalt des Unglücklichen und Lasterhaften verhärtet?

Ch. Auch dagegen ließe sich noch manches sagen; aber als Einkleidung für's Volk wenigstens mag die Dichtung gegolten haben.

Th. Auch als Einkleidung für's Volk ist das Mährchen nicht für unsere Zeiten. Der Mensch soll sich, wie mich dünkt, auf der obersten Stufe ansehen lernen, und sein jetziges Daseyn peremtorisch brauchen. Keine Schleichwege und Schlupfwinkel soll er wissen, in denen er noch etwa nachholen kann, was er versäumt hat; wenigstens hat ihn die Gottheit gar nicht darauf verwiesen. Aut Caesar aut nihil: aut nunc aut nunquam! Auch im Alterthum haben alle wirkende edle Nationen, die nicht von der Fabelweisheit und den dummen Büßungen ihrer Priester bethört wurden, sich edlere Zustände nach dem Tode zum Ziel ihrer Nacheiferung gesetzet. Die Versammlung der Väter bei den Morgenländern, das Elysium der Griechen, die Walhalla der Nordländer, sind doch schönere Gedanken im Tode, als der Ochs und die Kuh, die auf den Sterbenden, der den Kuhschwanz in der Hand hält, wartet — oder der Leib einer fremden Mutter, in den er schlüpfen muß, um wieder als Kind zu wimmern.

Ch. Allerdings sind es niedrige Ideen, die rings um diese Hypothese liegen; wie aber, daß dennoch der weise Pythagoras sie nach Europa zu bringen werth hielt?

Th. Was bringt man nicht aus der Fremde? Nicht nur Gold und Schätze; sondern auch Affen und Seltenheiten. Ueberdem ist's unwahrscheinlich, daß Pythagoras von dieser Lehre den Gebrauch gemacht, den die späten unächten Pythagoräer machten. Auch Er redete von einem Tartarus und Elysium, wie andere Weisen und Dichter der Griechen; und überhaupt weiß man von dem wahrhaftig=großen Mann zu wenig, als daß man insonderheit über seine Einkleidungen und Symbole urtheilen könnte: man sieht ihn nur durch das Gewand der Fabel. —

Und ach! Freund, — Pythagoras oder nicht Pythagoras — Was brauchte es so vieler Widerlegungen und Gründe, mit denen auch Wir die Zeit verschwendet haben? Fragen Sie Ihr Herz, und die Wahrheit, die in ihm wohnet. Wenn Sie vor die Statue eines hochherzigen Apollo treten, fühlen Sie nicht, was Ihnen zu der Gestalt fehlet? Können Sie sie je hier erlangen, und kann sich Ihr Herz in derselben freuen, wenn Sie auch zehnmal wieder kämen? Und das war nur die Idee eines Künstlers, der glückliche Traum eines Sterblichen, den unsere enge Brust auch umschloß! Wie? der allmächtige Vater sollte keine edleren Gestalten für uns haben, als in welchen hier unser Herz wallet und ächzet? — Unsere Sprache, alle Mittheilung unserer Gedanken, was ist's mit ihr für ein Flickwerk! Auf der Spitze unserer Zunge, zwischen Gaum und Lippen, in einigen buchstabirlichen Tönen, soll unser Herz, unsere innigste Seele schweben, und sich einem andern von daher so mitthei=

len, daß er uns fasse, daß er den Grund unseres Innersten fühle? Leeres Streben! armselige Pantomime in einigen Luftschwingungen und Geberden! Die Seele liegt wie ein siebenfach Gefesselter im Kerker, und kann nur durch ein festes Gegitter, durch ein paar Licht- und Luftlöcher hinaussehen, hinausathmen. Und immer sieht sie die Welt nur von Einer Seite, da Millionen andere da seyn müssen, die, sobald wir mehrere und andere Sinne hätten, sobald die enge Hütte unseres Körpers mit einer freieren Aussicht wechselte, auch **vor** uns, auch **in** uns lägen. Und wir wollten ewig zufrieden seyn mit diesem Winkel, mit diesem Kerker? Welcher Unglückliche, der's schon zeitlebens hier seyn muß, schränkte seine Wünsche dahin ein, nur seiner Bürde los zu werden, ohne Gefühl und Hoffnung eines Ersatzes dafür, daß er hier so zurückgehalten und getäuscht worden? Wenn wir, selbst an den seligsten Quellen der Freundschaft und Liebe, hier oft so durstig und krank lechzen, suchen Vereinigung und finden sie nie, betteln Allmosen von allen Gegenständen der Erde, und sind immer arm, immer unbefriedigt, — finden endlich, daß alle Erdenzwecke und Erdenplane nichts sind — eitel! eitel! — fühlen das und fühlens täglich: welche edle freie Menschenseele hebt sich nicht empor, und verachtet ewige Hütten und Wanderplätze im Kreise der Wüsten hienieden!

The Soul longs from his prison to come
And we would seal and sow up, if we could, the womb!
We seek to close and plaister up by Art

The Craks and Breaches of th' extended Shell,
And in that narrow Cell
Would rudely force to dwell
The noble vigorous Bird, already wing'd to part.

Unvermerkt hatten sie unter diesen Gesprächen den Wald zurückgeleget. Am letzten Baume stand Charikles still: „ehe wir diesen Wald verlassen, Theages, sprach er, muß ich Ihnen das Resultat unserer Gespräche sagen. In allen Gestalten und Ständen der Menschheit, dünkt mich, kommt es freilich weniger auf Ausbildung unsers Witzes, oder Scharfsinnes, oder anderer Sprossen menschlicher Seelenkräfte, als auf Erziehung des Herzens an; und dies ist bei allen Menschen ein Menschenherz. Es kann auch in allen Formen und Situationen der Menschheit bis auf einen gewissen Grad gebildet werden. Wie weit es nun in dieser Situation ausgebildet worden — und wie die Vorsehung den Verunglückten und Leidenden nachhilft — das überlasse ich ihr, und wage es nicht, ihre geheimen Wege zur Rennbahn oder zur geschlagenen Landstraße einer Hypothese zu machen, auf der entweder der Mensch erschreckt würde, oder der Faule und Freche seine Lehnen bereit fände. Mir ist der Ausspruch des Evangeliums heilig: „selig sind die Armen, denn das Himmelreich ist ihr. „Selig sind die Leidtragenden, denn sie sollen getröstet werden. Selig sind, die reines Herzens „sind, denn sie werden Gott schauen." Reinigung des Herzens, Veredlung der Seele mit allen ihren Trieben und Begier-

den, das dünkt mich, ist die wahre Palingenesie dieses Lebens, nach der uns gewiß eine fröhliche, höhere, aber uns unbekannte Metempsychose bevorsteht. Hiermit bin ich zufrieden, und danke Ihnen, daß Sie mir meine Gedanken entwickelt haben." Sie umarmten sich und schieden auseinander.

VII.

Anhang.

Vom

Einfluß

der Regierung auf die Wissenschaften,

und der

Wissenschaften auf die Regierung.

Eine von der Akademie der Wissenschaften zu Berlin im Jahr 1779 gekrönte Preisschrift.

In magnis voluisse sat est.

Erste Frage.

In wie fern und auf welche Art hat die Regierung auf Wissenschaften gewirkt, bei den Völkern, wo diese blühten?

Es ist ausgemacht, daß nicht alle Wissenschaften zu jeder Zeit, unter jedem Volk und Clima geblühet haben: nur hie und da und jetzt und dann, und meistens immer nur auf kurze Zeit war ihr edelster Geist sichtbar. Das Licht der Wissenschaften hat nur einen schmalen Streif der Erde und auch ihn nur Farben= und Periodenweise berühret.

Woher nun diese Seltenheit und schnelle Abwechslung? Durch's Clima? Die Länder, wo die Wissenschaften blühten und verblühten, veränderten ihr Clima nicht, oder wenig: Aegypten, Rom, Griechenland liegen, wo sie lagen, und wie anders

ist ihre Verfassung an Literatur, Wissenschaften und Künsten, als sie ehemals war! Frankreich, England, Deutschland, Schweden haben sich seit Cäsars und Tacitus Zeiten durch Anbau und Aushauung der Wälder gewiß nicht dahin verändern können, wohin sie verändert sind. Auch der Stammcharakter eines Volks kann nicht die Ursache solcher Veränderungen seyn, denn jener bleibt: er ist an Griechen, Römern, Galliern und Deutschen noch nach alten Zeiten kenntlich; Fähigkeiten und Geist sind dieselbe und ihre Productionen und Früchte doch so verschieden — — Kurz, warum wollen wir theilen, was die Natur verband? Clima mag immer das Erdreich seyn, in dem der Saame der Wissenschaft wächst, wo er hie und da besser gedeihet: Nationalcharakter mag die Art des Saamens näher bestimmen, der in solcher und solcher Gestalt hie und da fort kommt; die politische Verfassung eines Volks im weitesten Verstande, seine Gesetze, Regierung, Sitten, bürgerliche Schicksale sind ohne Zweifel die nähere Bearbeitung des Ackers, die Aussaat des Saamens und zugleich die Himmelswitterung im weitesten Sinne des Worts; ohne die nichts aufgehen, nichts gedeihen kann. Gerade mit ihr, wie die Geschichte der Welt zeigt, hat sich der Geist und die Blüthe der Wissenschaften verändert.

So allgemein gesagt, ist das Factum ziemlich bekannt und unläugbar; aber nun näher betrachtet, was war's eigentlich in der politischen Verfassung eines Volks, in seiner Gesetzgebung und Regierung, das die Wissenschaften förderte und zum

Flor brachte? War's in allen Regierungen, unter allen Völkern, zu allen Zeiten dasselbe? für alle Wissenschaften dasselbe? oder hat jede Wissenschaft etwa ihre Regierung, ihre Zeit, ihre Lieblingsstelle, wo sie am schönsten gedeihet? Kommen in der Geschichte diese Fälle wieder, oder ist alles nur einzeln gewesen und jede Wissenschaft, wie jeder sonderbare Zeitpunkt der Regierung hat nur einmal existiret? Lassen sich allgemeine Grundsätze finden, wie gewisse Arten der Regierung sich zu Arten der Wissenschaft, und Zeitpunkte der Regierung zu Zeitpunkten der Wissenschaft verhalten? oder ist in der Geschichte des menschlichen Geistes und Volks alles ein Wald, ein Chaos? Da dies nicht zu vermuthen ist, lassen sich obige Gesetze und Bemerkungen auch anwenden? Kann man Zeiten, Wissenschaften, Künste wiederbringen, die nicht mehr sind? und welche Wissenschaften werden von unserem Zeitgeist der Regierung und Bedürfnisse des Staats genähret? Wie stehen wir darin gegen die Alten? haben wir gewonnen oder verloren? und was haben wir für die Zukunft, nachdem sich jetzt die politischen Räder des Schicksals drehen, für die Wissenschaften zu hoffen oder zu fürchten? — Ich fühle innig die Verflochtenheit, Feinheit, Tiefe und Umfang dieser Fragen: sie sind der Knote, der die politische Geschichte mit der Geschichte der Wissenschaften, das Reich des Unsichtbaren menschlicher Kräfte mit der ganzen Sichtbarkeit seiner Anlässe, Triebfedern, Hindernisse, Veränderungen u. dergl. auf's sonderbarste und in jedem Zeitraum auf eine so eigene Art verwebt, daß vielleicht nirgend die Allmacht und Ohnmacht menschlicher Bemühungen sichtbarer wird, als in diesem so

mühsamen, weiten und verflochtenen Gange. Indessen in magnis voluisse sat est! ist der Wahlspruch so meiner Geschichte, als meiner Betrachtung. Die königliche Akademie kennet die Schwierigkeiten der Aufgabe besser, als ich sie kenne; und doch gab sie die Frage auf. Sie erwartet die Antwort eines Menschen, nicht den Aufschluß des Genius der Wissenschaften und der mancherlei Regierungen der Völker.

---

1. Vom Einfluß des väterlichen Regiments auf den Keim der Wissenschaften.

Wo keine Regierung ist, findet auch keine Wissenschaft statt: wir können den Satz kühnlich annehmen, ob es gleich keine Beweise davon in der Geschichte gibt. Das Menschengeschlecht ist nie ohne Regierung gewesen; diese ist ihm so natürlich, als sein Ursprung, als die Zusammenkettung seiner Glieder in Geschlechter; wo Geschlecht ist, ist sogleich Regierung da. Auch Völker, die eigentliche Wissenschaft nicht haben, Regierung haben sie immer, obwohl unvollkommene Regierung: selbst Menschen, die unter die Thiere gerathen, lernen die Künste, Sitten und Lebensweise der Thierart, deren Mitbürger sie wurden, die sie ernährte und auferzog.

Von utopischen Träumen also hinweg, sehen wir auf die Geschichte der Regierung des menschlichen Geschlechts, wie sie ist, wie sie seyn mußte. Der Mensch wird von Vater und Mutter, also im Schooß der Gesellschaft, unter der mildesten Regierung geboren, die ihm seine Schwachheit nothwendig macht und von der er den Keim der Wissenschaft auf die leichteste, natürlichste Weise ererbt bekommt. Er lernt Sprache von seinen Eltern, und mit der Sprache empfängt er Kenntnisse, Nachrichten, Gesetze, Rechte. Die Begriffe seines Vaters, die Lehren seiner Mutter gehen in ihn mit der Milch, mit dem Anblick täglicher Gewohnheit, mit Uebungen und Jugendspielen über: und da kein Ansehen über väterliches Ansehen, keine Weisheit über Vaterweisheit, keine Güte über Elterngüte gehet, mithin diese kleine Regierung die vollkommenste ist, die gefunden werden kann; so sind auch die Eindrücke davon sehr tief in den Herzen der Kinder und Kindeskinder, zumal in den Zeiten der Unschuld und frühen Einfalt. Sage der Väter war immer der Urquell aller Weisheit: ihr Urtheil, ihre Sprüche waren der höchste Beweis, über den nichts hinausging, wie das alte Buch Hiob in trefflichen Exempeln weiset. Der Vater erbte seinen Schatz von Erfahrung, Naturkenntnissen, Unterricht, Lehre durch Tradition hinunter; dieser ward wie ein Heiligthum angenommen, vermehrt oder verfälschet. Die ältesten Proben und Keime menschlicher Wissenschaft sind **Worte**, bedeutende mächtige **Sprüche** und **Sprüchwörter**, sittliche **Gebräuche**, **Weisheit-** und **Lebensregeln**, meistens auf eine künstliche Weise dem Gedächtniß

zur ewigen Erinnerung gesagt; sodann Fabeln, Geschlechtsregister, Lieder von Thaten, von Tugenden, Sitten der Väter, ihr Segen, ihre letzten Worte, Weissagungen, die über dem Geschlecht schweben, die ihm sein Glück, seine Zukunft prophezeihen — lauter Abdrücke der ersten, väterlichen Regierung. Selbst die Religion nahm diese Gestalt an. Der Vater der Menschen ward dieses Geschlechts Vater: der Gott ihrer Väter erschien gleichsam in der ersten, freundlichen Gestalt derselben, ihre Hütte ward Tempel, ihr Tisch Altar, Vater und Erstgeborner die Priester desselben; alle älteste Religionen sind voll solcher Geschlechts-Vater- und Kindeszüge, und wie konnte den Menschen, was ihnen so nöthig war, Wissenschaft, Weisheit, Sitte, Religion, Tugend, sanfter empfohlen und angebildet werden, als durch diese zarten Bande der väterlichen Regierung! hier bildete, hier lehrete Alles. Die erste Gesetzgebung war Natur, der erste Gehorsam zu lernen Erbtheil, Erziehung, Wohlthat.

Nachdem diese väterliche Hütte, Stand, Gegend, Lebensweise, Geschäfte, Erfahrung hatte: nachdem war auch der Keim der Wissenschaft, den sie gab und forterbte. Ist die Gegend um sie her ein Garten der Natur, auf der ihre Kinder, wie Lämmer auf der Aue umherspielen: ist ihr Clima, ihr Geschäft, ihr Blut leicht, ihr Leben angenehm, ihre Sitten gefällig; die ersten Sprossen ihres Geistes werden Blumen, werden Früchte hiernach zeigen. Eine Schäferaue gibt Schäfer-

lieder: eine Tempe, ein Arkadien lockt einen Apollo vom Himmel herunter. Geschwister, die sich lieben, Braut und Bräutigam, die liebend um einander dienen, schöne Scenen der Natur, schönere Scenen des Herzens und der ungekünstelten Empfindung, geben Idyllen, Liebesgesänge, Unschulderzählungen, Schäferpsalmen, eine Mythologie voll Hirtenweisheit. Ueberall in der Welt, wo es Flecken und Winkel von so glücklicher Verfassung gibt, sieht man auch die Blumen derselben, oft nahe dem Scepter des ärgsten Despotismus, gedeihen. Sicilien war von jeher das Land der Idylle, was auch in den Städten für eine Regierung herrschte: Irrland bis auf die Zeiten der Eroberung das Land der Schäferlieder, das beinah keine andere Denkmahle seiner Vorfahren kannte: der Hirt in Spanien, mit Armuth und seiner schönen Wüste vergnügt, singet und weiß nichts vom Druck und dem Gewühl der Städte: selbst in der Türkei und dem heissen Afrika gibts viele solcher schönen Flecke, die, dem Despotismus der Bassen fern, in ihrer Wüste, wie glückliche Inseln im Meer liegen und wo nicht Früchte, so doch Blumen solcher Art tragen — Blumen, die bei ihnen Natur sind, in den Schulen aber und im Nebel der Städte Kunst, oft sehr entweihete, gemißbrauchte Kunst werden. Der Blumenstraus solcher Empfindungen und Sprache entfärbt sich und verwelkt, wo ihn nicht mehr Athem der Natur anwehet; zuletzt schiebt man bunte Papierblumen, wohlgeätzet und wohlgebunden, an seine Stelle, aber ohne alle Kraft und Wirkung. Alles mag die Kunst schaffen

können, nur nicht Natur; die Naturstücke dieser Art aus dem ersten frühen Alter der Welt voll Kindereinfalt und Hirtenunschuld und Jungfrauenschöne werden die einzigen solcher Art bleiben, bis etwa wieder solche Zeit kommt — —

Steht die väterliche Hütte nicht auf so glücklichem Grunde, der Lebensunterhalt wird ihr schwer, das Clima ist rauh und wüste, sie ist mit Gefahren umringt, muß streiten, muß jagen, muß wandern; sofort nehmen ihre Kenntnisse, ihre Gesinnungen andern Weg, der Ausdruck derselben bekommt andere Farbe. Treten viele Geschlechter und Stämme zusammen, so wird ein Chan, ein Sultan, ein Anführer, der zuerst gemeinschaftlicher Vater ist und, wo es nicht Umstände hindern, mit der Zeit ein eigenmächtiger Beherrscher wird. Wir betrachten ihn jetzt nur im ersten Falle, so lange Noth die Seinen wachend erhält, daß er nur Vater, nur Anführer bleibe. Mithin ist seine Horde entweder im Kriege oder in Frieden; hiernach und nach dem Zustande, den Gesinnungen, der Verfassung und Lebensweise in beiden formen sich auch ihre Ideen und Lieder. Die Araber, die ihre Wüste zwingt, ein Volk in Stämmen und frei zu bleiben, haben Jahrtausende durch ihren Charakter, ihre Sprache, ihre Religion und Dichtkunst erhalten. Letztere ist gerade das, was ihre Verfassung will und ihr zu seyn gebietet: Geschlechtregister, Ruhm des Stammes, Sage der Väter, Lehre der Weisheit in Bildern, in Räthseln, im Sprüchwort, Gesang der Tapferkeit, der Rache, und Stammesfreundschaft, Aben=

theuer in Muth und Liebe, wunderbare *Erzählungen*, die ihre Wüste und Einsamkeit, ihr Hin- und Herziehen, ihre Entfernung von einander, ihr Geschäft, ihre Lebensart so sehr begünstigt. Es ist wunderbar und fremde, wenn ein gelehrtes sitzendes Volk aus lieber Muße und langer Weile ihnen hierin nachahmen oder zuvorkommen will, da weder von außen noch von innen etwas in ihm diese „*Stammeswissenschaft* und *Dichtkunst*" will oder fördert — —

Die Sprache der *nordischen Jagdnationen*, die ebenfalls ihr Clima in solchem Zustande fest hält, ist bekannt genug in ihren Gesängen und Reden; und nicht minder mit ihrer Verfassung einig. Was kann in ihr gedeihen, als *Kriegestanz* und *Blutgesang*, *Wort* des *Führers* und *Heldenlied* der *Väter*? Vielleicht waren die Gesänge der alten Deutschen ihnen ähnlich: so wie die Seele aller ziehenden Streitnationen in solchen Liedern gelebt hat. Die nordischen Völker, zu Lande oder auf Schiffen kämpfend, wußten von keiner andern Literatur, als von Abentheuern des Muths und der Liebe. Sie mögen viel oder wenig von Ausländern angenommen haben, der Stamm ihrer Dichtkunst und Mythologie liegt in ihrer Verfassung, in ihren Sitten, in ihrer Regierung. Selbst die Celtische Poesie, so zart und fein sie ist, (vielleicht durch Macpherson geworden) ist hievon Zeuge: sie ist *Poesie der Stämme*, der *Geschlechter*. Ihr Fingal ist Held und Anführer, aber auch Liebhaber, Bräutigam, Gemahl, Freund, Vater: Oßian ist Krieger, aber auch Sohn

des edlen Fingals, und in dieser Beziehung eben der Lobsänger seines Vaters, seiner Freunde, seiner Brüder, seiner Söhne. Die Poesie des Stammes und zwar solcher kleinen schottischen Stämme kann kaum in ein schöneres Licht gesetzt und die Situationen derselben ungeschmückter, natürlicher, reicher behandelt werden, als in diesen Gesängen (sie mögen alt oder neu seyn) geschehen ist. Sie sind die Blüthe solcher Verfassung, solches Lebens von seiner schönen Seite, und es ist elendes Nachgesinge, wenn wir in unsern Städten und Häusern Oßiane seyn und Fingals, Schilricks und Vinvela's singen wollen, wie sie dort waren und — nicht mehr sind.

Wo in der Verfassung die Zeit solcher Abentheuer, Stamm- und Ritterzüge wiederkehrte, kehrte ihr Abdruck in den Wissenschaften, zumal den Gesängen, wieder; ich darf nur an die Zeiten der Troubadours, der Provenzalen und anderer Sänger ihrer Art erinnern. Einzelne Feldzüge, Fehden, Abentheuer lebten damals in Waffen und in der Liebe; der Abdruck davon war auch ihr Gesang, und die ersten Heldendichter Italiens haben aus dieser Quelle geschöpfet. Würde Dante seinen Himmel, Hölle und Fegfeuer wohl durchwandert haben; wenn er darin nicht seine Geliebte, seine Freunde und Feinde, die Feinde seines Geschlechts, die Familien seiner Vaterstadt hätte finden wollen? Jo mi son vn, konnte er sagen:

— che quando
amore (odio) spira, noto e a quel modo
che detta dentro, vo significando —

in solchem Geist der Zeit und der Verfassung ward Virgil sein Führer. Liebte Petrarca seine Laura sein Vaucluse nicht, wie ein ziehender Araber seine Selima und seine schöne Wüste? Pulci, Ariost, Scandiano nützten die Reste des Abentheuer- und Rittergeistes, schöpften aus Novellen und Sagen, die damals noch im Munde des Volks oder im Andenken der Erinnerung waren: sie lebten im Lande kleiner Staaten, berühmter Familien, Häuser und Personen, die einst so viel Zwiste gehabt, so viel Abentheuer und Wunder verübt hatten: der Geist dieser Verfassung war ihre Muse. — — Ja, was säume ich an diesen späten, schwächeren Nachbildern der Stammes-, der Geschlechts-, der Helden- und Vätersage? Der erste und größte Heldendichter der Welt, Homer, sang er nicht den Geist seiner Väter und ihrer Verfassung und Stämme und Thaten? Homer, hätte er in einem despotischen Lande gelebt, wo alles Sultan oder Sclave, wunderbar oder verhüllt ist, hätte er singen können, wie er sang? Jetzt singt er ein versammeltes Griechenland, eine Aristokratie von Königen und Helden, zu einem gemeinschaftlichen Abentheuer versammlet. Der Ruhm seines Stammes, seiner Helden, ihrer Völker und Geschlechte ist vor ihm, und er zeichnet jeden und jedes frei und rein und unverhüllt, nach dem Maaße, wie es wirken soll: hiernach ist Wind und Welle, Roß und Mann, Gott und Göttinn, gewählt und geordnet. Sein Ulysses ist ein Abentheurer zu Schiff, wie sein Agamemnon und Achilles, Hector und Paris zu Lande. Die griechischen Dichter vor ihm haben alle aus diesem Quell des Nationalruhms, der Geschlechts- und Stam-

message geschöpft: ihre beste, auch spätere Dichtkunst ist daraus erwachsen, ihre Mythologie darnach verkleidet. Die ältesten Proben griechischer Weisheit waren, wie überall, Gesänge der Vorwelt, Thaten und Sprüche der Väter; auch in spätern Zeiten bedienten ihre Gesetzgeber sich dieses Mittels zur Bildung und wurden gleichsam ihrer Vaterstadt Väter; — kurz, die ersten Keime der Wissenschaft (die wir jetzt schon in sehr verwickelte Zustände verfolgt haben) wurden überall auf gleiche Weise gebauet und fortgepflanzet, nämlich durch Geschlechtsbildung, Stammeslehre und väterliche Regierung. Hier durfte noch kein Gold, kein Zwang keine Belohnung wecken: die Luft, worinn man lebte, das ganze Medium der Verfassung, Erziehung, der Begriffe und Zwecke, in denen, für die man lebte — sie weckte den natürlichen Ausdruck, der an ihr hieng, das Geschlechtslied, die Lehre, die Helden- und Liebessage. Diese waren nichts, als der Schall, der aus solchem Zusammentreffen entstand, der elektrische Funke, der sichtbar wurde.

2. Vom Einfluß der despotischen Regierung in die Wissenschaften.

Es scheinet, die Natur habe den Zustand väterlicher Regierung nur als Einleitung in's menschliche Leben, als sanfte Vorbereitung verordnet, den Men-

schen zu härtern Zuständen und mehrerer Wirksamkeit zu gewöhnen. Bald fallen Stämme zusammen; so wird durch Stolz oder Güte ein Allgemeinvater, ein Allgemeinherrscher. Es wird ein Ehrgeiziger gebohren, der unbewehrte Hirten jetzt selbst als Schafe vor sich treibt und Kinder allmählich als Sclaven behandelt. Verblendet von seinen Talenten, seiner Uebermacht und Größe, gewöhnt man sich sein Joch zu tragen, mit der Zeit auch es zu küssen und mit Blumen zu umwinden; aus dem Menschen wird ein Gott, aus dem Vater ein Sultan.

Aller Despotismus des Orients, (wo er aus vielen Ursachen recht zu Hause ist) hat darinn etwas Göttliches, daß sein Wille, als Gebot des Schicksals, verehrt wird und dem Sultan immer ein Mufti zur Seite stehet. Die Hauptwissenschaft eines solchen Staats muß also gewissermaßen immer Theologie, sein Hauptbuch ein Koran werden, neben dem eigentlich kein anderes aufkommen darf und soll. Der Iman deutet's und zwar mündlich; der Kadi führt's mit schneller Gewalt aus; zu disputiren gilt hier nicht, noch weniger zu philosophiren; es sind Aussprüche Gottes und seiner Gesandten. Was soll Staatskunst, Philosophie der Gesetzgebung unter einem Sultan? Die zarte Pflanze kann unter dem drückenden schwarzen Baum nicht gedeihen: der Sultan ist Gott, sein Wille Gesetz, sein Wort Tod und Leben. Was soll feine, neue, ergrübelte Kriegskunst, die nicht etwa von den Vätern geerbt ist? Glück und Unglück kommt aus den Händen des Schicksals und rauscht in der Fahne des Propheten. Selbst die Arzneykunst, wo sie nicht väterliches Ge-

bot war, ist unmächtig: Leben und Tod kommt aus der Hand Gottes und Islamismus, Ergebung in seinen Willen, ist Hauptwissenschaft und Weisheit. Ist diese mit Muth, Entschluß, Klugheit, Kühnheit, Glück verbunden, wie weit kann sie führen! zu welchem Reichthum! zu welcher Höhe! aber auch zu eben so schnellem Fall. Alles Aeußerste gränzt hier zusammen, Höhe und Tiefe, Muth und Feigheit, Alles und Nichts. Kein Mittelstand, keine Dauer; und also auch nichts von den Pflanzen, die diesen Stand, diese Dauer, diese ruhige Pflege und Wartung fordern, wie's doch die meisten Wissenschaften sind. Was nicht lautester Hymnus ist, wird die versteckteste Räthselweisheit: was nicht als Gottes- und Königspflanze blühet, muß sich ein ruhiges Thal suchen, wo es für sich verborgen lebe und weder von drückendem Schatten, noch brennender Sonnenhitze verzehrt werde.

Ich kenne unter spätern Schriften des Orients kein schöner Buch, als das persische Rosenthal von Scheich Sadi; es enthält, dünkt mich, die feinste Blüthe, die im Garten eines Sultans gedeihen kann. Seine Moral ist wahr, einfach, edel, fein eingekleidet und, wenn ich so sagen darf, mit göttlichem Ton menschlich. Sein Inhalt ist: „der Könige Gemüther und Sitten, der Derwische „Art und Sitten, Resignation, Verschwiegenheit, „Liebe und Jugend, Schwachheit und Alter, Kinder„zucht und gute Sitten, Höflichkeit und Sprüchwör„ter" — mich dünkt, diese acht Kapitel sind Hauptüberschriften von dem, was unter der sultanischen Regierung an Philosophie und Moral in Betracht

kommt. Seine Vorrede fängt mit dem schönsten Hymnus auf Gott und mit Fabeln an, in denen seit den ältesten Zeiten die Morgenländer so einzig waren; sie endigt aber mit einer Dedication „an „Abubekr, den Sohn Sadi, den König, der in der „Welt der Schatte Gottes, König aller Könige, der „Gewaltigste unter den Völkern, Beherrscher der Er„de und des Meer's, Erbe vom Reich Salomo" — und noch viel mehr ist; welche Dedication mit dem was er sonst von seinen Lebensumständen anführt, vieles in seinem Buch aufschließt. Wer in aller Welt den Hymnus, die Fabel, das Bild, das Sprüchwort, die feinste Räthselweisheit u. dgl. suchen will, wird sie unter solcher Regierung finden. Hier blühn die gewürzreichsten Blumen unter den dickesten, breitesten Blättern: hier strebt die Ceder und der Palmbaum neben dem Dorn und Ysop empor und um sie her ist weite Wüste. — —

Der reinste Despotismus sollte wohl nach Absicht des Gesetzgebers die jüdische Theokratie werden; ihr Führer errettete sie ja eben aus dem Gluthofen der Dienstbarkeit Aegyptens und gab ihnen Gesetze gottesdienstlicher Verfassung, um sie künftig für Tyrannen und Pharaonen zu bewahren. Der Gott ihrer Väter ward König, der oberste Priester sollte sein erster Diener seyn und das Volk Gottes Knechte und Kinder. Es ist nicht zum Ideal dieser Verfassung, mithin auch nicht zur Wirkung derselben gelanget; da indessen der Plan Moses doch nicht ganz verworfen werden konnte und selbst unter den Königen, (die durch ihn nicht eben aufkommen sollten) Stückwerk bleiben mußte: so sehen

wir noch immer einige gute Folgen jener alten theokratischen Gebote insonderheit auch auf Regierung und Wissenschaften. Auch der König sollte nur Vater des Volks und an der Stelle Gottes da seyn: der lauteste Psalm besang nur Lob Gottes in seinem Lobe. Sprüche und Sittenlehren, selbst wenn sie aus dem Munde des reichsten, prächtigsten, wollüstigsten Königs flossen, mußten sich in Furcht Gottes, als Anfang der Weisheit, kleiden und diese als das Ende aller menschlichen Betrachtung und Umsuchung zeigen. In den Zeiten des Verfalls konnten noch immer Propheten seyn, die nach dem Gesetzbuch der Nation gegen ihren Despoten sprachen: wie Israels König seyn sollte. Aus dem Munde Gottes nahmen sie Segen und Fluch und hielten wenigstens die Augen des Volks wachsam über das, was recht und gut und erlaubt sey. Ihre Prophezeihung vertrat die Stelle der Staatsweisheit, wo in einigen verwickelten Fällen der Erfolg es genugsam zeigte, wie übel es gieng, wenn man davon wich. Kurz, der großen Seele des Moses, seiner Gesetzgebung und seinem Bunde haben wir eine Reihe der folgenden trefflichen Schriften in Dichtkunst, Geschichte, Lehre und Weisheit zu danken, die kein anderes Volk besaß. Propheten, Weise, Lehrer des Volks, Priester, selbst die guten Könige giengen auf seiner Spur; sein theokratisches Gesetzbuch ward die erste Vormauer gegen Gräuel der Abgötterey, Unmenschlichkeit und Unterdrückung, so wie eine Pflanzschule reiner Begriffe von Gott, edler Hymnen, Psalmen, Anmahnungen und Lehren — — wie glücklich, wenn's ganz in Erfüllung gegangen wäre!

Nun waren viele ihrer Könige, troß des Gesetzbuchs, schwache Despoten, kleine Tyrannen, und der Staat gieng durch den Contrast solcher Grundsätze und Verfassung nothwendig um so eher unter — —

Von der Regierung sowohl als den Wissenschaften der Chaldäer, Aegypter und anderer alten monarchischen Völker wissen wir zu wenig, als daß wir davon urtheilen könnten. Bey beiden Nationen waren Wissenschaften und Künste erblich: ihr Gutes scheint sich also nach Vaterart herabgeerbt zu haben (wovon wir im vorigen Abschnitt geredet) und sofern hieng's nicht vom Monarchen ab. Zudem stand bey den Aegyptern der Priesterstand, der die Wissenschaften besaß und verwahrte, dem Könige nah zur Seite, schränkte ihn zuweilen selbst ein und hieng wenigstens nicht von ihm ab; wenn also auch hinter seinen heiligen Wissenschaften viel gewesen seyn sollte, so war's altes Priester-Erbtheil und der Thron war daran unschuldig. So auch mit der Polizey der Aegypter und ihrer gepriesenen Eintheilung des Landes. War sie, wie man sie preiset, so ist sie kein Werk des Despoten, sondern des Vaters, der jedem seiner Kinder das Seine giebt und dafür wacht, daß es ihm erhalten werde; die Künste also, die hieraus entstanden, wurden abermals aus einer gerechten, väterlichen Regierung. Drittens endlich: wozu man den Despotismus braucht, Städte zu bauen, Pyramiden, Obelisken, Colosse, Labyrinthe zu errichten; wahrlich, dies trägt auch sein Gepräge an sich. Wozu diese ungeheuern Massen? zu welchem Nutzen des Landes? Ihr sprecht: „zum Ruhm der Monarchen;" aber welcher Monarchen?

wer nennt sie? wer kennt ihre Namen? wer nennt sie anders, als Namen der Unterdrücker, die ihre Unterthanen zu nichts besserem zu brauchen wußten, und selbst dabey nichts thaten. Oder „baueten sie daran ihre Gräber?“ und wer liegt darunter? und kann ein ellenlanger Despot nirgend als unter einer Pyramide liegen? — Kurz, die älteste Geschichte Aegyptens ist zu ungewiß, als daß ich mir darüber etwas zu sagen getraue. Mit den Mauern der Semiramis, dem Schutte Persepolis, den Riesenwerken Indiens und Sina ist's desgleichen. So viel man Sina rühmt, so sichtbar wird's aus allem, was man sagt: das gerühmte Gute kommt nur von den Gesetzen und der Vorsicht ältester väterlicher Regierung; wo diese aufhört und der Despotismus anfängt, stockt alles Gute. Sprache, Gesetze, Wissenschaften, Künste bleiben Jahrtausende dieselbe: sie können und wollen nicht fort: sie sind eingemauert und einbalsamirt in — alte Gewohnheit.

Ueberhaupt ist wohl der entschiedenste Einfluß, mit dem sich Despotismus auf die Wissenschaften äußert, Pracht, Uebermaas, kolossalische Größe, Willkühr. Was diese nährt, in Gedanken, wie in der Baukunst, in Anordnungen, wie in Festen, das wird beliebt, das hat Beyfall. Alles soll ungemein, wunderbar, übernatürlich seyn und verliert daher meistens sein Maas zum Staat und zur Glückseligkeit der Menschen. Auch wie in spätern Zeiten im Occident der Despotismus theilweise und in feinen Larven wiedergekehrt ist, hat er eben diese Wirkung bewiesen. Papst oder Sultan, Schach oder Kaiser — die Hymnen finden sich immer

wieder, nur nach dem Geschmack des Zeitalters gekleidet. Die Legenden und Chroniken der Mönche unter dem Joch des Aberglaubens haben so viel Wunderbares, als die Geschichte Tamerlan's, Afrasiab's, Rustem's. Die Zeiten des Lehenrechts, da alles Herr und Sklave war, kleiden sich natürlich in die Zaubereyen der Ritter und Riesen, die mit Lindwürmern und Drachen streiten. Ludwigs Despotismus liebte die Pracht und alles, was diese nährte, in Wissenschaften und Künsten. Der Charakter einzelner Menschen, die die Wissenschaften bauen, beweiset selbst dies Verhältniß: es giebt einen Despotismus des Geschmacks, wie der Regierung, der Gedanken sowohl als der Gesetze und Sitten; und meistens ist derselbe mit Pracht, kolossalischer Größe und Uebermaas begleitet — — Die Regierung, unter der allein Natur, rechtes Maas und Verhältniß statt findet, ist — Freyheit.

---

3. Vom Einfluß freier Gesetzgebungen auf Wissenschaften und Künste.

So sehr Homer die Monarchie preiset, so sehr zeigt er sich zugleich als Sänger und Boten der Freiheit. Nichts ist in ihm verhüllt, unbegreiflich und riesenförmig, als was so seyn mußte: alles hat Maas, Stelle, Kenntlichkeit und Charakter; selbst sein Wunderbares ist menschlich, seine Wiederholungen süß und kindlich. Der schöne Umriß, der glück-

liche griechische Blick in Bezeichnung seiner Helden, die Weisheit und Menschlichkeit, mit der er auch rohe Leidenschaften und Scenen mildert; sie charakterisiren nicht den Sklavendiener, sondern den Sänger der Natur, der Menschlichkeit und Freyheit — — Griechenland war das erste Land der Welt, das sich von seinen kleinen Tyrannen allmählich losriß und mit einer neuen Regierung auch neue Wissenschaften und Künste sichtbar machte.

Lykurgus zog die Seinen zu einem strengen Grundsatz, der Aufopferung und Liebe zum Vaterlande, zusammen: in diesem Raum mußten auch die Wissenschaften bleiben; hiernach formte sich selbst die Sprache des Lakonismus. Reichthum, Schauspiele, üppige Verse waren verschwunden: unnütze Redner, Sophisten und Schwätzer verbanneten sich selbst; sie fanden keine Luft in Sparta. Kriegskunst war ihre Wissenschaft und Uebung, die Flöte war ihr Instrument und Tyrtäus ihr Dichter — Sparta ist das stärkste Beispiel, wie sehr ein Staat die Wissenschaften wählen, modeln und im Zaum halten muß; ja auch im Zaum halten kann: denn welch ein Gegenbild gegen Athen war Sparta! Und doch war's vielleicht Lykurgus, der in Asien Homers Rhapsodien gesammelt und den Griechen gegeben; seinem Sparta gab er ihn nicht, wenigstens nicht als Muster —

Ganz einen andern Weg gieng Solon, der Reichthümer mit Freiheit, Ueppigkeit mit Vaterlandsliebe zu paaren suchte, den Vornehmen die Berathschlagung, dem Volk die Entscheidung überließ und seine Republik also, wie Aristo-

phanes sagt, zu einem Greise machte, der zu Hause klug, öffentlich kindisch war; oder, wie wir sagen wollen, der für sich weise seyn konnte, öffentlich aber anständig, schön, beredt seyn mußte. Nothwendig weckte Solon mit dieser Verfassung Alles auf, was man Volkswissenschaft nennen konnte, Rednerei, Poesie, Philosophie, Künste. Rednerey: denn der Redner war Demagog und der Staat selbst unterhielt Redner. Ueber alle öffentliche Geschäfte, die für's Volk kamen, ward geredet, und nach dem Moment des Eindrucks die Sache entschieden. Welch ein Feld war dies die Beredsamkeit! welche Schule! Ueber Geschäfte, Expeditionen, Wohl und Weh des Staats ward geredet; nicht über Worte. Zur jetzigen Entscheidung, nicht zum Vergessen und Ueberhören: im Ernst, nicht aus alter Gewohnheit und im Scherze. Der Redner sprach an sein Volk, einen Kreis, den er kannte; nicht für Fremdlinge und Despoten: an's atheniensische Volk, eine Menge, die durch Poesie, Lieder, Künste, Schauspiele in der feinsten Sprache der Welt gebildet ward; nicht für Scythen und Longobarden. Ist's möglich, daß man eine Beredsamkeit, Einen Rednerkreis, Eine politische Verfassung zu reden (die römische einigermaßen ausgenommen) mit dieser vergleiche? und insonderheit Dinge mit ihr vergleiche, die von der disparatesten Art sind? Reden und Complimente vor Despoten Geschwätz an ein Volk, das kein Volk ist, über Materien, die keine Materien sind, ohne Zweck, ohne Absicht. Schaffet uns ein Athen her; die Demosthenes und Perikles werden von selbst werden —

Eben so war's mit dem Theater der Griechen: es diente der Demokratie, wie die Rede. Das

Volk sollte über Freiheit geschmeichelt werden und so ward die Tragödie Tyrannenwürgerinn, Rednerinn der Freiheit. Es sollte an alten Helden, und ihren Thaten und Schicksalen genährt, gebildet, seine griechischen Vorzüge und Stammesherrlichkeit fühlen: darum lebten diese ihre Geschlechtssagen so prächtig auf der Bühne. Als Religionsfeierlichkeit war sie entstanden; in kurzem ward sie Bedürfniß des müssigen, nach Ergötzung dürstenden Staats. Handel und Wohlstand blühten in Athen und sollten nach dem Plan des Stifters darinn blühen; mithin zogen alle Lustbarkeiten, Musen und Grazien ein, die gebohrnen Liebhaber der Musik, des Tanzes, des Gesangs, der Freude zu vergnügen. Ob Solon gleich, der selbst ein Dichter war, sich über das erste Schauspiel, das er sah, unwillig bezeigte und seine übeln Folgen prophezeihte: so lag doch der Grund davon in seiner Verfassung und in der Natur des Volks. Ein athieniensisches Theater kann eher nicht, als unter ähnlichen Umständen wieder werden —

Die Philosophie der Griechen sproßte im Umgange, in Kreisen attischer Gesellschaft und hieng mit ihrer Rednerey, Sophistik, Staatskunst, Poesie und Deklamation nahe zusammen. Bekanntermaßen führte insonderheit Sokrates die Weisheit der Redner, Poeten und Sophisten seiner Zeit von ihrer Höhe herunter: sein Genius der Ironie und guten Gesprächslaune entkleidete die Bühne von ihrem Panzerschmuck, die Redner von ihrem Geschwätz, die Sophisten von ihrer falschen Staatsweisheit, um das Volk, (die Kreise von Jünglingen, die Häuser, in denen er sprach), wahre Volks- und Lebensweisheit

finden zu lehren. Solch ein Sokrates gehörte freilich nur für Athen, wo das Volk auf so etwas zubereitet und solcher Gespräche empfängig war. Unsere Gesellschaften hieße es beschimpfen, wenn man in ihnen und über solche Materien sokratisch fragte. Darum glückt uns auch der Ton solcher Gespräche in Büchern selten, weil er uns im gemeinen Leben so fremd ist. So viel sokratische Vernunft, in so weniger Zeit, unter so wenigen Personen, auf eine so leichte natürliche Weise! Dafür wollen wir lieber Beweise, freche Urtheile, Deklamationen; da glaubt man, habe man doch etwas! — Freilich machte die griechische, zumal athenienſische Leichtigkeit auch, daß alles zubald in leeres Geschwäz von System und Wortkram übergieng. Die Philosophen wurden Worttrödler, Sophisten leerer Systeme und es ist Eigensinn des Schicksals und der unglücklichen Andacht gegen Griechen und Alterthümer, daß wir in manchen ihrer Worte unendlich mehr gefunden haben, als sie wahrscheinlich selbst hineinlegten. Vieles von ihrer Philosophie war Hypothese des Gesprächs, Griechenweisheit —

Da die Geschichte eines Volks Abdruck seiner Sinnesart und Regierung ist: so ist's auch die Beschreibung dieser Geschichte; Athens Verfassung konnte also gewiß die besten Geschichtschreiber liefern. Xenophon und Thucydides waren selbst Feldherren, Männer von Geschäften; nur solche können vom Kriege und von Staatsgeschäften schreiben. In Athen lag alles nahe zusammen, Philosophie und öffentliche Wirksamkeit, Redekunst und Grammatik; Ein Geist war's also, Ein und derselbe Atticismus,

der ihnen die silberhelle Klarheit oder die goldne Würde ihres Styls, ihrer Reden, ihrer Reflexionen verlieh und die verschiedensten Talente mit größester Einfalt zu einigen wußte. Auch in den spätern Zeiten waren's Staats- oder Kriegsleute, kurz Männer von Geschäften, die die Geschichte wiederherstellten und den xenophontischen Geist, Staat und Geschichte zu betrachten, hie und da erneuten. Glückliche Republik für die Wissenschaften, wo der Schüler Sokrates zugleich Feldherr und Staatsmann war!

Ohne mich auf die übrigen Staaten Griechenlands einzulassen, kann ich nicht übergehen, was überhaupt die Menge und Verschiedenheit der wetteifernden Städte und Staaten Griechenlands auf die Wissenschaften wirkte. So viel Städte und Republiken, die einander nah, durch Sprache, Ehre des griechischen Namens, zum Theil durch Stammesart und Verfassung mit einander verbunden waren, mußten nothwendig mehr oder minder wetteifern, in dem, was Ruhm ihres Geschlechts hieß; und da dies (nebst der Kriegskunst und Macht im Kriege) Freiheit des Vaterlandes, Liebe zu den Wissenschaften und schönen Künsten hieß; so blieb wenigstens kein Staat den Musen völlig fremde. Man wetteiferte mit Statuen und Gebäuden, Schauspielen und Dichtern. Da die gemeinschaftlichen Spiele Griechenlands gewissermaßen alles Blühende und Edle zu sich versammelten: so stritt man daselbst in mehrerem, als den eigentlichen Kampfspielen. Da las Herodot seine Geschichte und erwarb sich einen Nacheiferer: da stellten Künstler ihre Werke der Bewunderung des

ganzen Griechenlands aus. Die Spiele selbst gaben Gelegenheit zu Gesang und Künsten: den schönsten lyrischen Kranz, den ein Grieche getragen, hat gleichsam die gesammte Hand Griechenlands geflochten. So viel Städte, so viel Sieger und ihre ewig ruhmwürdige Geschlechter, so viel Götter und Helden, die mit diesen Geschlechtern verwebt waren, sind Blätter und Blumen dieses Kranzes. Wer giebt uns ein Olympia und seine Spiele und seine Siege und das dabey versammelte Griechenland und sein Interesse, seinen Ruhm, seine Sprache wieder? selbst ein dickes Thebe wird alsdann einen Pindar nicht versagen.

Aus allem, was gesagt ist, erhellet, daß Griechenlands eigenste Wissenschaften und Künste, in denen keine Zeit sie übertroffen hat, in denen sie jetzt über zweitausend Jahr alle Zeiten und Völker übertroffen haben, Töchter ihrer Gesetzgebung ihrer politischen Verfassung, insonderheit der Freiheit, der Wirksamkeit zum gemeinen Besten, des allgemeinen Strebens und Miteifers gewesen. Ich schließe Nationalcharakter, Sprache, Klima, Lage, Zufälle der Geschichte und manches Andere nicht aus; alles dieß ward schon erfordert, die griechische Verfassung zu gründen, es floß mit ihr zusammen und stand ihr treulich bey. Indeß zeigt die Geschichte, daß, sobald Freyheit dahin war (Sprache, Klima, Genius des Volks, Fähigkeiten, Charakter blieben!) so war der Geist der Wissenschaften wie verschwunden. Ihre Poesie war hin; das Theater ward leere Zeitkürzung des überwundenen, müssigen Volks. Demosthenes war ihre letzte Stimme der Freiheit: Aristoteles und

Theophrast ihre letzten Philosophen. Jener wurde verbannet, nach dieses Tode gar ein Gesetz gegeben, daß niemand öffentlich mehr Philosophie lehren sollte, ohne des Senats Erlaubniß, und sonach gewissermaßen alle Philosophie auf eine Zeit verbannet. Die Lehrer ihrer Wissenschaften wurden nun bald Grammatiker, Sophisten, Literatoren, und was an Wissenschaften itzt nach Asien, nach Aegypten übergieng, kam dahin wie in fremdes Land eine verpflanzte Blume, der ihr Naturboden mangelt. Unter den Römern erhielt Athen seine Wissenschaften; aber nicht lebendig: es handelte mit ihnen, wie mit Samenkörnern, zu denen der Verkäufer etwa das Recept des Gedeihens und Gebrauchs hat. Die wohlmeynendsten römischen Kaiser konnten in Griechenland kein Griechenland schaffen: die Freiheit, die sie Athen gaben, war Schatte, und die Wissenschaft und Rednerey, die daraus erwuchs, war Schatte des Schattens, nichts als der Nachhall besserer Zeiten. Der Berg Athos hat jetzo Mönche genug, aber keine Redner, Dichter und Philosophen, die schönsten Trümmer aller Provinzen erwecken keinen Künstler im Geist der Alten. Warum nicht mehr? Die Luft, das Klima, die Bildung, der Charakter der Griechen ist derselbe, aber Verfassung, Regierung fehlt ihnen, ohne die sie nie seyn können, was sie gewesen. Der Geist ist weg, der ihre Talente und Glieder belebte; Talente und Glieder sind todt.

Und wie belebte er diese? was war eigentlich die Art, wie griechische Regierungsform auf Talente, Wissenschaften, Künste wirkte? Ich kann nicht anders sagen, als durch sich selbst, dadurch,

daß solche Regierungsform, solche Verfassung, zu einer solchen Zeit existirte. Sehet diese Pflanze an, wie wächst sie? woher ihre Blüthe ihr Gedeihen? Sie steht auf ihrem Boden, auf ihrer Naturstelle: Luft, Witterung, Jahreszeit ist ihr günstig; dies ist genug. Was sie werden soll, liegt in ihr und wird sich schon durch innere Kraft hervortreiben. Boden und Luft reichen ihr Nahrung und Säfte, die Sonne Wärme, der Wind Bewegung; nun wird sie, was sie seyn soll. Der Pflug macht die Erde nicht fett; wohlriechendes Wasser die Blume nicht blühend. Was wachsen soll, muß natürlich wachsen und so die feinste Blume der Welt, Wissenschaft, Seelenfreiheit. Was Athen that, war, daß es seinen Poeten, Rednern, Philosophen Saft zuführte, durch seine Bewegung und Einrichtung ihr elektrisches Feuer in Bewegung setzte. Seine Akademie hieß Ruhm, Griechenname, Vaterland, Freiheit. So sang der Dichter, so sprach der Redner, so schrieb der Geschichtschreiber und Weise. Sie waren Griechen, sie waren Bürger, sie spotteten des Satrapen, verachteten den Barbaren, glaubten durch ihre Wissenschaft und derselben Ausübung sich immer zum Besten des Staats wirksam. War Demosthenes einige Zeit nicht größer als Philippus? war Perikles in seinem Kreise nicht mehr als ein Sklavenkönig? Die Kränze, die Statuen, die den Dichtern wurden, was gieng über die Kränze? hatte Alexander eine andere Belohnung seiner Thaten, als daß die Athenienser ihn loben sollten? Und wer nun über den gemeinen Ruhm, über das Urtheil des Volks hinaus, sein Vaterland wirklich liebte und ihm diente: ein Theseus, Thales, Lykur-

gus, Solon, ein Sokrates und Aristides, Phocion und Plato — so viel andere ruhmvolle Männer, jeder in seiner Kunst, in seinem Geschäft, in seiner Wissenschaft groß, und meistens dicht auf einander, oder nebeneinander, sich durch ihr Beyspiel, ihr Vorbild weckend, mit einander wetteifernd, einander übertreffend, durch Rede und That, Gesang und Wissenschaft das Scepter der Freiheit Griechenlands wechselweise in Händen führend, und damit als die Einzigen in der Welt, weit über den großen König hinaus, bis zur Reihe der Unsterblichen hinan siegprangend — was konnten Seelen der Art liefern! was konnten sie werden! Brauchten sie Stimmen der Aufmunterung, wo Alles sie rief, wo die ganze Verfassung ihres Vaterlandes das Medium ihrer Wissenschaft, ihrer Kunst war? Brauchten sie Sold, wo Alles sie besoldete, wo Ruhm, Ansehen, Unsterblichkeit, Ehre der schönste Sold war: wo endlich, wenn es auf Zahlung ankam, eine Ode Pindars, eine Bildsäule Phidias, eine Rede Demosthenes, ja mehr bringen konnte, als jetzt — doch ich mag nicht vergleichen, die Verschiedenheit der Zeiten erlaubt auch keine Vergleichung. Athen verarmte durch's Schauspiel und die gemeinschaftliche Casse Griechenlands beinahe mit ihm —

Wir kommen zu einer andern Gattung von Republik, den Römern.

„Rom ward zu kriegerischem Stolz schon von der Wölfin gesäugt" — und es ist bekannt, daß in den ersten fünf Jahrhunderten die Wissenschaften in ihm wenig Platz fanden. Was Numa hineinbrachte, was aus der Nachbarschaft Etruriens sich etwa

hinüber modificirte, war äußerstes Bedürfniß ihres strengen Gottesdienstes und Kriegsgeistes: dahin denn auch ihre etwanigen Gesetze, Rechte, Tagbücher und Lieder von Thaten ihrer Vorfahrer gehören möchten. Rom war als ein kriegerischer Stamm, als eine Kriegsstadt anzusehen, die nicht, wie Sparta, sich bloß schützen, vertheidigen, keine Eroberung machen und selbst den Feind nicht verfolgen wollte; Roms Grundsatz war, keinen unüberwundenen Feind zu haben, selbst überwunden ihn auch im Frieden zu verfolgen, und sich zur Herrschaft der Welt zu rüsten. Hiernach richtete sich auch die Einführung der Wissenschaften bei ihnen. Sie kamen als Ueberwundene und flohen gleichsam zur Sicherheit in den Schoos der Mutter aller Eroberung. Die ersten Dichter Roms waren Fremdlinge, Freigelassene, Knechte: ihre Schauspiele rohe Ergötzlichkeiten oder Lohnwerk. Im Senat ward's als ein Problem zu Ja oder Nein behandelt, ob man den Griechischen Rednern und Philosophen in Rom Zutritt gestatten sollte? und Cato, der selbst kein Barbar war, entschied geradezu für Nein! So lange und so gut konnte sich Rom ohne Griechenlands Wissenschaften behelfen; ja es gehörte dazu, daß es sich ohne diese Wissenschaften zu einem Rom, der Eroberin der Welt, bildete. Es drängte und ward gedrängt, hatte also nicht Zeit zu schreiben, zu philosophiren, zu studiren — —

Auch da Rom die Wissenschaften aufnahm, fanden eigentlich die allein glücklichen Boden, die mit ihrer Staats- und Kriegsverfassung zusammenhiengen und diese nährten und stützten. Die

Poeten des Schauspiels wurden, wie Knechte, mit Lohn bezahlt, und aus vielen Ursachen, die im Staat und Charakter der Römer lagen, ist ihr Schauspiel nie das Erste der Welt worden. Zur Größe des Römers gehörte es nicht, ein großer Schauspieler zu seyn; geraume Zeit auch nicht einmal, den Geist des Schauspiels zu fühlen. Wir wissen, wie sehr es noch zu Cäsars Zeiten jenen Ritter schmerzte, den er auf der Bühne zu erscheinen zwang und daß er gleichsam die Schmach nicht verwinden konnte — — Aber Geschichte, Rednerkunst, thätige Philosophie, männliche, insonderheit lehrende Poesie, Kriegskunst, Wissenschaft der Rechte; sie waren die Zweige der Literatur, deren sich mit der Zeit auch der edelste Römer nicht schämte, ja die eben dadurch, weil so berühmte und thatenvolle Männer sie trieben, eine Würde, eine Festigkeit, eine Größe erlangt haben, die wirklich die unschuldigste römische Größe ist. Ich gönne den Scipionen immer die Zerstörung der unglücklichen Nebenbuhlerin Roms, der Stadt und Republik Charthago; daß edle Scipionen aber auch die ersten waren, die ihren blutigen Lorbeer mit dem Oelzweige der Musen mischten, daß Scipio, der Afrikaner, den Vater der römischen Dichtkunst an seiner Seite hatte, den Lucilius seiner Freundschaft, den Terentius seiner Mitarbeit werth hielt; daß Fabius und Publius Scipio sich des treflichen Polypius nicht schämten, und durch ihr Beispiel auch in andern edeln Jünglingen, einem Lälius, Furius, Tubero, Scävola, Liebe zu römischer Wissenschaft weckten; mich dünkt, hierinn und in ihren persönlichen Tugenden glänzt ihr Name schöner. Nie sind die Zeiten wiedergekom-

men, da in so wenig Jahren so viel große Männer auf dem Gipfel der Welt einander kannten, folgten und drängten, ja da die meisten von ihnen, auf mehr als eine Weise, in Rede und That, in Geschäften des Kriegs und Berathschlagungen des Friedens, in thätiger Liebe der Wissenschaften und ihrer Kenntniß groß und wahre Römer waren. Cato und Scävola, Lälius und Scipio, Cornelia und die Gracchen, Crassus und Antonius, Hortensius und Cicero, Atticus und Nepos, Sallustius und Varro, Sylla und Cäsar Hirtius und Brutus — sie gaben der römischen Sprache die Majestät, Fülle und Nachdruck (jeder auf seine Weise) daß gleichsam auch ihr Wort That, ihr Gedanke Kraft und Anstand wurde. Die Ueberwinder der Welt, die Richter über das Schicksal aller Nationen, krönten sich mit einem schönen Kranze, dem Kranz der Wissenschaft und thätigen Weisheit.

Es erhellet hieraus, was eigentlich in der römischen Verfassung es war, das zwar eine so kurze, aber eine so lichte und würdige Periode der Wissenschaft machte: es war nämlich theils Bedürfniß des Staats auf seiner jetzigen Höhe von Geschäften, theils das hinreißende Beispiel der edelsten Männer und Geschlechter. Der römische Redner, über wie wichtige Sachen sprach er! Für den großen Pompejus, gegen einen Cäsar, Sylla, Antonius zu reden, welch ein Geschäft! Ueber Kriegsbedürfnisse und Friedensanschläge zu rathschlagen, um welche Könige bettelten, von denen das Wohl und Weh eines Reichs, eines halben Welttheils abhieng, welch ein Geschäft! Im Drang der Begebenheiten und gleichsam im Wettkampf menschlicher Kräfte zu sprechen, zu schreiben,

Meynung oder Geschichte zu schreiben, welche Höhe, welcher Zeitpunkt! — Der Gefährte Scipio's, der Geschichtschreiber sein selbst zu seyn, wenn man ein Sylla, Cäsar, Lucullus, Brutus gewesen, der Geschichtschreiber Roms zu seyn, das solche Männer gehabt hat, in deren Anblick man gleichsam noch lebet — mich dünkt, da mußte der Geist der Thaten in den Geist der Worte übergehen und sich Majestät und Macht, Kürze und Ernst römischer Verfassung auch ihrer Schreibart mittheilen. „Wie einer ist, so thut er; wie einer thut, so schreibt er.“ Cäsars Leichtigkeit zu siegen ist auch an seiner Schreibart kenntlich: der Geist Lucullus und Sylla würde eben so kenntlich seyn, wenn wir ihre Denkwürdigkeiten noch besäßen. Ach aber wie sehr hat uns das Schicksal mit Werken der Griechen und Römer beneidet! Stücke, um die wir Bibliotheken neuer Makulatur geben würden, die meisten Werke Aeschylus, Sophokles, Pindars, Menanders, so viel von den Schriften Polybius, Diodors, Ennius, die Aufsätze eines Lälius und Scipio, Hortensius und Atticus, Sylla und Lukulls, Varro und Cäsars — so viel anderer edler Römer Schriften, die gewiß von ihrer Seele zeugen würden, sind verloren! Wenn ein Varro, Cicero, Cäsar selbst über Sprache und Grammatik schreibt, konnten sie nicht anders, als Varro, Cicero, Cäsar schreiben; und diese Leute haben nur Einmal in der Welt gelebet. Auch nur ihr Freund, ihr Begleiter, ja was noch mehr ist, ihr Wetteiferer, ihr Nebenbuhler zu seyn; — die Idee verschlingt beinah alle Vergleichung. Scipio und ein deutscher Reichsfürst! Cäsar und eines Fleckens Bürgermeister; jene selbst Geschichtschrei=

ber, Redner, Miteiferer in den Wissenschaften, die in ihnen nicht nach andern Gesetzen gerichtet werden konnten, gerichtet werden wollten, als jeder andere, der mit ihnen in die Schranken tritt; die neuern so oft untüchtigen Mecänaten, zu loben, was sie nicht verstehen und mit Pfennigen zu belohnen, worüber sich der Kluge schämet — — Ueberhaupt hat der kurze Zeitpunkt der Blüthe römischer Wissenschaft an Veranlassungen und Folgen beinahe nichts Gleiches in der Geschichte. Als Ueberwinder der Welt schmückten sie sich mit der Beute der Wissenschaft; thätig und miteifernd giengen sie schnell zur größesten Höhe, denn sie standen gleichsam auf dem Gipfel der Zeiten. Eben so schnell aber wich auch der Geist der Wissenschaft von ihnen: sie war ihnen nur Schmuck, nur Triumphkleid, oder wo sie zur Freiheit und Verfassung des Staats gehörte, sank sie mit dieser.

Wo in andern Zeitpunkten auch nur Nachbilder römischer Größe, Schatten ihrer Verfassung und Handlungsweise erschienen; fanden sich auch Spuren römischer Denk- und Schreibart wieder. Frankreichs und Englands Parlamente reichen nicht an's römische Forum; in beiden sind indeß treffliche Stücke der Redner- und Staatskunst über Gesetze und Begebenheiten erschienen. Die beste Geschichte zu allen Zeiten war die, die Helden und Staatsmänner selbst schrieben: nur durch die Denkwürdigkeiten solcher Männer ist in den neuern Zeiten die wahre Geschichte wieder erweckt worden: Comines, Sully, Clarendon, Retz, Thuanus, Turenne, Montecuculi u. f. sind Zeugen. Durch Betrachtung der römischen Geschichte ist nach Wie-

derherstellung der Wissenschaften der Geist der wahren Geschichte wieder erweckt worden, wie Machiavells Betrachtungen über Livius, und so viel andere über Sallustius, Cäsar und Tacitus zeigen. Nichts in aller Welt ist aber vom Geist römischer Wissenschaft entfernter, als unsere neuere Schulsprache in lateinischen müßigen Phrasen. Ein gedankenloser Grammatikus, ein von den Knaben selbst, geschweige von den Regierungen verachteter Declamator — was ist er gegen Cicero, Varro, Cäsar? Wo ist da römischer Geist in der angeblichen römischen Sprache?

Es ist mir lieb, daß ich mich über die Zeiten des Verfalls der Wissenschaften nicht ausführlich und eigentlich einzulassen habe: was auch zu ihm die Regierungen beigetragen? Das meiste trugen sie dadurch bei, daß sie die Freiheit und den Gemeinwerth (common - wealth) einzelner Republiken zerstörten und ein Gebäude aufrichten wollten, das in sich selbst zerfiel. Was trieb den griechischen Alexander nach Asien? was sucht' er dort? was konnt' er dort finden? Beschwerde, Mühe, Ueppigkeit, Tod, Auflösung seiner Kräfte und seines Reiches. — Nun bringt freilich die Vorsehung ein Gutes hin, auch wo Menschen nicht darauf dachten: Alexanders Züge, die griechisches Blut bis am Indus versprützten, breiteten auch griechische Sprache und Wissenschaft umher, errichteten hie und dort griechische Städte und Colonien. Die Reiche seiner Nachfolger machten neue Sitze der Wissenschaften in Syrien, Asien, insonderheit Aegypten: das Museum, die Bibliothek, das Siebengestirn der

Dichter, die Grammatiker, die Philosophen zu Alexandria sind so berühmt: auch kann man ihnen nicht absprechen, daß sie zur Erhaltung und Vermehrung der Wissenschaften in spätern Zeiten das Ihrige beigetragen haben. Indessen ist's wahr, diese Nachblüthe unter den griechischen Königen war nur ein schöner Herbsttag: seine Blumen hatten viel Farbe, aber wenig Geruch; der Frühling und Sommer war vorüber. Es ist meistens das Schicksal solcher Monarchien, wenn die Erndte vorbei ist, die Nachlässe prächtig zu sammlen, und man sucht durch Menge der Bücher, durch Bibliotheken und Gelehrsamkeit zu ersetzen, was der Wissenschaft an Werth und Kraft abgeht. Indeß hat alles seine Zeit. Auch die Grammatiker zu Alexandria, und die Bibliothek daselbst wäre ein Schatz gewesen, den man allein der Monarchie würde zu verdanken gehabt haben, wenn er bis auf die Zeiten der Buchdruckerey gereicht und ihn nicht eine strengere Monarchie zerstört hätte — —

Bey der römischen Monarchie ist's vielleicht äusserst zu bedauren, daß Cäsar, ihr wahrer Stifter, sie nicht auch einrichten, Senat und Kriegsmacht gegen einander ordnen und wirklich erster Monarch, Cäsar, seyn konnte. Die drey und zwanzig Wunden, mit denen er starb, öffneten dem römischen Staat unendlich mehrere; und da der schwache Augustus nichts als Privatmann zu seyn mußte, *) und also alles nur

---

*) August wird (nach unserer Meynung) hier zu sehr herabgesetzt: der, ohne schreiende Härte, die

schwebend erhielt: so konnte er freylich auch auf die Wissenschaften nicht anders als Privatmann wirken. Er gönnte Dichtern seine Freundschaft, den Zutritt in seinem Hause: er selbst und sein Mäcenas und sein Agrippa waren Dichter; dies konnte den Wissenschaften nicht anders, als einen schönen Nachmittag geben. Schöne Stunden, auf die bald ein neidiger Abend, eine stürmische Nacht folgten! Als Tiberius den, der ihn übertraf, mit dem Tode bestrafte, als Cajus Caligula den Homer, Virgil, Livius, ja die ganze Rechtsgelehrsamkeit vertilgen wollte, als Nero seine schlechten Verse durch alle Straßen singen, in allen Schulen ablesen ließ, als selbst der bessere Hadrian klein genug war, den Cicero, Homer und Virgil gegen sich zu verkleinern, und der Erste in jeder Art seyn wollte — allerdings

---

vielgestalte Römerwelt, so frisch nach der Republik, fünfzig Jahre festhielt, und auf sein Jahrhundert den Beynamen eines goldenen prägte, war der ein so gar schwacher Privatmann? Ein schwacher Mann — hätte er hingereicht, der (obwohl müden) Welt eine Ordnung der Dinge anzugewöhnen, welche ein halbes Jahrtausend hindurch immer insofern blühete oder sank, so wie sie mehr oder weniger seinem Vorbild glich. Was kann eine ermüdete, vorhin schon höchst verdorbene, der Freiheit nicht mehr fähige, nicht mehr würdige, Welt besseres, größeres sich wünschen, als einen August!

Müller.

wirkte da die römische Regierung schlecht auf Wissenschaften und Künste. Und wiewohl sie noch immer nicht alles verderben konnte, da das römische Reich so groß und die guten Muster und wahren Römerseelen ihnen noch so nahe waren, ja insonderheit, da auch unter guten Kaisern die Welt mitunter einen schönen Sonnenblick bekam; dessen ohngeachtet waren Roms Wissenschaften nicht mehr, was sie zur Zeit der Republik gewesen, denn jetzo waren sie — im Staat müßig. Die Redekunst schwieg oder declamirte. Die Geschichte ward bitter oder log Schmeicheleien und tiefe Räthsel. Die Poesie machte Epigramme oder Satyren: die Sprache verfiel mit jedem neuen Jahrhundert. Cajus hatte Wettstreite der Beredsamkeit, Nero Wettstreite der Poesie errichtet, die Domitian erneute; allein das konnte die Natur der Sache und das Wesen des Staats nicht ändern. Selbst die bessern Anstalten, die Vespasian, Titus, Trajan, Hadrian, Antonin, Marc-Aurel, Severus u. a. zur Aufnahme der Wissenschaft trafen, die Schulen, Bibliotheken, öffentlichen Belohnungen, die sie anordneten: so gut, so nothwendig sie waren, der mit Gewalt einbrechenden Barbarei zu steuren und wenigstens das Andenken guter Muster zu erhalten; so wenig konnten sie doch jene Welt wiederbringen, in der diese Muster wirkten und lebten. Nur was unentbehrlich, was jetzt nützlich und wirksam ist, das lebet. Und das waren damals (wenig bessere Menschen ausgenommen) meistens nur die Handwerks- und Brodstudien: Grammatik, Rechtsgelehrsamkeit, Astrologie, Sophisterei,

Arzneikunst; die edleren Wissenschaften waren mit der römischen Luft verflogen.

Noch weniger will ich mich darauf einlassen, was nicht die Regenten, sondern die Regierung an sich selbst und im Ganzen zum Verfall der Wissenschaften beigetragen habe; die Unruhe derselben nämlich, das herrschende Soldatenregiment, die Schwachheit des Reichs, sich gegen die andringenden Barbaren nicht schützen zu können, sondern sie selbst in sich zu locken; das aller Welt gegebene Bürgerrecht endlich, wodurch selbst die römische Sprache verfiel und so manche andere Dinge. Ein Reich, das sich nicht schützen kann, wie sollt's die Wissenschaften, feine Sprossen seiner Blüthe, vor dem Verfall bewahren? Ein in allen Gliedern verderbter Körper, wie sollte an ihm Haupt- und Lebenssaft gesund seyn? Eine neue, schon sehr verderbte Religion kam dazu, die ein Orientalisches in Gesetz und Schreibart, Befehle und Redekunst brachte, das dem römischen Staat wenig anstand. Die Schwachheit der Kaiser nährte Verfolgung der Ketzereien, elende Sophistereien und Disputirkünste, die zu nichts dienten, aber äußerst verderbten — — Kurz, womit konnte die Disharmonie einer so schwachen, unruhigen, sich selbst widersprechenden Regierung als mit Barbarei und dem Tode aller vernünftigen, nützlichen Literatur endigen? Hier war kein Griechenland, kein Rom mehr; Europa war ein dunkles Getümmel ziehender Barbaren.

4. Vom Einfluß der Regierung in die Wissenschaften gegen die Barbarei und den Aberglauben.

Wir sind auf einer Stelle, wo schon nicht eigentlich die Frage ist: was gethan sey? sondern was habe gethan werden wollen? Folgende sind Ursachen, warum auch besseren Regenten und Regierungen mit allem guten Willen oft so wenig gelang. Zuerst: Europa war ein Gemisch von Barbaren, das in einer Fluth gekommen und hie und da, wie erstarrte Wellen, sitzen blieben war; diese hatten Sitten, Gesetze und Rechte, die den Wissenschaften nicht hold waren, und für deren Erhaltung sie doch, eben im Gefühl ihres Glücks und Werths, glühten. Zweytens: Wissenschaften sollten sie von Völkern annehmen, die überwunden, schwach, ihnen verächtlich und wirklich zum Theil selbst durch Mißbrauch der Wissenschaften so verächtlich worden waren. Das nähere Medium dieser Mittheilung waren Pfaffen, die mit ihnen, den Kriegern, den Wilden im härtesten Contrast standen, die sie theils ihrer sitzenden Lebensart wegen gering hielten, theils fürchteten wegen des Bandes mit Rom und der so oft entdeckten Spitzfindigkeiten und Betrügereien. Drittens: die Wissenschaften selbst waren von der schlechtesten Art, Hülsen vom Kern alter Zeiten oder Klosterstudien, das bivium und quadrivium der Gelehrsamkeit, das ihnen wenig nütz war und auf

dem sie auch Pfaffen und Müßige zu werden glaubten. — Diese und so viel andere Ursachen, die im Detail einzelner Zeiten und Umstände lagen, machten die Aufklärung schwer. Ein hartes Land mußte gepflügt werden, das noch niemals Saamen angenommen hatte, und lange erst, umgekehrt, an der Luft liegen, ja oft umgekehrt werden mußte, ehe es nur den feinern Geist der Fruchtbarkeit einsaugen lernte. Wie verschieden war diese Zeit von der Bildung Roms und Griechenlands! Dort einzelne Städte, ein Nationalcharakter, eine Verfassung, die dem Geist der Wissenschaft offen war und ihn zu seinen Zwecken, als Bedürfniß verlangte. Hier von allem das Gegentheil, rohe, disparate Medien, die in einander brausten, den Wissenschaften eher feind, als Freund, wenigstens gleichgültig und fremde waren, ein rauher Kriegsgeist der den Geist der Wissenschaft vertrieb oder unnütz machte. Dort waren's Gesetzgeber, edle Männer des Stammes selbst, die aus eigenem Triebe die nächsten Anlagen ihres Staats weckten und als schwangere Keime gleichsam nur zur Reife beförderten, die dem Volk Schritt vor Schritt die Blüthen und Früchte davon in lebendiger Wirksamkeit wiesen; hier waren's todte Körner, mit denen man handelte, die von den Händen der Verkäufer nicht eben die größte Empfehlung erhielten. Die Wissenschaft sollte erleuchten; aber nicht zu viel: sie sollte bilden, aber ja nicht aus dem Joch des heiligen Gehorsams. Die Regierungen, die bilden wollten, hatten meistens an denen, die bilden sollten, das größte Hinderniß — nothwendig gieng die Sache langsam und kam nicht weit.

Um so ruhmwürdiger aber sind die Namen der Regenten und Regierungen, die auch unter der Wolke strebten, auch an dem harten Boden nicht verzagten. Sie thaten, was sie konnten; stifteten gegen die herrschende Unwissenheit Schulen, kauften Bücher, beförderten ihre Abschrift, suchten und ehrten die Gelehrten, setzten sich den Hindernissen des Lichts, dem Aberglauben und der Barbarei entgegen. Ihr Werk war nicht verloren: Cassiodor brachte es mit seinen Anstalten weiter, als manche Zeiten vor ihm, es ward wenigstens eine lichte Dämmerung am dunkeln Abend. Carl der Große zog aus allen Ländern, was er konnte, Lichtes und Gutes zusammen, er machte Anstalten für die Wissenschaften, die seinen Namen bis jetzt erhalten. Der liebenswürdige, wirklich große Alfred that, was er konnte, machte Ordnung, stiftete Oxford, schrieb und übersetzte selbst. Er sahe sich nach Händen um, die ihm helfen sollten, und fand so wenig, er rüstete sie sich gewissermaßen selbst zu: von Noth gedrungen, that er in seinem dunkeln Jahrhundert mehr, als in lichten Jahrhunderten der eifrigste Prinz mit fremder Beihülfe thun mag oder darf, und ob gleich vieles in der Unruhe folgender Zeiten verloren gieng, gieng darum nicht alles verloren. Fürsten solcher Art sind wir's schuldig, daß noch etwas von den Wissenschaften übrig geblieben ist, daß sie wenigstens hinter dicken Kloster = und Schulmauern Zuflucht fanden. —

Ich will dem päbstlichen Regiment sein Verdienst um die Wissenschaften nicht absprechen; wenigstens erhielt's die lateinische Sprache und die dürftigsten Kenntnisse der Alten. Klöster blieben die Trümmer heiliger Literatur und auch

das schlechteste Abschreiben alter Bücher bleibt noch Verdienst der Mönche. Indessen ist's eine andere Frage, ob dies erzwungene Verdienst Schadloshaltung gegen den größern Schaden ist, den der Aberglaube, die Streitsucht, der Verfolgungsgeist, der unruhige Despotismus des Pabstthums über Völker und Reiche auch den Wissenschaften gebracht hat. Alles verdarb und ward eine trübe Quelle: die heiligsten schönsten Wissenschaften wurden ein Zankapfel, der zuletzt Eckel und Furcht erweckte. Der Streit um den Primat, die Trennung der lateinischen von der griechischen Kirche trug allein schon so viel zur Barbarei des Occidents bei, als die Verlegung des Kaisersitzes nach Konstantinopel zu ihrer Zeit thun mochte. Roms Bannstrahlen erleuchteten nicht, sondern machten auch die schwachen Schimmer des wahren Lichts feindlich. Immer ward mehr erfunden, die Finsterniß festzuhalten und ehrwürdig zu machen auf der Erde, insonderheit um den Thron. Auch in Klöstern verfielen mit der Zeit Schulen, Fleiß, Ordnung; die Bücher giengen unter, und zuletzt gerieth's dahin, daß, selbst an Päbsten, Gelehrsamkeit Zauberei und Gotteslästerung hieß. Der römische Stuhl scheint selten und nur in rühmlichen Ausnahmen eigentliches Interesse gehabt zu haben, die Wissenschaft als Wissenschaft zu befördern —

* *
*

Fast möchte ich hierinn dem Pabst den Mahomed, und Mönchen die Saracenen vorziehen. Sie haben wirklich die Wissenschaften, aus Liebe zu ihnen selbst, gesucht und getrieben: einige gelehrte Kalifen sie aus Liebe zu ihnen geschützt und befördert; auch sind die nützlichsten Wissenschaften,

Che-

Chemie, Medicin, Astronomie, Naturlehre mit Erfindungen und Tritten dieses Volks bezeichnet. Ein Kalif, ein Saracen hatte gewiß mehr zu überwinden, wenn er die Wissenschaften lieben wollte, als ein Christ, ein Päbstler haben durfte; und doch, wie sehr haben sie diese übertroffen, in allem, was sie getrieben haben! Sie traten wirklich auf den Weg der Erfahrung: Al Mansor, Harun Al Raschid, Al Maimon u. a. begünstigten diese; aus ihren Händen haben wir Bücher und zum Theil Methoden erhalten, die zur Erweckung der nützlichsten Wissenschaften den Weg bahnten. Hier war die Macht und Wirksamkeit des Despoten an rechter Stelle: sonst würde Europa vielleicht länger in seiner Nacht geblieben seyn.

Auch die Herrschaft der Kaiser im Orient hat zur Erhaltung der Wissenschaft beigetragen. Unruhig, schwach und zanksüchtig, wie sie war; Constantin hatte doch Einmal den Wissenschaften einen Mittelpunkt bereitet, wo sie, geschützt vor der Zerstörung wilder Völker, und wenigstens durch die Sprache dem feinen Griechenland nahe, Jahrhunderte durch erhalten wurden. Daß es gelehrte Kaiser und Prinzessinnen im Orient gegeben, ist bekannt, und die Namen eines Basilius, eines Porphyrogeneta, einer Anna Comnena sind durch Anmunterungen und eigene Schriften unvergeßlich. Wiewohl nun ihre Wissenschaften nicht eigentlich dem Reiche selbst zu Nutz kamen, da die gelehrtesten Kaiser meistens die unglücklichsten waren und alles unter Priestergezänk und Weiberherrschaft begraben wurde; Europa kamen sie sehr zu Stat-

ten. Die Eroberung Konstantinopels jagte gleichsam die Musen, als Flüchtlinge, nach Italien; mit ihnen bekam es griechische Bücher, griechische Sprache, auch hie und da griechischen Geist wieder. Der schwächste Versuch also des schwächsten Liebhabers der Wissenschaften war im Verfolg der Dinge nicht verloren —

Aber lasset uns näher sehen, was die Regierungen Occidents thaten und thun mußten, das Joch des Aberglaubens und der Barbarei, das ihnen selbst mit der Zeit so hart fiel, zu brechen oder zu mildern! Sie sahen, daß aus der Finsterniß nichts ward, daß Knechtschaft, Unruhe, Elend in ihrem Gefolge war. Von welchen Stürmen ward damals Europa erschüttert! welche Wirbel einheimischer und auswärtiger Zerrüttung verwüsteten die Welt! keine Krone war auf dem Haupte des Regenten, kein Geschlecht desselben auf seinem Thron sicher: mächtige Vasallen, Geistliche und Päpste, die solche aufhetzten, machten eine ewige Verwirrung. Heller oder dunkler fühlten es die Regenten, daß sie nur durch Licht Ruhe gewännen, nur durch Wissenschaft ihren Ländern Ruhe gäben. Die Exempel so mancher unglücklichen Kaiser und Fürsten mußten endlich Gedanken wecken, und ewig werde der Name der schwäbischen Kaiser, insonderheit eines Friedrichs II. mit Ehrfurcht genannt, der selbst ein Märtirer der Aufklärung wurde, die er Europa zu geben geneigt war. Gelehrt und klug und tapfer ging er den Feinden des Lichts und der Ruhe unermüdet zu Leibe, nahm aus den Händen der Araber die besten

Schriften verschiedener Art, und ließ sie übersetzen und lehren; errichtete die Universität zu Neapel, Wien, vielleicht auch Padua, verbesserte die zu Bologna, zu Salerno, die wie Morgensterne die ersten Strahlen geworfen hatten. Sein unglücklicher Petrus de Vineis stand ihm treulich bei; es ward Dämmerung im Reich der Schatten. Streit also gegen drückende Mißbräuche hat überall das erste Licht befördert und die Finsterniß hat sich mit ihrer übermachten Rohheit selbst geschadet. In mehr als Einem Lande stand ein Ketzer auf, den die Regierung nicht zuerst und meistens nur dann verfolgte, wenn seine Meynungen schon verbreitet waren. Ueberall drang man auf Kirchenverbesserung, auf Reformation der Schulen und Klöster. Die Rechte der Fürsten sollten vertheidigt werden; dies brachte die Rechtsgelehrsamkeit hervor. Einzelne Gelehrte wagten's, sie selbst gegen den Papst in Schutz zu nehmen; dazu ward überlegene Wissenschaft erfordert, diese also gesucht und belohnet. Eine Reihe äußerer Umstände der Regierungen kam dazu, die entschlafene Wissenschaft von den Todten zu erwecken; unter denen öffentliche Züge, Expeditionen die vornehmsten waren. Man lernte sich, lernte fremde Reiche, Völker, Länder und Regierungen kennen, lernte fremde Sprachen, sah fremde Dinge, nutzte fremde Erfindungen, die Reiche bewegten sich in großen Massen auf einander, bis in ihrem Innern auch heilsame Gährung ward. In Amalfi fand Kaiser Lothar, wenn die Sage wahr ist, das Exemplar der Pandekten, das

die Rechtswissenschaft in Gang brachte. Der Kompaß ward eben daselbst erfunden. Chemie, Medicin, Mathematik zogen sich theils aus Neapel, theils aus Spanien herauf und im letztern war's Alphonsus der Weise, der mit eines Kaliphen Großmuth die Mathematik unterstützte und mit dem Fleiß eines Privatmanns sie selbst vermehrte. Aus Reibungen an den Gränzen der Saracenen sprangen die ersten Funken des Lichts; Raimundus Lullus, Arnoldus de Villanova, Roger Baco, kurz die größesten Erfinder damaliger Zeit sind der arabischen Wissenschaften Schüler — —

Zwei Hülfsmittel insonderheit nutzten die Fürsten, den Geschmack an Wissenschaft zu verbreiten, die Akademien der Liebe und Universitäten für die Gelehrten. Jene, die unter dem Namen der Corte oder Parlamento d'amore bekannt genug sind, verbreiteten sich von den Höfen der Berengare und anderer Fürsten, aus Spanien und der Provence nach Frankreich, Italien und endlich nach Deutschland. Sie brachten die Muttersprache dieser Länder allgemach empor und zwar durch Gegenstände und auf eine Art, die den allgemeinsten Eingang finden, Gesang und Liebe. Die Fürsten selbst waren von ihrem Kreise und in allen diesen Ländern, England eingeschlossen, sind Namen bekannt, die sich sowohl durch Gesänge, als Thaten, verewigt. Kaiser Friedrich I. und II., Heinrich VI., König Richard I., Alphons II., Wenzel, Conrad und so viel Herzoge und Grafen in ihrem Gefolge. Der

Geist des Abentheuers und der Feldzüge hatte Lieder und Liebe erweckt; der Kriegsgeist schmolz in einige Milde, die der Sprache und auch andern Wissenschaften wohl that. — Universitäten waren damals die Lieblingsstiftungen der Fürsten, durch sie wurden die Gelehrten Glieder des Staats, von den Kaisern selbst auf ehrwürdige Weise eingeführet. Sie genossen Rechte des Adels; hierdurch ward der rohe Kriegsgeist und die stolze Unwissenheit des letzten etwas geschwächt. Allmählich sonderten sie sich von Klöstern und wurden eine Art literarischer Aristokratien, also ein Fristaat im Staate. Die Wissenschaften fanden eine Ehre und Sicherheit, die sie sonst nicht gehabt hatten; auch die sogenannten Ketzer zogen sich lange hinter den Schild literarischer Privilegien zurück und konnten schwerer angetastet werden. Disputationsweise ward manches behandelt, wovon positiv reden zu können, noch keine Zeit war; einzelne Lehrer traten oft auf die Seite der Fürsten, und zuletzt wurden die Universitäten selbst Rüstkammern gegen den Pabst. Rechtsgelehrte wurden Orakel der Fürsten und ihre Räthe; die Fakultäten standen als geschlossene Zünfte und Phalangen der Literatur im Staate da. Allerdings ist also durch sie die Wissenschaft sehr befestigt und ausgebreitet worden. Die Scholastik und andere Scienzien wurden, wo nicht sogleich nützlich, so doch sehr fleißig, formell, pünktlich getrieben: die Lernenden wallten schaarenweise dahin, meistens in ziemlich reifen Jahren, hielten sich auch länger darauf auf, als jetzo nur gedacht wird; das Studium ward überhaupt, wie die Ritterwis-

senschaft, gradweise und mit anhaltendem Fleiße getrieben —

So damals; aber was sind jetzt solche Universitäten, als Mittel der Wissenschaft in den Händen der Regierung betrachtet? Die Ritterzeiten sind vorbei, sie haben sich aus Schlössern, Schlachten, Häusern verloren; und im stillen Reiche der Wissenschaften, im Felde, wo die Jugend zur Wahrheit, Weisheit und Glückseligkeit gebildet werden soll, müßten sie noch Zuschnitt und Form erhalten? Die erste Einrichtung der Universitäten war klostermäßig; der Rittergeist und die Rittergrade schlugen sich hinzu; und so entstand mit der Zeit das gothische Gebäu von Gesetzen, Rechten, Fakultäten, Würden, Uebungen der Universitäten; wahrlich ein seltsam Gebäu zum Besten des Staats in unsern Tagen! Was sollen Schwüre auf den h. Aristoteles und auf ihm gleiche Abstraktionen, wie der Ritter auf Mutter Gottes, Dame und Lindwurm schwur? — Braucht die Regierung sich des Geistes ihrer Unterthanen so zu versichern? darf und soll sie's im Reiche der Wissenschaften, wo sie selbst Parthei ist, im Reiche der freien allgebietenden Wahrheit? Können Rechte der Akademien die Wissenschaft als einen Schuh behandeln, der so und nicht anders, von dem und ja von keinem andern gemacht werden soll? — Und wenn sie hierüber nun gegen einander zu Felde ziehen, wenn Universitäten gegen Universitäten, Fakultäten gegen Fakultäten als geschlossene Corpora kriegen und die Wahrheit in ihrem Phalanx gefangen führen; wenn zum Aerger-

niß unakademischer Layen oft Rechthaberei, akademischer Stolz und Anmaßung die Insignien der Wissenschaften sind, mit denen sie kaiserl. Majestät begnadet, was soll das in unsern Zeiten? Damals war manches Streitgerüst und Gepränge solcher Art nützlich, wenigstens nothwendig, der barbarischen Zeiten wegen; aber jetzt? und für junge Leute? oft nur für Kinder, (so haben sich die Zeiten verändert)! die auf solchen Tummelplätzen der Gelehrsamkeit und Aemulation erste Eindrücke der Wahrheit und stillen Brauchbarkeit auf's ganze Leben erlangen sollen? Die Fakultäten und Handwerksgebräuche, nach denen der Knappe lernen, von Magistris nostris freigesprochen, und wenn er ihres Geistes und ihrer Hand ist d. i. eine Disputation, ein Rittergefecht gegen drei oder vier waffenlose Schützen bestanden hat, nun facultatem bekommt, die ihm oft die Natur nicht gegeben, einen Trauring des Gehorsams gegen die alma mater, den Ehrenhut erhält, der sein Gehirn überschattet und von nun an mit allen Musen, die Grazien oft ausgeschlossen, zu Gast ist; ich begreife wohl, wie das alles habe entstehen können, nicht aber, wie es sich als Hülfsmittel der Wissenschaft in den Händen unserer Regierung forterbe. Daß außer den Fakultäten keine facultes, außer den Universitäten kein Heil sey, daß sie Universitates literariae d. i. die gelehrten Weltalle seyn, aus denen alles kommt, durch die Alles muß, auf denen alles wohnet, was zum Licht und Frommen des Staats dienet; daß der Weg zu dieser Weisheit zu kommen, Prälektionen, ewige Prälektionen, daß ihr

Meisterstück Disputation, daß ihre Frist ein triennium, quadriennium sey, in welches alle Weisheit und Wissenschaft gezwängt, zerschnitten, eingestopft werde; daß die meisten Lehrer von aller Uebung der Wissenschaft frei, ohne Ansicht des Staats, der Stände, der Nutzbarkeit des gemeinen Lebens, oft des gesunden Verstandes und Geschmacks, in Abstraktionen und generalibus, in ewiger Wiederholung derselben Logik, Metaphysik, Dogmatik oder vielmehr ihres Schatten compendii veralten und weil sie in weniger Zeit alle eigene Wissenschaft wegsenden, zuletzt dürre Skelette fremder Kenntnisse seyn müssen, und sich also aus lieber Noth in den Dunst akademischer Polyhistorie und Pansophie hüllen, ihren Zöglingen auf diesen Tummelplätzen aller Wissenschaften und Künste so viel davon mitgeben, als in so kurzer Zeit, in der größten Verwirrung von Ideen, ohne alles Gefühl von Anwendung, Würde und Weisheit in ihren Kopf will, und sie sodann zur glücklichen Vergessenheit desselben und von frisch auf im Leben etwas besseres zu lernen, entlassen müssen — sollten Einrichtungen der Art in den Händen unserer Regierung den Nutzen bringen, den sie bringen sollen? Ich habe nicht im Sinn, einen einzigen würdigen Mann, Lehrer oder Schüler, auf Universitäten mit meinen Zweifeln zu beleidigen; vielmehr, glaube ich, wird ein jeder, der über den gemeinen Haufen denkt und nicht bloß auf seinen Schritt vor sich siehet, selbst genug die Bürde seines Standes, das Unbequemliche seiner Situation (wer fühlt nicht in seinem Stande dergleichen)? gefühlt, und wenn er's mit der Wissenschaft wohl will, dagegen ge-

strebt, Aenderung der Mißbräuche gewünscht haben. Auch rede ich nur ganz allgemein von Universitäten, als Mitteln der Wissenschaft in den Händen der Regierung, nicht von einzelnen Existenzen und Ausnahmen der Studenten oder Professoren — Ich gehe auf diesem allgemeinen Wege weiter:

Und komme auf die schöne Zeit, da die Wissenschaften wieder kamen, da Päbste, Kaiser, Fürsten, Städte, reiche Kaufleute, Priester, Kardinäle so viel thaten, sie aufzunehmen, zu lieben, zu verpflegen. Die Familie der Medici, der Pabst Nicolaus und Leo, die Kaiser Friedrich und Maximilian, die Könge Alphonsus von Neapel, Franz I., Heinrich VIII., so viel andere Fürsten, Republiken, Städte haben sich dadurch unsterbliches Verdienst erworben. Es war ein Wetteifer, der beinahe ein Jahrhundert dauerte, und noch jetzt, wenn man von ihm lieset, Muth macht. Die Berühmten in den Wissenschaften gelangten zu Ehrenstellen oder zur angenehmsten Ruhe des Privatlebens: es schien, als ob Kaiser und Fürsten kein milderes Verdienst kennten, als Lorbeeren des Geistes zu verleihn oder selbst zu tragen. Ein oder zwei Gelehrte eines Landes wurden wie eine Akademie angesehen, geschätzt, geliebet und die Gelehrten aller Länder machten gleichsam nur Eine freundschaftliche oder wetteifernde Akademie aus. Vielleicht ist niemals schärfer gerichtet und das Urtheil, die Mitarbeit der Gelehrten näher an einander gewesen, als damals; und doch gab's noch keine erdrungene kritische Journale. Die Briefe und

Werke der Gelehrten an oder über einander war das größte Journal der Zeiten. Buchhändler herrschten noch nicht, die Bücher bestellten; sondern Fürsten, die Werke belohnten, und man hat eben keine Urkunden darüber, daß sie deßwegen verarmt oder die Sachen ihrer Regierung schlechter gegangen wären, weil sie gelehrte und tüchtige Männer dazu brauchten. Die Fürsten selbst hatten von Erneuerung der Wissenschaften den größesten Vortheil; mit ihnen und auch zum Theil durch sie fing sich in Krieg und Frieden, Herrschaft und Sitten eine ganz neue Periode Europa's, Reformation, an.

Allerdings trat damals eine Menge Ursachen zusammen, die die Regenten zu thätigen Freunden und Beförderern der Wissenschaft machten. Nach langen Zeiten der Unruhe und Unterdrückung genossen große und kleine Regenten das erste Gefühl von Ruhe, Sicherheit und Herrschaft: sie sahen, was sie den Wissenschaften in vorigen Zeiten schuldig waren und kränzten sie darum mit dem Laube der Dankbarkeit und pflegten sie darum mit Wohlthaten, um durch sie auch die Reste der Barbarei zu überwinden und gleichsam mit Blumenkränzen zur Ruhe zu fesseln. Alle Wissenschaften und Erfindungen machten Ordnung, mehrere Leichtigkeit im Handeln, Mechanismus, Friede. Die Gemüther wurden besänftigt und kämpften nicht mehr; sondern studirten, lasen: eine Ruhe, die den Regenten sehr zu gut kam. Die Reformation machte sie vom Joche des Papstes los und setzte sie gewissermaaßen an seine Stelle. Viele

Universitäten, Stipendien und Wohlthaten wurden von Klostergütern gespendet und fielen also nicht schwer; andere zogen sie gar an sich und bereicherten ihre Kammern. Der neue Cirkel, in dem alles ging, die entdeckten Welttheile, die veränderte, blühende Handlung brachten Pracht, Ueppigkeit, Geschmack an Künsten des Großen und Schönen, mehr Geld und mehrere Reize nach Europa; den schönen Künsten also konnten die Wissenschaften nicht zurückbleiben. Wer besser baute, mußte auch besser schreiben; der Fürst, der Gemählde und Statuen liebte, lernte auch Schilderungen und Gedichte lieben. Mit einer feineren Pracht, einem ausgesuchteren Wohlstande kam auch Witz und Schlüpfrigkeit an die Tafeln der Fürsten; viele von ihnen sind des Einen und des Andern wegen bekannt. Jetzt lernten sich nicht neue Länder einander kennen, sondern neue Welttheile; aus ihnen kam Gold, Silber, Gewürze, Arzneien, so viel Wunderbares, so viel Fremdes. Dies nährte Wissenschaften, dies nährte Künste. Man brauchte die Mathematik zum Schiffbau, zur Seefahrt, zu Maschinen, zur Zeitrechnung: sie ward belohnet und nahm zu. Das einzige Pulver, die Nothwendigkeit der neuen Befestigung, des neuen Krieges, erfand wie viel andere Künste! Die veränderte Art, mit einander umzugehen, zu tractiren, zu handeln, machte neue Wissenschaften und Ausbildung nöthig. Die erfundene Buchdruckerei gab so viel mehr Reize, Manuscripte aufzusuchen, Bücher zu schreiben, seinen Namen zu verbreiten. Die unendlich mehrere Bekanntschaft und Concurrenz der Reiche

band alle Regierungen an Eine Kette, trieb sie in ein Gefolge des Wetteifers, wie vieler andern Sachen, so auch der Wissenschaften und Künste. Auch in die dunkelsten Winkel Europa's kamen Lichtstrahlen; der Wetteifer ward allgemein. Das schönste bei der Sache ist, daß es viele Fürsten gab, die nicht als satte Mäcenaten, sondern als Liebhaber und Haushälter ihres Reichs die Sache trieben. Es war nicht dummer Stolz, sondern wahre Bewunderung, oder gar Kenntniß und Gefühl des Nutzens, der Wahrheit, die sie zu Liebhabern machten —

Es ist nicht zu läugnen, daß auch aus dieser Zeit manches sich überlebt habe, und jetzt als leeres Gerüst da stehe. Wenn Maximilian I. alle Reichsfürsten antrieb, Universitäten anzulegen; so würde er ihnen jetzt vielleicht rathen, sie zu vermindern, sie in gute Schulen und Seminarien der mancherlei Klassen von Menschen und Wissenschaften zu verwandeln. Wenn damals zu Vertreibung der Unwissenheit, zu Ausbreitung besserer Kenntnisse und Meynungen das viele Reden, das tägliche Predigen über dieselbe Sache, dieselbe Materien, auf Eine und dieselbe Weise gut und nöthig war; so würden dieselbe Reformatoren von Fürsten, Städten und Ständen, wenn sie jetzt lebten, es gewiß seltner anordnen und dafür den geistlichen oder Lehrstand mehr mit Schulen-Aufsicht, praktischer Unterweisung und bestimmten Nutzbarkeit für Menschen und mancherlei Stände verbinden. Wenn damals der Sektengeist, daß jeder sich zu seiner Parthei hielt und auf seinen Mittelpunkt drängte, arme Noth war und darnach

auch Gesetze, Einrichtungen gemacht werden mußten: wie anders jetzo, da solche Bande erschlafft, solche Abzirkungen minder nöthig sind und Freiheit, Nutzbarkeit, Wahrheit allein die Grazien seyn dürfen, deren Reihen die Wissenschaft einschließt. Besserten wir jetzt mit dem Eifer, dem Feuer, mit dem man damals allenthalben besserte: wir wären weiter, statt daß jetzt uns oft das Ruhmwürdige jener Zeiten Hinderniß an Ruhm und am Verdienst wird.

5. Vom Einfluß der Regierung in die Wissenschaften nach Wiederauflebung der Literatur.

Wie alle Fermente abgähren, und alles unter dem Monde wechselt: so auch die starken Antriebe für die Wissenschaften von Seiten der Regierung. Mit der Zeit fand man, daß man hie und da im Uebermaaß bewundert hatte, daß Ciceronianer deßwegen noch keine Ciceronen, Commentatoren der Griechen und Römer, deßwegen noch keine Griechen und Römer wären. Die Kritik artete mehr und mehr in Streitigkeiten, die Kunst in Nachahmung, nutzbare Wissenschaften in bloße Gelehrsamkeit, sogenannte Reformationen in schädliche Sektirereien, in Unruhen und Wortkriege aus; die Gelehrten machten sich also unter dem Namen ungesitteter

Pedanten den Regierungen selbst verächtlich. Es versteht sich, daß dies nicht allgemein und ohne Ausnahmen gesagt sey. Jedes Feld der Wissenschaften behielt seine würdigen Männer und in den Ländern, wo das erneuerte Licht später hindrang, behielten sie auch länger ihr Ansehen, ihre Wirkung. In Republiken länger als in Monarchien, in Ländern, wo man eben nicht das Feine liebte, länger als in Sitzen üppiger Kultur. In diesen, sobald man merkte, daß man der Gelehrten nicht nöthig habe, setzte man auch die Gelehrsamkeit herunter: sobald man inne ward, daß man ohne Religion witzig seyn könnte, ward der Priester wiederum als Pfaffe behandelt. Unglücklicher Weise war die Reformation (ich will nicht untersuchen: durch wessen Schuld?) nur auf halbem Wege stehen geblieben: man hatte reformirt, aber nicht ganz, und wirklich hie und da zu keinem Endzweck. Die Mängel mußten bald in's Auge fallen, und da die Regierungen das Ihre gethan hatten, überhaupt auch der erste Stoß vorbei war: so vergalt man die vorige Hitze jetzt mit Kälte. Man ließ die Gelehrten zanken, die Pfaffen disputiren, die Pedanten lesen und schreiben; man dünkte sich weise und klug ohne sie, ja man verachtete sie in Geschäften und verlachte sie in der Gesellschaft. Da sie aus oben angeführten Ursachen einmal so tief im Staate gesetzt und so unwirksam gemacht waren, so sanken sie immer tiefer, zu mehrerer Unwirksamkeit herunter. Unglückliche Kriege, (angeblich der Pfaffen und Religion wegen, mit der doch viele Wissenschaften verwebt waren), kamen dazu und so entstand das Jahrhundert der Pedanterei, der Zänkereien, der politi-

schen Verachtung. Glücklich, daß eine andere Quelle sich für Musen und Staat aufthat: es war Philosophie, Wissenschaft des Versuchs, Mathematik, Naturlehre, Staatskunst. Die Unterhaltung der Verbindung zwischen Reichen und Ländern konnte, wenn alle Wissenschaften, so doch nicht die Staatswissenschaft sinken lassen; das Recht der Völker bildete sich immer mehr. Aus ihm, aus mancherlei Behandlungen einzelner Geschäfte ist eine neuere Philosophie erwachsen, wie thätlich erwiesen werden kann. Baco, Grotius, Hobbes, Thuanus, und so viel andere sind Zeugen darüber. Glückliche Versuche fanden am Himmel eine neue Welt, also Raum der Wissenschaften unter den Sternen, als man ihnen auf der Erde einen Ehrenplatz versagte und sie in staubige Kerker zwang. Von Geschäften des Staats ausgeschlossen erfanden die Musen Gesetze der Welt, gruben in die Geheimnisse der Natur, machten die frappantesten Erfindungen und ordneten gleichsam das Weltall. Auf Copernikus Tritten, Tycho, Cartesius und Baco, Kepler und Galiläi, Harvei und Boile, Tschirnhausen, Hevelke, Huygens, Newton und Leibnitz, wenn solche Namen und ihre Erfindungen und Versuche die Regenten Europa's nicht zu neuer Liebe der reelsten, erhabensten Wissenschaften hätte reizen können, was hätte sie reizen sollen?

Sobald also die Religionsstreitigkeiten und Wortkritik abgährte, kam der physischmathematische Geist empor. Die ersten Erfindungen und Versuche waren Unternehmungen von Privat-

personen: denn das Genie ist bestimmt, sich immer selbst seinen Weg zu bahnen. Baco's Atlantis fand beim sophistischen König Jacob kein Gehör; er selbst stand als Canzler und nicht als Philosoph in Betrachtung. Cartesius war aus seinem Vaterlande verbannet: Copernikus entdeckte sein Himmelssystem erst am Tage seines Todes und Galiläi mußte wegen seinen Himmelsentdeckungen Ketten tragen. Es ist bekannt, daß Harvei wegen seiner Erfindung verklagt ward, und wie lange hat Newtons System kämpfen müssen, ehe es Zutritt in Gallien fand! Ueberhaupt ist's der Regierung vielleicht nicht zuzumuthen, daß sie sich der Wissenschaft in ihrer Empfängniß und Geburt annehme; genug, daß sie das gesunde, durch Mutterkraft geborne Kind nur aufnehme, erziehe und zu ihrem Dienst verwende. Als die Erfindungen vollbracht waren, entstanden Akademien und Societäten: und auch von diesen waren die ersten beinahe das Werk von Privatpersonen.

Nichts ist rühmlicher für die Fürsten, als diese edle Unterstützung, die sie den kostbarsten, nützlichsten, daurendsten Wissenschaften gaben. Wenn der menschliche Geist in Etwas den Funken seiner Göttlichkeit spürt, so ist's in Gedanken, womit er Himmel und Erde umfasset, die Sterne wägt, den Sonnenstrahl spaltet, sich in die Geheimnisse der Tiefe wagt, die Körper theilt, die Gesetze der Natur eräth und die Unendlichkeit berechnet. Es ist edel, eine Versammlung und Verbrüderung der Geister zu stiften, die so etwas unternahmen,

sie in ihrem Werk zu unterstützen und zu gemeinschaftlichen Zwecken zu leiten. Wenn alles Geschwätz des Wahnes und der Sophistik zerfressene Holz seyn wird, so werden wahre Versuche und Beobachtungen der Natur dauren, und vielleicht in andern Theorien sich bewähren. Wenn Ludwig in Nichts großen Geist zeigte, so war's in dem großen Gesichtspunkt, in dem er seine Akademie der Wissenschaften anlegen ließ, in dem ihm auch die meisten der folgenden Akademien gefolgt sind. Kamen die Untersuchungen ihrer Mitglieder nicht gleich seinem Lande und seiner Regierung, so kamen sie doch der Welt zu Statten und was nicht ist, wird werden. Alle große Akademien laufen jetzt offenbar in einer Rennbahn: ihre Werke sind Denkmähler der Zeit, und es braucht nicht, wie ein Witzling gesagt, einer neuen Akademie, ihre Werke zu nutzen und anzuwenden. Die Zeit wird sie anwenden, die Lieblinge jeder Wissenschaft werden weiter bauen und ordnen; genug der Weg, den sie nahmen, so abgerissen und Stückwerk er ist, dünkt mich in seiner Art der sicherste und beste.

Darf ich, der mit dieser Schrift vor der berühmtesten Akademie Deutschlands erscheinet, bescheiden einige Gedanken äußern, wie auch den Einwendungen, die man diesen Areopagen der Wissenschaft macht, vielleicht zu begegnen wäre? — Man rückt ihnen zuweilen Mangel an Erfindung, hie und da eingeschlossenen Gesichtskreis in Aufgaben, vielleicht Partheilichkeit in Beurtheilung der Antworten vor u. f. Entweder Unvollkommenheiten, die von

jedem menschlichen Institut unabtrennlich sind, oder gewöhnliche Vorwürfe, die sich selbst widerlegen, die die Mißbräuche treffen und nicht die Sache selbst. Jeder Mensch hat seinen Gesichtskreis, folglich auch jede Versammlung selbst der erleuchtetsten Menschen. Aus ihm geben sie Fragen; nach ihm entscheiden sie Auflösungen: hiemit werden sie selbst Parthei, und das Publikum, Welt und Nachwelt, ist Richter. Kein Gott auf der Erde hat noch jemals Köpfe unison stellen können; der Gott der Wissenschaften will's und soll's nicht. Er spielt auf einer Leier von vielen Saiten, von vielen Tönen. Mehr als einmal haben Akademien sich selbst widerlegt, theils in kurzer Zeit, theils im Verfolg ihrer Geschichte: die Akademie der Inscriptionen liefert davon frappante Beispiele und die Wahrheit kommt vielleicht damit frei und vielseitig an den Tag. Zudem sind die meisten der Wissenschaften, denen die Akademien zum Heiligthum bestimmt sind, der Partheilichkeit minder fähig: Mathematik, Physik, Geschichte, Bemerkung; Meynung bleibt Meynung, und jedermann stellt wiederum die seine darüber frei. Jede Preisaufgabe der Akademie erzeugt ja meistens eine Menge Schriften, die der Preisschrift als Nebenbuhlerinnen nach oder neben oder vorfliegen: das Publikum kann sie alle genießen und wählen; die Akademie veranlaßte sie.

Allerdings wäre Eine Akademie nicht unnützlich, die ohne bestimmte Fragen allgemein die Klasse benennte, in der sie Schriften, Werke, Erfindungen, Beobachtungen anzunehmen und nach Befinden zu krönen, bereit wäre.

Vielleicht käme manches stille Genie mit einem Meisterstücke hervor, dadurch der Saal der Akademie nicht verunehrt würde. Alle Erfindungen nämlich müssen erfunden, alle Meisterstücke frei und im Stillen vollendet werden. Die beste Preisfrage störet sie vielleicht, berührt das Land nicht, wo die Erfindung liegt, oder trifft nur seitwärts auf sie. Die herrlichsten Gedanken des menschlichen Geistes wurden so im Stillen vollendet.

Es wäre schön, wenn das verborgene Genie ein solches Olympia wüßte, wo es sein Werk, die Arbeit seiner besten Kräfte und schönsten Stunden einem versammleten Griechenlande darstellen, sein Urtheil hören, namenlos und verborgen, wenigstens keiner Schande der Entdeckung ausgesetzt, den Kranz seines Verdiensts empfangen könnte? Und wie, wenn die Akademie eine Reihe solcher wetteifernden Meisterstücke, alle frei, alle aus eigener Erfindung, in Wissenschaften wie im Saale der Kunst, anträfe und von ihnen überrascht, nicht Preise der Belohnung genug hätte und einen Wetteifer, eine freie Concurrenz errichtete, die von der rühmlichsten, besten Art wäre? Jetzt hat vielleicht der beste Kopf eben zu dieser Frage nicht Lust, nicht Zeit: sie wird mittelmäßig beantwortet und die Akademie muß unter dem Schlechtern das Bessere krönen. Oder er zwängt sich in die Frage, geht in Lieblingsgesichtspunkte ein, frappirt, bezaubert — und denn, welch ein böses Richteramt, funfzig Beantwortungen Einer Frage zu lesen und nun zu richten, zu wählen! Viele andere Mißfolgen des Neides, der Mißgunst ungerechnet. Dort arbeitet ein

jeder frei: das stille Nein der Akademie läßt ihm sein Werk eigen, als ob's nicht eingesandt wäre. Mich dünkt, so würde eine Akademie die edle Mutter aller Wissenschaften, die vor ihr erschienen, ein treffliches Mittel der Regierung, allerlei Erfindungen zu wecken, zu prüfen, an's Licht zu ziehen, zu belohnen. Irre ich nicht, so würde eine freie Concurrenz der Art von den rühmlichsten und nützlichsten Folgen werden. —

Ich fahre fort, von den Mitteln des Einflusses zu reden, dadurch in den neuern Zeiten die Regierungen auf Wissenschaften zu wirken gesucht haben, und da muß ich zuerst die Erziehungsmethoden nennen, um welche sich endlich die Gesetzgebung näher zu bekümmern gelernt hat. Bei den Alten war Erziehung Alles. Sie wurde als das erste Mittel zur Bildung des Staats angesehen: die kleinsten Dinge, selbst Ergötzlichkeiten, Musik, Lebensweise blieben nicht unbemerkt; der Aenderung von ihnen wurde das Aeußerste, das Größte zugeschrieben. Noch im Papstthum wissen wir, was theils überhaupt, theils von einigen Orden durch die Erziehung bewirkt ist; wie? und bessere Grundsätze sollten nicht Wurzel schlagen? Grundsätze und Methoden eines Rousseau, Locke, Fenelon, Chalotais sollten unwirksam bleiben? — Nur freilich ist die Einrichtung davon ein Werk der Regierung. So lange die Bestellung der Lehrer und Form der Schulen schlechten Unterobrigkeiten überlassen ist, die zu Vorstellungen der Art weder Sinn noch Lust haben, und dem schnöden, schändlichen Gott Herkommen (Hercomannus) die-

nen: so lange bleiben unsere Schulen elend Lateinisch, wo man für lauter Latein Nichts und das Latein am wenigsten lernet. Die bessern Anstalten, die hier erleuchtete Regenten und Regierungen gemacht haben (und sie sind Gottlob! an mehr als Einem Orte gemacht worden!) sind wahre Ausbeuten für die Wissenschaften, wie für den Staat und die Glückseligkeit der Bürger, Menschen, Geschlechter. —

Die höheren Schulen erwarten vielleicht eben die Sorge der Regierung. Wenn vieles von ihnen wirklich altes barbarisches Gerüst ist, das in unseren Zeiten fremde da steht; wenn so manche schreiende Verlegenheit des Lehrers, so manche rufende Mängel und Unbestimmtheiten ihrer unpraktischen Lehrart, so manche fehlgeschlagene Hoffnung bescheidener Jünglinge, die überfüllt mit Kenntnissen und Universitätswahne, erst eine neue Laufbahn anfangen müssen, wenn ihnen zu rathen seyn soll; wenn dies Alles, oder nur Einiges davon wahr ist, sollten wir nicht darauf gestoßen werden, den innern Geist dieser Anstalten zu verändern? sie mit Schulen, Akademien, Seminarien, Geschäften, Aemtern anders zu verbinden, oder vielmehr sie selbst ganz in Schulen und Seminarien wirklicher Geschäfte und zwar Classenweise (und nicht in einem wüsten Tumult aller Fakultäten), jede Classe den Edelsten ihres Geschäfts unterworfen, zu verwandeln. So daurete eine Universität nicht zwei Jahre, sondern so lange, bis wir zum Geschäft reif sind: so wären die Lehrer derselben nicht müßige Orakel, sondern

Väter und Meister, jeder in seinem Stand' und Amte: ganze Provinzen würden in Wissenschaften, wie in Brauchbarkeit mit einander verbunden und gleichsam lehrend und lernend nur Eine Akademie der Bildung. — Ich bescheide mich, daß diese wenigen Linien, so unbestimmt angegeben, dunkel und vielleicht unpraktisch scheinen müssen; so bald ich sie erläutern könnte, blieben sie's nicht und dünken mich im höchsten Grade leicht und praktisch. Nur das Unnatürliche ist schwer; nur ein falsche Zusammenordnung macht Verwirrung. Jede Fakultät zu einer praktischen Akademie an ihrer Stelle, an ihrem Ort geschaffen und hiernach die Wissenschaften der Provinz, des Landes geordnet — wo ist der Lykurg und Solon, der diese neue Atlantis wirklich mache?

Endlich haben die Regierungen in neuern Zeiten vorzüglich auf die Wissenschaften gewirkt, daß sie den praktischen, mechanischen Theil derselben aufgemuntert, nützliche Naturlehre, und Oekonomie, Schiffahrt, Mechanik, Handel, Waffen und Künste. Die Kriegskunst hat durch ihre Anführer die eigentliche Gestalt der Wissenschaft erhalten, und scheint sich dem Punkt zu nahen, mit der wenigsten Bewegung durch wenig entscheidende Schritte, gleichsam als Duell zweyer Armeen, als zwei Körper, in dem der Gedanke ihrer Führer wohnt, Vortheile zu gewinnen und zu enden. Die Künste des Friedens sind insonderheit von der Seite des Nützlichen befördert worden. Akademien der Oekonomie wetteifern; die reichsten und ärmsten Länder auf ihre

Weise. Wo Akademien fehlen, treten die Regierungen selbst zu, durch Aussetzung der Preise auf diese oder jene Erfindung; so daß man das Jahrhundert in der Theorie beinahe das ökonomische nennen möchte. Die Cultur einzelner Länder und Provinzen wird befördert, und insonderheit in Deutschland wird, durch das Vorbild eines großen Monarchen aufgemuntert, hie und da gesucht, was sonst begraben lag, bekannt gemacht, was sonst verachtet geblieben wäre. Die vaterländische Geschichte einzelner Provinzen, die Quellen des Nützlichen und des Reichthums derselben, Handelsvorschläge, Plane zur Aufweckung der Industrie, Berechnung der Einwohner und ihrer Kräfte u. dergl. treten häufig an's Licht, von der Regierung theils veranlasset, theils geduldet. Auch der unthätigste Fürst will durch Aufmunterung der Wissenschaften, der nützlichen oder schönen, berühmt seyn, und obgleich bei dieser Aufmunterung vieles in's Flittergold, in Eitelkeit und leere Nachahmung übergeht; obgleich so vieles Nutzbare vergeblich gedacht und erfunden ist, weil man's nicht anwendet, und an dieser Seite der meiste Mangel zu liegen scheinet; so muß man doch jede gute Gabe auch der Wissenschaft annehmen, wie sie uns die Vorsicht verleihet. Ganze Zeitalter wetteifern in Gedanken; andere werden im Thun wetteifern: jene in der Erfindung, diese in der Ausübung, und es ist unläugbar, daß schon vieles nützlicherfundene, insonderheit zur Bequemlichkeit des Gebrauchs, ausgeübt werde. Der Handel aller Nationen, das Interesse der Völker gegen einander ist eine Wissenschaft worden,

die zum feinsten Calcul reichet. Die Polizei sucht alles Licht, ruhig, sicher zu machen und die Gesetzgebung selbst sucht im Tone der Menschlichkeit und Ueberzeugung zu reden. Grobe Eingriffe in's Recht der Völker fallen offenbar in's Auge und müssen von den Regierungen gegen einander selbst (was sonst unerhört war und nicht erfordert wurde) mit Wahrheit, Recht und Menschlichkeit beschöniget werden. Schiffe werden ausgerüstet, der Entdeckung der Welt wegen; nicht zur tyrannischen Unterjochung der entdeckten Länder: man hat zwey Nationen Europa's in einem erröthenden Vertheidigungs-Streit gesehen, auch nur eine neue Krankheit wider Willen dem entdeckten Volk gebracht zu haben. Kurz, je mehr die Weisheit, Güte und wahre Menschenliebe der Regierungen gewinnt, desto mehr werden auch die Wissenschaften von solchem Genius beseelt, zu solchen Zwecken geleitet werden. Man wird ganze Wissenschaften und Stände nutzbarer machen, sie mehr verbinden, als sie verbunden sind, alte Vorurtheile ausrotten und was Licht ist, auch zur Güte und Glückseligkeit gebrauchen. Ich setze, nachdem wir die Zeiten durchwandert sind und das Gebäude gleichsam ringsum von aussen gezeichnet haben, einige Resultate hinzu, die es im Innern, im Aufriß zeigen sollen.

---

6. Allgemeine Beobachtungen, wie die Regierung in die Wissenschaften einfließt.

Sie kann nicht anders in sie einfließen, als

durch Erlaubniß, Gelegenheit, Erziehung, Vorbilder, Uebung und Belohnung. Wir wollen die Stücke durchgehen und sie insonderheit mit Exempeln der Geschichte belegen.

1. Das leichteste Mittel ist die Nicht-Hinderniß, die Erlaubniß, eine gute Sache zu treiben, die Gedankenfreiheit. Alle Inquisition ist dem Reiche der Wissenschaften schädlich: sie macht die Luft erstickend und benimmt den Athem. Ein Buch, das erst durch zehn Censuren gelangen muß, ehe es das Licht der Welt sieht, ist kein Buch mehr, sondern ein Machwerk der heiligen Inquisition, sehr oft ein Verstümmelter, ein mit Ruthen gegeißelter, im Munde geknebelter Unglückliche; immer aber ein Sklave. Es ist weltkundig, wie sehr die Reiche der Inquisition an Wissenschaften zurück sind; desto reicher sind sie an Aberglauben, Dunkelheit und Erbauungsschriften. Im Gebiete der Wahrheit, im Reiche der Gedanken und Geister soll und kann keine irrdische Macht entscheiden; die Regierung kann's nicht, geschweige ihr bekutteter Censor. Im Reiche der Wahrheit ist er nicht Richter, sondern Parthei, wie der Autor: er muß über sein Ausstreichen, über sein Nein so gut und schärfere Rechenschaft geben, als der Verfasser über sein Ja; denn er fängt hochmüthig den Streit an, er ist Unterdrücker. Und zwar Unterdrücker des edelsten Safts der Menschheit, des besten Geschöpfs der Schöpfung, des Lichts, der Gedanken-, der Seelenfreiheit. Alle Besserung

kann nur durch Erleuchtung werden, ohne Kopf und Hirn regt sich weder Hand noch Fuß.

Ich bin ferne davon, eine zügellose Frechheit oder Gleichgültigkeit der Gedanken zu empfehlen, insonderheit, wo sie offenbar die Räder des Staats inne hält, sein Principium unwirksam macht, und also gerade seine Zwecke und Glückseligkeit störet. Wohlseyn gehet dem Menschen über Spekulation, das Wohlseyn vieler über die Spekulationsglückseligkeit Eines. Ich glaube also, es sey dem Staat freigelassen, ja nothwendig, gewisse Wissenschaften, so wie Ergötzlichkeiten und Beschäftigungen gerade auszuschließen, wenn er sie mit seinem Principium der Wirksamkeit nicht binden zu können sich getrauet. Alles darf nicht überall wachsen. So wie es selbst nicht allenthalben stehen will, so hat auch der Gärtner Freiheit, es nicht überall stehen zu lassen, wo es sich hindrängt: nur durch diese Einschränkung und Ausschließung wird Richtigkeit, Zweck, Ordnung, Schönheit und Nutzen, d. i. Feld und Garten. Wer Unkraut ungestört wachsen lassen will, weil es zuweilen schön aussiehet und doch auch in seiner Art gut ist, der darf nicht säen und erndten. Durch Ausschließung der Uebel fingen alle alte Gesetzgeber an, auf das Gute zu wirken. Moses verbot seinem Volk die Abgötterei; die Bildnerei mußte er also mit untersagen und alle schöne Künste der Götterfeste. Wie strenge war Lykurg! nur durch Ausschließung der Ueppigkeit wie in Wissenschaften, so in Sitten, gelang es ihm, sein Volk auf den Mittelpunkt seiner Stärke, spartanische Tugend und Va=

terlandsliebe zu drängen und darauf festzuhalten. Sobald Sparta aus sich selbst ging und alles, was zu ihm wollte, hineinließ, verfiel es. Auch dem mildern Solon war nicht alles gleichgültig. Er sagte zu Thespis, als er bei seiner Wiederkunft nach Athen das erste Trauerspiel sah: „ich wundre mich, daß du „dich nicht schämest, vor einer so großen Versammlung zu lügen;" und als Thespis sich mit angenehmer poetischer Erdichtung entschuldigen wollte, schlug er mit dem Stock auf die Erde und sagte: „finden „wir Einmal an der Lüge zu unserer Belustigung „Geschmack, so werden sie sich bald auch in unsere „ernstlichsten Geschäfte einschleichen." Die Geschichte Athens hat Solons Weissagung offenbar bekräftigt. Ich entscheide es nicht, ob Cato ganz unrecht gehabt habe, da er der Aufnahme jedes müßigen griechischen Schwätzers so scharf entgegen sprach. Mich dünkt, der Erfolg hat sein Wort bekräftigt, und wenigstens wäre Beurtheilung und Unterscheidung dessen, was aufgenommen werden sollte, Rom nicht schädlich gewesen; zuletzt war's zu spät, da der Willkühr und dem Geschmack der Lucülle alles frei stand. Gleicherweise kann's auch noch Republiken und Städte geben, wo z. E. die Einführung eines Schauspiels nicht vom besten Erfolg ist, und die Regierung sich derselben, trotz aller Declamationen und Pasquille der Schöngeister und Aufklärer der Welt, ernstlich widersetzen darf und muß. Jeder Staat hat seine Zwecke, sein Principium, seine Grenzen, je mehr die Regierung diese in Allem, also auch in den Gesetzen über Literatur und Künste, im Auge hat, desto mehr wird der Staat gedeihen und mit Hinwegräumung

des fremden Unkrauts gleichsam auf seiner Wurzel leben — — *)

Aus dieser Weisheit einschränkender Gesetze folgt aber nichts minder, als blinde Dummheit in Verwerfung alles Neuen und Nützlichen, was nicht nach unserm Hirn ist, kurz, Inquisition. Diese nimmt nicht den Staat, sondern ganz etwas anders zur Meisterin ihrer Censur, zur Regel ihrer Unterdrückung an; und meistens ist solches Popens dulness, die bleierne Göttin mit verschloßnen Augen. Auch ist's ein großer Unter-

---

*) Wir gestehen, daß die hier vorgetragene Lehre nicht ohne Bedenklichkeiten scheint. In einem Staat, wo nicht eben immer die erhabenste Weisheit mit großer Kraft herrscht, wer wird entscheiden, ob nicht alles, was über die Gemeinheit (Vulgarität) sich erhebt, entbehrlich und insofern gefährlich ist, als die Gehorchenden dadurch klüger werden könnten, als die Befehlenden. Die vorherrschende Caste, sey sie adelich oder geistlich oder büreaukratisch, wird gegen alles Liberale viel einzuwenden wissen. Eine gute und wachsame Regierung darf (glauben wir) Freiheit gestatten; sie soll aber nicht geschehen lassen, sondern leiten, so daß dem Blendwerk des Irrthums nicht ein Verbot entgegengesetzt werde, sondern die unüberwindliche Kraft wohl dargestellter Wahrheit. Hiezu werden die Mittel nie fehlen, wenn sie die ersten Köpfe sich als Freunde und Gehülfen associirt hält. Müller.

schied, fremde Wissenschaften nicht einzulassen, und die schon im Staat sind, wohl zu regieren. Diese sind einmal da, sie sind Triebfedern, Mittel zu Gutem oder zum Bösen. Schläft da das Auge der Regierung und nimmt zum Grundsatz: „daß nur nichts anders werde! daß alles, wie es ist, bleibe!“ (und meistens ist dies der löbliche Grundsatz)! so ist das nicht Weisheit, sondern Schlaf, nicht Ruhe, sondern Grausamkeit und Schwachheit. Einmal ist's gewiß, daß nichts in der Welt, was es ist, bleibe. Es nutzt sich immer ab: seine Bande und Triebfedern werden schlaff und matt, und wenn nicht nachgesehen, nachgeholfen wird: so stehet unvermuthet das schönste Werk, zumal von vielfacher Composition, still. Gewiß ist dies der Fall mit den Wissenschaften im Staat, in Verhältniß zu seinem Aufkommen oder Sinken. Die Waage ist hier so fein, die Grade des Verhältnisses so mancherlei und vielfach, daß gewiß kein schläfriger Censor oder stolzdummer und dummstolzer Inquisitor zur Entscheidung gehöret. Und immer dünkt mich's, eben dieser Verflochtenheit und der Schwachheit menschlicher Entscheidung wegen, besser, frei als sklavisch, mild als enge und grausam zu seyn, zumal, wo es die äußersten Bedürfnisse des Staats gar nicht berührt. Jener König von Frankreich ist lächerlich, der in der mittleren Zeit zwischen den Nominalien und Realien der Scholastik, zwischen quisquis und kiskis entscheided wollte, und dazu lettres de cachet brauchte. Der Papst ist lächerlich, der den Bischof Vegelius in den Bann that, weil er Gegenfüßler annahm. Das Gericht zu Rom ist unvernünftig und grausam, das den Galiläi in's

Gefängniß warf, weil er's unter den Sternen anders fand, als sie es finden wollten; (über die Sterne ging ihr Gesichtskreis nicht, weder sie noch Galiläi konnten von dorther Advokaten holen). Es ist lächerlich, wenn Harvei sich über den Umlauf des Bluts vor Gericht vertheidigen mußte, und abscheulich, wenn in den mittlern Zeiten die besten Leute über die wahrsten Entdeckungen, Meynungen und Hypothesen als Zauberer und Gotteslaügner verfolgt, verschrien und verbrannt wurden. So dünkt es uns jetzt; ihnen damals nicht also, und so sollen dergleichen häßliche und schreckliche Fehltritte der Nachwelt wenigstens Warnung seyn. Vieles wird entdeckt werden, was noch nicht entdeckt ist: viele Vorurtheile zernichtet werden, die jetzt noch als Wahrheit gelten. Können wir sie selbst nicht wegräumen, so lasset uns wenigstens bessere, mächtigere Hände daran nicht hindern; denn Licht und der freien Luft wenigstens nicht Fenster und Löcher verschließen, wenn sie mit Gewalt zu uns wollen. Je gegründeter ein Staat in seinen Principien, je geordneter und heller und stärker er in sich selbst ist; desto weniger läuft er Gefahr, vom Winde jeder Meynung, von jedem Pasquill eines aufgebrachten Schriftstellers bewegt und erschüttert zu werden; um so mehr wird derselbe auch Freiheit der Gedanken und (mit einiger Einschränkung nach seiner Situation und Lage) Freiheit der Schriften gönnen, bei der die Wahrheit am Ende doch gewinnt. Nur Tyrannen sind argwöhnisch; nur geheime Bösewichter furchtsam. Ein offner Mensch, der Recht thut und auf seinen Grundsätzen fest ist, läßt alles über sich sagen. Er

wandelt am Tage und nutzt selbst die ärgsten Lügen seiner Feinde. So auch eine Regierung, auf Gesetze, Freiheit und Wohl der Menschen gegründet: so auch eine Religion des Staats, die wahr ist und durch jede Beleuchtung nicht anders als endlich gewinnen kann. Alle Monopolien der Gedanken sind schädlich: alle drükkende Zünfte und Societäten derselben sind — hie und da noch, nirgend aber müssen sie letzter Zweck werden. Nicht ihnen soll die Wahrheit; sie sollen der Wahrheit dienen, oder sie sind ihrer Stelle nicht werth. — Ueberhaupt ist Freiheit der Gedanken die frische Himmelsluft, in der alle Pflanzen der Regierung, zumal die Wissenschaften am besten gedeihen. Der Regent eines Staats muß beinahe ohne Lieblingsmeynungen seyn, damit er die Meynungen aller in seinem Staate umfassen, dulden, läutern und zum allgemeinen Besten lenken könne: daher sind große Regenten auch so selten.

2. Näher wirkt die Regierung auf die Wissenschaften durch Gelegenheiten, die sie zu ihnen veranlaßt und fördert, und diese werden insonderheit durch's Band der Länder und Religionen, durch Kriege, Bündnisse, Handel. Griechenland bekam seine Buchstaben aus Phönicien, seine ersten Keime der Einrichtung aus Aegypten: Etrurien aus Aegypten und Griechenland, aus Griechenland Rom, aus Rom die Völker. Die Saracenen holten aus Constantinopel Bücher, Wissenschaften, Künste; von Saracenen bekamen sie die Christen. Unter diesen hat Ein Land vom andern gelernt und geerbet: oft ziehen

Regierungen die Kette von Wissenschaften von Land zu Lande, und die Vorsehung gebraucht dazu zuweilen die blutigsten, schrecklichsten Wege. Alexanders Zug in Asien ließ Wissenschaften und die griechische Sprache daselbst: die Römer überwanden die Welt und pflanzten überall ihre Gesetze und Denkart: die Barbaren stürzten über Europa und wurden endlich von Religion und Wissenschaft gebändigt. Die Saracenen überschwemmten Spanien und Italien, und ließen Reste und Spuren ihrer Kenntniß. Die Kreuzzüge erweiterten Europa's Begriffe und zerbrachen seine harten Bande; die mancherlei Kriege der Mächte Europa's unter sich schleppten Länder in Länder und theilten einander (schlechter Ersatz so großer Uebel)! wenigstens hie und da Bücher, Kenntnisse, Meynungen mit. Es ist bekannt, was Spanier und Franzosen lange Zeit nur auf Deutschlands Sprache gewirkt haben; in Wissenschaften, wie mit den Familien unserer Regenten und unserm armen Blut haben wir ja beinahe allen Völkern Europa's gedienet. Woher kommt's, daß unsere Literatur ein solches Gemisch ist, das für großer Fruchtbarkeit zu keiner Bestandheit kommen kann? wir sind in ewigem Conflict mit uns selbst und andern Nationen, die uns brauchen und verachten, denen wir dienen und sie verehren — Wie Deutschlands Verfassung und Geschichte ist, ist auch seine Literatur —

Es ergibt sich von selbst, daß nicht alle Mittel solcher Mittheilung und Gemeinschaft der Völker

gleich gut sind: der Weg des Krieges und der Dienstbarkeit ist der härteste und schlechteste. Sich in die Dienstbarkeit zu stürzen, ist leicht; nicht immer aber kommt ein Moses, der sein Volk befreie und es dafür auch mit dem Raube aegyptischer Gesetzgebung lohne. Die wilden Kriege pflanzen Haß und nicht Liebe der Völker; die Liebe und bessere Bekanntschaft, die sie stiften, war wenigstens nicht der Kriegende Zweck. Welch ein schöneres Mittel der Ausbreitung guter Kenntnisse waren die Kolonien der Alten! Phönicier und Griechen haben sich dadurch verewigt. Sie veranlaßten neue Sitze der Wissenschaften, so wie der Handlung, und beschämen die Etablissements der Christen in den mittlern Zeiten sehr. Marseille bekam seinen Pytheas, wie Batavia und Goa noch keinen gehabt hat und vielleicht nie haben wird. Die einzigen Kolonien der Engländer machen eine ewigrühmliche Ausnahme. Vielleicht wenn die Wissenschaften in Europa verfallen seyn werden, werden sie dort aufgehn, mit neuer Blüthe, mit neuen Früchten. Die Bemühung eines Staats, unkultivirte Striche zu kultiviren, und mit glücklichen Einwohnern zu bepflanzen, ist, wie auch das Rad des Schicksals laufe, das reineste Verdienst für die Nachwelt. Die schönsten Striche der Welt, selbst in Europa, liegen jetzo noch öde. Griechenland und Nationen, die ihm gleichen, sind traurigschöne Wüsten; vielleicht wird sich das Rad des Schicksals kehren, die Länder am schwarzen Meer und weit umher und tief hinunter, werden aufleben und in neuen griechischen Wissenschaften und Tänzen vergnügt seyn. Glücklich möge die Regie-

rung seyn, die den Strom einer gerechten und schönen Bildung dahin leitet.

Oft waren Reisen, zumal veranlasset von der Regierung oder von Staatsmännern und Philosophen selbst angestellt, das Mittel der Verpflanzung der Wissenschaften aus Gegend in Gegend. In Griechenland reiseten die Philosophen und Gesetzgeber selbst: Lykurgus, Solon, Pythagoras, Plato. Mit Reisen fieng sich die Aufklärung Europa's an, insonderheit waren Wallfahrten, Kreuzzüge, Seeabentheuer dergleichen. Viele Sagen der Normänner, die meisten Fabeln und herrschenden Gedichte, zuletzt hellere Nachrichten und Meynungen von fremden Völkern kamen daher. Die damalige Art des Handels war persönlicher, die Bekanntschaften förmlicher und enger. Die Jahrhunderte der Negociationen kamen (so viel ihrer bekannt sind, eine bündige Quelle der Geschichte!) endlich kam die Zeit der wirklichen gelehrten Reisen. Ludwig XIV. sandte solche zum Nutzen der Wissenschaften und zum Ruhme seines Reiches aus; andere sind ihm gefolget. Die Reisen Tourneforts, Vaillants, Cassini; die spätern Reisen der Akademisten für Astronomie und die Gestalt der Erde, die Reisen der russischen Missionarien nach Siberien für Naturlehre und Geschichte der Länder, die neuesten englischen Reisen zu Entdeckung des Meers und neuer Länder, sind ansehnliche Mittel der Regierungen zu Erweiterung der Wissenschaften und Kenntnisse unserer Erde. Europa hat jetzt einen Vorzug vor allen Zeiten, daß es die Länder der Welt durch Macht und Schifffahrt bindet, mithin Gelegenheit hat, auch nach Kenntnissen zu reichen, wohin es will. Englän-

der und Franzosen haben gewetteifert, uns Denkmahle des ältesten Asiens zu geben, und Anquetil*) hat in seinem Entdeckungseifer gar eine wandernde Akademie für alle Welttheile vorgeschlagen, der nichts als ein Ludwig XIV. fehlet —

Zu eben solchen Veranlassungen gehört noch, daß eine Regierung die Schätze der Literatur ihres Landes nicht verheimlicht, wo sie nicht zu verheimlichen sind: denn auch darinn sind die Wissenschaften Licht, das sich an ihnen anzünden läßt und sie damit nichts verlieren. Es ist Zeichen der Schwachheit, Barbarei und Trägheit, wenn eingeschlossen wird, was gemein seyn soll, wenn, was gebraucht werden soll, vermodert. Eingeschlossene Bibliotheken, vergitterte Urkunden und Manuscripte, unzugängliche modernde Archive — wie viel sind nicht noch ihrer! Welch ein Vortheil wäre es für die allgemeine Literatur Europa's, wenn eine gütige Regierung sich um die literarischen Schätze Constantinopels, Escurials, Aegyptens, so vieler undurchsuchten Bibliotheken und Klöster in Europa (selbst in Deutschland) Afrika und Asien bekümmerte und das ohne Zweifel unzählich-Merkwürdige an's Licht brächte! — Noch sind solche Veranlassungen und Gelegenheiten in Menge; sie können aber hier nicht aufgezählt werden, weil sie einzeln sind und meistens ein glücklicher Zufall sie dem Wachenden giebt.

3. Erziehung war das große Triebwerk der alten Regierungen, mit dem sie auf Sitten und Wissenschaften wirkten. In Republiken siehet man mehr auf sie, als in Monarchien; in kleinen, einfa-

*) Zend avesta: preface.

chen Staaten mehr als in unendlich zusammengesetzten Ländern. Unter dem Joch des Despotismus verschwindet die Erziehung, und die öffentliche Sorge für sie; der hat andere Bande, die Menschen zu lenken, als früheingeprägte edle Begriffe. Und was sollen auch diese? wie sind sie möglich, wo ein Volk sie in lebendigen Beyspielen nicht um sich siehet, wo es selbst das schrecklichste Gegentheil ist, von dem was die Erziehung gut heißet? Die grünsten Blätter der Lorbeeren römischer und griechischer Geschichte verwelken in solchen Händen zu elenden Phrasen; man lernt und sieht ewig Worte, weil man die Sachen nicht anwenden kann, weil der Inhalt selbst für uns zu groß ist. Regierungen geben also den Wissenschaften den tödtlichsten Streich, wenn sie den Menschen die Sinne nehmen, was gut und schön ist, in ihnen zu sehen, was häßlich und schlecht ist, zu verdammen und wie die Hölle selbst zu fliehen. Ein freies Herz erzeugt auch eine freie Seele; ein edler Geist kann nicht würdig denken und unwürdig leben. Tyrannen erzeugen Sklaven, Wortkrämer, Pedanten, Schmeichler, kriechende, niederträchtige Seelen — das zeigt die ganze Geschichte. Mit der Regierung verfällt die Erziehung, mit ihr Wissenschaft, Freiheit, Muth eines Volks, Alles.

So war's mit der Erziehung der mittleren Zeiten. Der geistliche Despotismus setzte Wissenschaften, die zu lehren seyn sollten, in Form und Methode; alles gerieth darnach. Ein gleiches ist's mit der Erziehung noch jetzt in schlecht bestellten

Staaten, so daß man sie und die öffentliche Bildung gewissermaßen einen Spiegel von jener nennen kann in Mängeln und Fehlern. In Ländern, wo keine Religion gilt, wird sie auch in Schulen nicht gelten: wo Altfranken am Ruder des Staats sind, werden auch Altfranken lehren. Einem Vernünftigen Regenten kann's gewiß nicht gleichgültig seyn, welche Wissenschaften und wie sie auf Schulen gelehrt werden? welche ersten Eindrücke sein künftiger Bürger und Unterthan bekommt? mit welchen Jünglingen die Aemter seines Staats besetzt werden? Alle bessere Bildung fängt hier von Jugend auf an, im Stillen, im Kleinen.

4. Die Erziehung dauert durch's ganze Leben und das wirksamste Mittel, wie der Staat auf Wissenschaften wirkt, ist ihre öffentliche Anwendung und Uebung. Jeder Kunst ist's die schönste Belohnung, wenn ihr ein Kreis der Uebung wird, in dem sie sich als Kraft fühlen darf und strebet; eine müssige Kraft drückt nur, ein unnützes Korn vermodert. Dies war das große Mittel, wodurch, nebst der Erziehung, Griechen und Römer wirkten; die Wissenschaften wurden ihnen lebendige Pflanzen, bürgerliche Kräfte. Benimmt eine Regierungsform ihnen dies, den Kreis ihrer Anwendung, ihres wahren Lebens, sperret sie sie in unfruchtbare Wüsten oder macht sie zum Schemel der Unwissenheit aller Stände; so sind sie, wenn ihre Natur Anwendung will, verdorben. Nun kann freilich jede Regierung nicht Alle gleich brauchen; die sie aber brauchen kann, brauche sie recht und lasse andere andern Regierungen und Zeiten. Ein Staat, der gegen alle Wissen=

schaften gleichgültig ist, ist eine lässige Regierung, ein Staat, der auch die verschiedensten gleich anwendet, hat seine Vernunft verloren. Wenn der Schreiber Minister, der Priester Lustigmacher, der Jurist ein Witzling seyn soll und alle, eben weil sie dies sind, befördert und an ihre Stellen gesetzt werden; wahrlich, so wird die Austheilung gelehrter Aemter ein Kartenspiel; man nimmt die Karte wie sie fällt, insonderheit wie sie bunt ist, und wer nicht hungern will, muß nicht die Wissenschaft lernen, die zum Amt gehöret, sondern die zu ihm führet. Priester zu werden, lernt er tanzen; Richter zu werden, spielt er die Geige. Schändliche Verachtung der Wissenschaften und des Staates im Staate! Wer wird sich Mühe geben, wenn Mühe verlacht wird? wer Wissenschaften der Anwendung treiben, wo ihnen der Unwissendste, anderer Talente wegen, vorspringt?

Und doch geschieht dies öfter, als man glaubt; ja man ist in einigen Fällen schon gewohnt, daß es geschehen könne und dürfe. Manche Prüfungen ehe man zu Aemtern gelangt, sind wahre Pasquille auf Wissenschaften und Aemter. Man fragt Sachen, wo es eine Schande ist, zuweilen sie zu wissen, zuweilen sie zu fragen: man fragt sie auf eine Art, wo es ein Unglück wäre, wenn der Geprüfte sie in seinem Stande also anwenden wollte; ja was bedeutet endlich diese ganze Prüfung? Sie entscheidet wegen zukommender Nebenumstände nichts; sie tastet, wenn sie auch am besten geriethe, das Wesentliche des Amts, das Innere dieser Person, wenig an; sie ist ein gutes „hilft's nicht, so kann's

nicht schaden." Und sie schadet wirklich; wie alles was nicht nutzt, wo man Hülfe will, schadet. Weiß man, wie schlecht die Pforten zu den Aemtern im Staate besetzt sind, so rüstet sich jeder auf's elende Compendium der Formeln, die von Thürhütern gefragt werden, lacht selbst darüber und passiret. „Ei, „wenn ich nur meinen Stryk, meinen Hutter „und Bayer kann, rechtlehrig und kriechend, oder „schieflehrig und galant; wer fordert mehr?" So sind manche Stände zum Pöbel hinabgesunken, und ganze Wissenschaften mit ihrer Anwendung unter die Schlaftrunkenheit, Unwissenheit, den Geiz oder andere Leidenschaften ihrer Brabeyten verkauft; in weniger Zeit wird sodann das wahre Verdienst der Aemter Austheilenden und Empfangenden selbst zum Gespött und Eckel. Erstere sind sich bewußt, ein halb Jahrhundert so ausgetheilt zu haben; warum sollten sie jetzt anders? mithin ist die Wissenschaft der Art verbannet, wenn gleich das Formular ihrer Würde sich auf unnütze Art forterbt. Die wirkliche Anwendung derselben widerspricht ja dem Formular und der öffentliche Contrast macht oft nur die Sache ärger. Seyn wollen und nicht seyn, ist schlimm; seyn sollen und doch auch nicht seyn sollen, ist das Aergste vom Argen und solcher Widersprüche sind in Absicht auf die Anwendung mancher Wissenschaften viele Länder und Staaten voll, worunter ich insonderheit den geistlichen und den Erziehungsstand rechne — anderer zu geschweigen. Was würden die Alten, was würde Numa, Lykurg und Solon sagen? wenn sie diese Einrichtungen, (die Anwendung und Triebfedern der Wissenschaft seyn sollen,) sähen?

Das wahre Auge und der göttlichste Blick ei-

nes Regenten ist, in jedem Stande, in jeder Wissenschaft den Werth zu entdecken, der in ihnen liegt, und sie zu diesem Werthe, mit wohlthätiger Hand gleichsam zu zwingen; genau die Zugänge zu bewachen, wie Wissenschaft Belohnung sucht und sie auf den Platz im Staate zu führen, wo Wirksamkeit ihre schönste Belohnung ist, und wo ihr Gutes sich auf alle benachbarte Stände fortbreitet. So werden Kräfte geweckt, so werden Wissenschaften und Gaben auf's neue gewürdet. Trajan und Gustav Adolph waren nicht gelehrt: sie trugen aber zur Aufnahme wahrer Wissenschaft mehr bei, als vielleicht Hadrian und Christine: sie wußten sie anzuwenden, zu schätzen, zu gebrauchen.

5. Groß ist der Einfluß, den dergleichen Anwendung auf die Wissenschaften hat, nicht nur an sich, sondern auch als Vorbild anderer betrachtet. Der Literatur eines ganzen Landes ist's Ehre und Freude, wenn ihre Lieblinge geehrt, gebraucht, geschäftig sind: sie sind die Aufmunterung der Jünglinge, ihre thätige Beihülfe und treiben junge Knospen hervor. Alle goldne Zeitalter der Wissenschaften beweisen's, daß in ihnen nichts so wirkend und hinreißend war, als das Beispiel, und das lauteste Beispiel giebt immer die Regierung. Wenn in jedem Stande nur einige geschickte Männer am Werk sind, so wecken, so bilden sie bald ihres gleichen: unvermerkt wird Unwissenheit und Finsterniß in den Winkel verdrungen und muß knirschen und sich schämen. Jede Wissenschaft, wenn sie nur von einigen Beispielen würdig behandelt ward,

breitet auch auf andere, insonderheit nachbarliche Wissenschaften, Würde und Licht aus; zuletzt werden auch, wenn auch nur dem Contrast zu entgehen, die Ecken lichter. Der ganzen Schriftstellerey eines Landes ist's Vortheil, wenn sie Schriftsteller von anerkannten Verdiensten auch im thätigen Leben gehabt und insonderheit frühe gehabt hat: sie haben ihren Geist den Schriften eingepräget und diese werden Muster. Engländern, Italiänern und Franzosen, noch mehr aber Griechen und Römern hat's gewiß nicht geschadet, daß die würdigsten Männer ihrer Regierung auch geschrieben und zum Theil die Handlungen ihres Lebens selbst verfaßt haben. Ich weiß es wohl, daß vorzüglicher Geist nicht eben an vorzüglichen Stand gebunden sey und oft mit demselben wunderbar kontrastire; an vorzügliche Geschäfte aber sollte er gebunden seyn und diese sollten im Staate und in der Wissenschaft vorzüglichen Stand geben. Es ist nicht das beste Zeichen, wie in Deutschland Wissenschaft und Regierung mit einander stehen, daß jene dieser so verächtlich ist und sich für Hochachtung nicht zu lassen weiß, wenn der Mäcenat sich herunter läßt, ein Blatt oder ein Buch — zu schreiben. In andern Ländern ist eine Sklavenmiene der Art unerhört; wenn ein Minister und Cardinal schlecht schreibt, so hat ein Minister und Cardinal — schlecht geschrieben.

6. Ohne Zweifel ist's noch eine größere Aufmunterung der Wissenschaften, wenn der Fürst selbst Beispiel giebt; allein fast ist das Beispiel zu hoch, zu theuer. Freilich, wenn der Himmel, wie in Cäsar, Marc-Antonin, Friedrich

und wenigen andern Regenten, die seltenen Gaben glücklich zu denken und zu handeln vereinigt, daß die Feder weder dem Scepter, noch Kriegesstabe schadet: so sind eben so außerordentlich vereinte Gaben an ihrer Stelle doppelt ehrwürdig und schätzbar. Meistens ist aber der Name eigentlich gelehrter Prinzen der Geschichte nach unglücklich. Nicht an sich selbst: denn Wissenschaften und die Gabe zu herrschen, die selbst die höchste Wissenschaft ist, stehn in keinem Streite; nur freilich des so leicht zu befürchtenden Mißbrauchs wegen. Der gelehrte Fürst liebt vielleicht Musen und nicht Geschäfte: er sammlet Gelehrte um sich und vergißt die Männer des Staats: Feinde dringen ihm auf den Hals, er liebt die Ruhe und erkauft vielleicht einen schimpflichen Frieden. — Zu theures Opfer für die Wissenschaften, Ehre und Glückseligkeit des Staats, die sich auf Wirken und nicht auf Denken allein gründet. So übereilte Christine unwürdig den Frieden und vernachlässigte die Regierung und verschwendete die Güter des Staats. So war Alphonsus in Castilien, Erich in Dänemark, Kaiser Friedrich III. in Deutschland, so viele Kaiser im Orient, so manche Despoten in Rom gelehrte, aber lässige oder unglückliche Kaiser, die selbst durch ihr Beyspiel und ihre Regierung der Wissenschaft mehr verderbten als nützten. Am meisten ist aber auch der Geschmack der Monarchen der freien Wissenschaft furchtbar. Ist er gut: so ist nichts wirksamer als dies Vorbild; wo nicht, nichts schädlicher, als dasselbe. Der Geschmack Mäcenas und Caligula, die Verse Nero's und Hadrians, die sophistische Spitzfündigkeit Jacobs I. und andere Bei-

spiele, nebst den übeln Folgen, die sie gaben, sind Warnungen in der Geschichte —

7. Am besten spricht der Regent durch allgemeine Schätzung und Belohnung. Zu ihnen gehört, daß er die Wissenschaften kenne und liebe, daß er auch durch eigenen Versuch, wenigstens in der Jugend, ihre Mühe kenne und zur Aufmunterung seines Geistes miteifere; der thätigste Einfluß aber bleibt ihre Anwendung im Staate. Je edler, wahrer, zweckmäßiger diese ist; desto höher steigt der Ruhm und das Verdienst des Fürsten, oft durch Vergleichungen von Jahrhundert zu Jahrhundert höher. Zehn Fürsten in zehn Zeitaltern können Eine Wissenschaft schätzen und lieben; aber in sehr verschiedenem Grade der Würde, des Verstandes, des Glücks, des Verdienstes. Schöne Wissenschaften, Philosophie Religion, Beredsamkeit, Dichtkunst — zu allen Zeiten Eine und dieselbe Sache; aber in verschiedenen Zeiten und Regierungen wie anders angesehen, angewandt, belohnt, behandelt! Auf dieser Laufbahn liegt der Ruhm des Fürsten: er wetteifert mit allen guten Regierungen, die vor ihm waren, um die Talente seines Zeitalters, seines Reichs noch besser, als jene, noch nutzbarer und edler zu brauchen. Ein Fürst, der Wissenschaften liebt, aber schlechte Wissenschaften, dazu enge, kleinkreisig, unedel, wird den bessern durch seinen Einfluß auf diese gewiß schaden. Der Geschmack des Herzogs von Orleans, als Regenten von Frankreich, Karls II. von England, Kaiser Julians u. a. breitete sich bald umher; alles suchte Gold, liebte Kothmahlereien und üppige Gedichte, Theurgie u. dgl. Hinter dem

Grabe des Regenten erscheint bald seine wahre Gestalt; auch mit welcher Kenntniß und Neigung er Wissenschaft liebte und belohnte? Die Flittern der Eitelkeit bleiben im Strom Lethe: leerer Dunst, den man seinen Zeitgenossen machte, kommt nicht hinüber. Auch wird sodann meistens die Disproportion vom Wollen und der That, vom leeren Streben zu nichtigen Endzwecken sichtbar. Der Fürst, der durch die Ehre seiner Gesellschaft dämonisch machen, durch Geld Genie inspiriren will, berührt meistens mit heiliger Hand — Kröpfe. Der Einfluß der Regierung ist, wie die Witterung, wie Gott und die Natur wirken, nicht willkührlich und wörtlich, sondern im höchsten Grad stille, fortgehend, thätig.

7. Allgemeine Beobachtungen von Veränderung der Wissenschaften, nachdem sich die Regierungen verändert.

Alles ist auf der Erde im Wechsel, so Wissenschaften, so Staaten. Die Wissenschaft wie die Regierung in abstracto, ist auf unserm sich immer drehenden Balle noch nicht erschienen, auch vielleicht nirgend erscheinbar. Sie sich also zu gedenken, nach diesem Ideal, einem schönen Trugbilde zu haschen, ist schön und nützlich; (man findet vieles auf dem Wege); der Welt indessen ist sie immer nur in

einzelnen Zügen, nach solchen und solchen Veranlassungen die Entwicklung gewisser Lokalumstände gewesen. Je vortheilhafter diese waren, je länger, thätiger und besser sie entwickelt wurden, desto schönere Ausbeuten gab's in Wissenschaften und der Regierung. Der glänzendste Monarch ist nicht immer der größeste: die Zeit der Blüthe einer Wissenschaft nicht immer die verdienstreichste. Wer gesäet, wer den Acker durchgebrochen und die Frucht hergeschaft hat, that mehr als der da erndtet.

Es wird leicht, den Faden dieser Veränderungen auf unserer Erde zu verfolgen, aber schwer, sie mit deutlichen Charakteren zu bezeichnen, und noch schwerer, sie mit den Regierungen ihrer Zeit zu berechnen. Man nennt über Wissenschaften und Staatsform allgemeine Worte, z. E. Republik, Monarchie, Despotismus; Poesie, Beredsamkeit, Philosophie, Künste, deren Geist sich doch so sehr verändert hat, die oft nach weniger Zeit an derselben Stelle nicht mehr dasselbe waren. Keine zwo Republiken und Monarchien sind sich noch einander gleich gewesen, so wenig als zwo Wissenschaften, die Triebfedern ihrer Regierung. Die Zeit selbst verändert eine jede mit ihren Momenten, und der philosophischen Geschichte bleibt nichts übrig, als diese Einzelnheiten scharf zu bemerken und anzuwenden. Ich wünschte, wir hätten eine solche philosophische Geschichte sowohl der Wissenschaften als der Regierungen und ihres Einflusses in einander! Schöne Bruchstücke haben wir insonderheit in der politi-

schen Geschichte, in Bearbeitung einzelner Perioden derselben; der Baum des Ganzen, „wie Wissen„schaft in ihren Zweigen und Früchten, „allmählich, hie und da, und durch wel„che Veranlassungen sichtbar worden,“ fehlet.

Die väterliche Regierung scheint zuerst die nothwendigsten menschlichen Kenntnisse, insonderheit Religion gegründet zu haben, welche letztere unter dem Despotismus zur größesten Pracht gerieth und sich ihm gleichsam zur Seite setzte. Despotismus scheint die Kenntnisse, unter dem väterlichen Regiment erfunden, zu Gesetzen des Landes fixirt, hiemit zuerst genützt, nachher aber insonderheit durch sein Uebermaaß, seine Gewaltthätigkeit und Willkühr unendlich geschadet zu haben. Der Baum der Wissenschaft stand still und wuchs nicht weiter. Die Freistaaten brachten Maaß und Verhältniß wieder, sowohl der Bürger zu einander, als der Wissenschaften zum Staat: sie unterscheiden sich also überall durch Natur, durch menschliche oder politische Wahrheit, durch gemeine Nutzbarkeit und Verhältniß. War die Republik Demokratie so waren's Volkswissenschaften, die da blühten, Poesie, Redekunst, Popularphilosophie, Künste, die in's Auge oder Ohr fielen. War sie Aristokratie, so waren's mehr Wissenschaften stiller Ueberlegung, Staatskunst, Philosophie, Geschichte; waren beide Formen vermischt, so liefen auch die Wissenschaften beider durch einander. Ist eine Republik auf Fleiß, eingeschlossene Emsigkeit, Ackerbau u. dgl. gebauet: so werden die Künste

des Nützlichen und der Sparsamkeit gelten. Ist sie eine Republik des Handels, so wird sie Kenntnisse treiben, die ihn begünstigen, oder die er hervorbringt, nachdem er ist. Genießet sie selbst die Ausbeute davon, so werden's Künste der Ueppigkeit seyn; ist sie nur Unterhändlerin, die sich durch Sparsamkeit erhält, so wird sich dieser Charakter auch ihrer Wissenschaft und Lebensart mittheilen. Ueber alle diese Bemerkungen sind die Freistaaten Griechenlandes und in neueren Zeiten Venedig, Florenz, Schweiz, England (sofern es Republik ist), Holland Zeuge. Ist ein Freistaat auf Krieg gegründet: so ist dieser Grundsatz entweder Vertheidigung desselben, wie Sparta; mithin halten sich auch alle Wissenschaften und Künste in dem Kreise. Oder er will angreifen, überwinden, sich ausbreiten; so hat er das Schicksal Roms, durch seine Größe unterzugehen, in Wissenschaften, wie im Staatswerthe. Ist eine Monarchie auf Untergang der Freistaaten gegründet, so sind diese entweder bloße Eroberungen, wie die Republiken Griechenlands unter der Monarchie waren: mithin kann sich der Flor ihrer Wissenschaften noch eine Zeitlang erhalten, nachdem ihr Zustand minder verändert wird, und die Monarchie, ihre Eroberin, ihres Weges gehet. Ist die Monarchie durch schreckliche Mißbräuche der Freiheit aus dem Freistaat selbst entstanden, wie zu Rom; so verdient sie selten diesen Namen, sie ist meistens Tyranney, Despotismus. Die Blüthen des Freistaats gehen also schnell zu Grunde, nachdem sie vielleicht eben im höchsten Triebe ihres Flors waren. Kommen Umstände zusammen, diese Tyranney bey

Zeiten einzuschränken, dem Staat wo nicht wieder die Freyheit, so doch eine feste, gesetzmäßige Monarchie zu geben: so kann er sich wieder erholen und Früchte anderer Art bringen. Wo nicht, und bleibt er schwankend, ohne Scheidewand zwischen Gesetz und Willkühr, so geht alles (einige schöne Ausnahmen der Willkühr bei Seite gestellt) verloren, wie die Geschichte Roms zeiget. Die Last war zu groß, als daß sie sich ordnen; der Staat war zu mächtig, als daß ihn ein Anderer, ein Fremder vorm Fall bewahren konnte; es blieb nichts anders, als daß Barbaren, denen die Schwächen gezeigt waren, ihn und die Wissenschaft in ihm, das nichtige Spinnengewebe, zerstörten. — Eine Monarchie auf christlichen Despotismus gegründet, ist ein schwaches Ding, in ewigem Widerspruche mit sich selbst und seinen Wissenschaften, wie die Geschichte Konstantinopels zeiget. Das Christenthum will keinen Despotismus, und Pfaffen- und Weibergeschwätz kann keine Kräfte verleihen, auszurichten, was es will; also bleibt Staat und Wissenschaft in Schwachheit, Gezänk und Abstraktion liegen. Die barbarische Lehnsmonarchie war ein schwaches Wesen für sich und die Kenntnisse, die sie nährte. Nur für den Krieg erfunden, muß sie in ewigen Zügen, in beständiger Wirksamkeit seyn, oder sie wird Unruh und zernichtet sich selbst. Wissenschaften hat sie gar nicht in sich; der geistliche Stand ward zwischengeschoben, dies Hülfsmittel zu vertreten. Aus Monarchien dieser Art entstand Despotismus oder Freiheit, nachdem die Würfel des Schicksals fielen; aber auch der Despotismus rieb sich ab und mußte, gleichsam wider seinen Willen,

Monar-

Monarchie werden, auf Gesetze des Staats gegründet. Wenn aus keinem andern Grunde, so geschahe dies daher, weil zwischen Staaten von besserer Verfassung der Despotismus keine Stelle, keine Sicherheit findet und gleichsam sich selbst vernichtigt. Dies ist die Geschichte der Monarchien Europa's in den letzten Zeiten, mithin auch ihrer Wissenschaften und Künste. Sie mußten erst dem Lehnregiment dienen, sodann kam auf kurze Zeit ein subtiler Despotismus, der sich immer mehr in gesetzmäßige Monarchie auflöset. Die klappernden Räder reiben sich ab und gehen sanfter: die Monarchie wird eine Oligarchie, wo aus Schwachheit oder aus Größe der Regenten, endlich Gesetze regieren müssen und nicht Fürsten. Auch die Wissenschaften werden also den Gesetzen dienen, nachdem das Wohl des Staats sie fordert: dieser wird Schulen, Akademien, Seminarien, Stände anlegen, ihnen Materie und Lehrart vorzeichnen und sie unter sich und zum Ganzen ordnen. Die Monarchie wird eine Pyramide werden, wo Gesetze die Basis, Wirksamkeit die Steine, Wissenschaften der Kitt derselben, der Fürst der Gipfel ist, der auf allem ruhet und ihre Weltseiten ordnet. Die Wissenschaften des Wahren und Nützlichen müssen also wahrscheinlich einmal obsiegen — —

Jeder Staat hat seine Periode des Werdens, des Bleibens und des Verfalls, darnach richten sich seine Wissenschaften und Künste. Im väterlichen Regiment sind sie im Anfange vom reinsten Geiste; nachher geht's schon in Stämme, Tradition, Verfälschung, Zank, oder Vergessenheit und Despotismus. Der Despotismus ist mei=

stens am glänzendsten unter seinem Stifter. Eben die Umstände und überwiegenden Talente, die ihn zum Despoten machten, beförderten auch die schnelleste Aeußerung derselben in Pracht, Uebermaaß, Hoheit. Die Pyramiden in Aegypten, die Gebäude der Semiramis sind aus den ältesten Zeiten; die Ruinen Persepolis gehen gleichsam über alles Datum der Geschichte, und verlieren sich im Abgrunde der Zeit. Von Geschlecht zu Geschlecht fällt der Despotismus und wird Schwachheit, Verwirrung und Unordnung. — Republiken sind wie Pflanzen, die aus Saamenkörnern gezogen werden; ihre Blüthe kommt nicht am Tage der Saat. Aber sie wachsen, sie dauren, so lang ihre Lebenskraft dauret; dann nehmen sie ab und sterben. Nachdem die Wissenschaft enger oder weiter mit ihrem Zweck zusammenhängt, kommt sie auch früher oder später zum Vorschein; meistens aber folgt auf die Zeit der Macht, des Glücks, der größten Anstrengung die Zeit des Ansehens, der Ruhe, der meistens kurzen Blüthe. Dann blühen die Wissenschaften mit, mit allem, was in ihnen blühet. Kann eine glückliche Aristokratie der Gesetzgebung diesen Zeitpunkt verlängern, oder geht der Freistaat gar in eine sanfte Monarchie festgestellter Gesetze über: so dauret der Flor länger, wie die neuern Republiken, Florenz, Venedig, Holland, die Schweitz, England, Schweden zeigen; wo nicht, so ist alle Blüthe auch der Wissenschaften schnell vorüber. Ueberhaupt scheint's, daß die neueren Staaten an Stärke und Dauer gewinnen, was ihnen an schneller Blüthe abgeht. Keiner derselben hat's in kurzer Zeit so hoch

in Künsten und Literatur gebracht, als Rom und Athen, keiner in so kurzer Zeit solche Meisterstücke vollendet; vielleicht aber haben sie Platz gewonnen, in einer größeren, stillen Folge, in einförmigem Gange mehr zu thun und ihr Gutes ungleich mehr verbreitet. Auch das Licht der Wiederauflebung der Wissenschaften wäre nur eine kurze, wegbrennende Flamme gewesen, wenn nicht Monarchien ihre Lichter daran angezündet und, wiewohl in schwächerem Glanz, die Flamme erhalten hätten. Allerdings aber sind Republiken in so glücklichem Zeitraume der rechte Zunder der Flamme; die kühnsten, göttlichsten Gedanken des menschlichen Geistes sind in Freistaaten empfangen, die schönsten Entwürfe und Werke in Freistaaten vollendet worden. Auch in mittlern und neuen Zeiten ist die beste Geschichte, die beste Philosophie der Menschlichkeit und Staatskunst immer republikanisch. Die Monarchie bringt sie unter Gesetze und bewahrt sie auf.

Vielleicht könnten unsere Betrachtungen bisher etwas Gewisses in dem Rang-Streit ausmachen, der über die Wissenschaften der Alten und Neuen, vielleicht mit mehrerer Wärme, als Philosophie geführt ist. Daß die Natur nie ersterbe, kann man sicher annehmen. Daß sie zu allen Zeiten, auch unter verschiedenen Völkern und Nationalcharaktern edle Keime wecke, ist eben so gewiß und oft in den größesten Mißbräuchen bewiesen. Nur daß diese Keime oft keine gute Stelle finden, daß es an Zuständen fehlt: jetzt dieses, jetzt ein anderes Talent zu

üben, ihm Wirksamkeit und Wettstreit zu verschaffen — nur das, dünkt mich (Klima und Nationalcharakter nicht ausgeschlossen) macht den größesten Unterschied der Wissenschaften und Zeiten. So wie man nun nicht dem Strom der Jahre und Weltverfassung gebieten kann, daß er rückwärts fließe; wie kein Gesetzgeber durch eine Zauberruthe ein Rom, Athen, Griechenland hervorrufen kann, wo es nicht ist und in nächsten Anlagen auf Reife wartet; so wäre es unvernünftig, aus Liebhaberei alter Zeiten die seine zu verkennen und zu versäumen, Rom anzuzünden, damit man ein brennendes Troja sehe und neue homerische Verse lese. Das Volksregiment Athens, die Verfassung Roms, da die Wissenschaften in ihm am meisten blühten, hatten Seiten, die wir uns, ihrer Redner und Poeten wegen, nicht eben zurückwünschen möchten, und die unruhigen Zeiten Italiens, die Dante und Petrarch hervorbrachten, sind auch nicht neidenswerth. Manche Wissenschaften sind schöne Blüthen stachlichter Pflanzen; herrliche Trauben eines schwachen Gewächses von Weinstock; ein reiches Aehrenfeld ist uns nöthiger und besser, wenn's gleich nicht so schön aussieht. Wir sind ein Gemisch von Völkern und Sprachen, haben ein Gemisch von Verhältnissen und Zwecken: der reine griechische Nationalcharakter, ihre Einfalt in Wissenschaft und Bildung kann uns nie werden; also lasset uns werden, was wir seyn können, ihnen nachstreben, sofern es unsere Verfassung erlaubt und in dieser werden, was jene nicht seyn konnten. Vielleicht ersetzen wir an Frucht, was uns, gegen sie betrachtet, an schö-

ner Blüthe; an Dauer und Ausbreitung, was uns an Leben und Innigkeit abgeht.

Zweite Frage.

Was und wie haben die Wissenschaften auf die Regierungen gewirkt, in den Zeiten, da sie geblühet.

Ich werde hier kürzer seyn können, denn das meiste läßt sich aus vorstehender Abhandlung leicht herleiten und mit denselben Beispielen belegen. Ein allgemeines Lob der Wissenschaften in ihrem Verhältnisse zum Staat ist hier mein Zweck nicht: der große Baco, der gelehrte Babeirac und andere, zumal die gegen Rousseau's Preisschrift schrieben und wie er sie selbst rechtfertigt, haben diesen Gegenstand ziemlich erschöpft. Hier kommt's auf bestimmte Fälle und Thatsachen an. Ich folge den Schritten meiner vorigen Abhandlung.

1. Die Keime der Wissenschaften in der väterlichen Regierung tragen ihr Gutes selbst in sich. Sie waren sanfte Mittel, Kinder zu einem Stamme zu bilden, und den Geist des Vaters auf sie zu prägen. Die ersten Sprüche und Wörter, Prophezeihungen, Segen und Lieder eines Stammes, seine Versuche und Erfahrungen in

Sprüchworte geprägt, in Mythologie und Tradition gedichtet, sind von größter Wirkung, oft Jahrhunderte, zuweilen ein Jahrtausend hinab gewesen. Sie flossen auch in die spätern Zustände der Bildung ein und dienten diesen zu Hülfsmitteln, zu Mustern.

Nun kommt's darauf an, wie diese ersten Eindrücke der Wissenschaft beschaffen seyn, ob wahr oder falsch? gut oder böse? Wahre Erfahrungen aus dem Leben des Vaters, wahre Lehren aus seinem Munde und mit seinem Ansehen bekräftigt, können nicht anders, als die beste Wirkung auf Bildung des Stammes, auf Erleichterung und Verschönerung seines Lebens haben. So wirkten die Sprüche der sterbenden Väter, ihre Lieder, ihre Gebräuche: man hielt sich an sie, wie an einen ererbten heiligen Stab, durch sie ward der Charakter des Stammes gebildet. — Waren die Eindrücke hingegen falsch und böse, stolz, grausam, unterdrückend, anmaßend; verwischte das Wahre in ihnen die Tradition, und eine Reihe böser Anwendungen machte das Beste in ihnen zum Gifte: allerdings wurden sie sodann die Werkzeuge politischen Uebels. Ein stolzer Stamm, der sich mit Liedern der Weissagung seiner Größe, mit Gesängen vom Vorrecht seiner Väter, mit Anmaaßungen auf Länder, Siege, die Unterdrückung und Sklaverei anderer Stämme trug, hatte damit eine feindliche Flamme in der Hand, zu brennen, zu verwüsten. Die Lieder der Araber, die unversöhntes Unrecht, ungetilgte Schmach, Wuth und Rache athmen, sind glühende Funken in ihrem Busen, die nur durch Blut und Asche verlöscht wer-

den. Die Gesänge der alten nordischen Völker, die nichts als Krieg, Blutgefecht, Geschrei der Adler, Klirren der Schwerdter und Helme, kurz Bardit tönten, erhielten den Kriegsgeist in ihnen, nicht eben zur Ruhe und zum Besten der Welt. Wir wissen, daß Gothen und Hunnen durch solche Lieder belebt wurden, Europa zu durchstreifen und zu verwüsten, daß Normänner und Saracenen zu Lande und zu Schiffe mit Gesängen und Weissagungen Fahnen und Segel in Schwung brachten, daß ein Seeräuber Lodbrog, so wie ein rechtgläubiger Muselmann unter Gesang und Gesicht starb, daß sein Heldentod ihm Paradies und Walhalla öffne. Kurz, wir sehen, alles komme auf Anwendung, auf Gebrauch an und den kann sich die Sache selbst nicht geben. Regner Lodbrogs Gesang bleibt ein schöner Gesang, der freudige Tod des Helden bleibt ein schöner Tod, Muth und Tapferkeit eines Volks, durch Vorbilder und Lieder erhalten, ist an sich eine schöne Tugend; alles beruhet darauf, wie sie vom Stande, der Situation eines Volks, von der Weisheit und Güte seiner Anführer gebraucht wird. Sind Traditionen der Art Waffen der Freiheit gegen die Unterdrücker, wie es die Gesänge der Deutschen und Celten gegen die andringenden Römer waren: werden sie Stimme der Väter, ihre Söhne vor schändlicher Ueppigkeit, vor Müssiggang und Trägheit zu bewahren, bei ihrer alten Lebensart, Strenge, Gerechtigkeit und Kriegsarbeit sie festzuhalten, — was geht sodann an politischen Hülfsmitteln über die Nutzbarkeit ihrer Wirkung? So befahl Theodorich seinen Gothen, daß sie, von den Wissenschaften der

Ueberwundenen fern, bei ihren Liedern und Kampfspielen blieben. So haben alle Völker im Zustande des Heroismus und der Freiheit diese Gesänge als Seele derselben angesehen und sie unter dem Namen Heldenlieder, Gesänge der Vorzeit, Stimmen der Väter u. dergl. lange fortgeerbet. So rauh und fabelhaft, wie sie waren, haben sie mehr gewirkt, als Eine Gattung neuerfundener Literatur und Künste: denn sie waren dem Genius des Volks angemessen, der Athem seines männlichsten Lebens, mit ihnen und durch sie lebte und starb man, nach Begriffen des Volks, edel. So stirbt der Eskimaux an seinem Marterpfahl unter den grausamsten Schmerzen vergnügt und heiter: er ruft in Gesängen seinen Freund, ihn zu rächen und mit dem Hirnschädel seiner Feinde ihm dort zu begegnen; der Ruhm seiner Vorfahren, und die Ehre seines Stamms und das Wiedersehen seines Freundes schließt ihm die Augen. So mußte, wenn die Lieder ächt sind, die Seele Fingals unter seinen Kindern noch fortleben: sein Beispiel der Gerechtigkeit, Mäßigkeit, Güte, Verschonung des Ueberwundenen, Bereitwilligkeit, dem Unterdrückten zu helfen, stand vor ihnen, wie der Geist seiner Tapferkeit und seines Muthes. Je reiner Traditionen solcher Art sind, entfernt von Blutgier, Aberglauben, Zauberei und Schadenfreude, desto schöner sind sie und oft hat der Charakter des Volks, unter dem sie leben, ihr Gepräge bestätigt —

So auch in friedlichen Zuständen einer Nation. Wer wollte es ihr nicht gönnen, daß sie ihre sanfteren Beschäftigungen, Stunden der Muße und Freude, ihre Tänze und Spiele mit Liedern, gar mit

Religionsgebräuchen und Glücksagen würze und kröne? Wenn sie dadurch zuletzt in Weichheit, Ueppigkeit, Unwissenheit, Dienstbarkeit geräth, so liegt's an ihrer Gesetzgebung, nicht an den Werkzeugen derselben, die von ihr abhangen, recht gebraucht und zu rechter Zeit verändert werden sollten.

2. Ein gleiches ist's mit Wirkung der Literatur auf den Despotismus. Sie wirkt auf ihn wenig: sie will aber wirken, darum erscheint sie unter ihm in solcher Gestalt. Die Religion setzt sich neben den Thron des Despoten, damit er doch Etwas, ein Höheres als Er ist, sich zur Seite habe, und da nichts auf Erden ihn einschränken kann, ihn wenigstens der Himmel einschränke und ordne. Gelingt's der Religion, was sie seyn soll, zu werden; so ist nichts menschlicher und nützlicher als dieselbe. Da sie den Despoten zum Diener Gottes macht, so wird er in ihrer Hand vielleicht auch ein Nachbild Gottes, zu beglücken, zu segnen. Die Titel der orientalischen Monarchen sagen immer, daß dies der Zweck ihrer Würde sey; es liegt also nur an ihnen selbst, an der Unwirksamkeit und Verderbniß solcher religiösen Namen, daß sie es nicht sind. Gott läßt Gras wachsen auf der Erde und sie machen um sich Wüste. Er hilft Menschen und Vieh und hat für Alles gesorget, Alles geordnet; sie lassen untergehn und sorgen für nichts. Er der allgegenwärtige, allwirksame, überall rege Geist; sie verschlossen in üppige Gemächer, schwach und elend. — Die ältesten Gesetzbücher despotischer Nationen zeigen, daß hierauf der Zweck

ihrer Religion ging. Wenn d'Anquetil's Zendavesta auch nur, wie es offenbar ist, späte Liturgie der Perser, also Nachhall vom Nachhall Zoroasters seyn sollte; so ist noch unter der Decke der abergläubigsten Formeln und Gebote der Geist und Zweck seines Urhebers sichtbar, „die Könige zu Bildern seines segnenden Gottes Ormuzd, alle Stände „zu ihren Kindern, das Land zum belebten Garten, „alle Geschäfte zu Ordnungen segnender Geister zu „machen, die das Böse vertreiben, das Gute fördern und bauen sollen." Confucius Gesetzgebung ist die gerechteste Moral aller Stände: sie fängt vom Fürsten an und endet beim geringsten Manne. In den despotischen Gegenden Indiens, bis nach Siam hinunter, ist das alte religiöse Vorbild ihrer Gesetze und Regierung groß und edel; am Vorbilde liegt's nicht, daß die Länder so tief sanken. Die älteste Ordnung Aegyptens ist durch diese theologisch-politische Gesetzgebung entstanden; in den gebildeten Staaten der ersten Welt war der Monarch, mit priesterlichem Ansehen bekleidet oder Religion zur Seite habend, immer der erste Ordner.

Nur freilich, wo Religion gemißbraucht ward, wie sie es denn bald ward, da stiftete sie in despotischen Reichen um so mehr Schaden. Ihr Gift hatte kein Gegengift, und war so fein und drang allenthalben durch. Ward der Priester selbst Schmeichler des Monarchen und räucherte dem Gott und frohnte seinen schwärzesten Leidenschaften; blies er dem Tyrannen Stolz ein und Rache und Wuth der Verfolgung, zu der ihn der

Himmel selbst ersehen hätte, erfand er Weissagung in seines Gottes Namen, Aberglauben der Nation, ungerechte Kriege zu befördern — was geht über die Gräuel? Nichts widerstehet solcher Wuth, solchem Eifer, der vielleicht auf etlichen geweihten Worten und Sprüchen ruhet; er führt mit allem Krieg, was nicht Er selbst ist, sogar mit Büchern, Weibern, Wissenschaften und Künsten. „Entweder steht „in diesen Büchern, was im Koran stehet, oder „nicht; in beiderlei Fällen weg mit ihnen!"

Indessen auch in diesen gefährlichen Zuständen, wo die heilsamste Arznei Gift wird, ersetzt sie sich selbst, eben weil sie ein einziges Mittel ist und ihrer Natur nach wohlthun soll, bald zum stillen Gegengifte. Religion ist's, die unter dem härtesten Joch des Despotismus den Unterdrückten allein tröstet: aus Ergebung in den Willen Gottes ergibt er sich in die Hand des Despoten und wird still und ruhig. Wir sehen die wunderbaren Wirkungen des Islamismus bei den Morgenländern; er ist Opium, wo er nicht mehr gesunde Speise seyn darf. Auch in den Zeiten der Unterdrückung Europa's hatte Religion diese Wirkung. Das erste Christenthum fand eben auch so vielen Eingang, weil es als Trösterin kam in elenden Zeiten, und den Menschen Unsterblichkeit der Seele und anderes Leben nicht als Problem, sondern Factum, als eine gewisse, thätige Wahrheit zeigte. Bald wurden Gräber der Märtyrer, Wüsten, Klöster die Zuflucht der Unglücklichen, ihre traurigschönen Ruhestätten; wenn nirgend Hülfe kam, so ward Religion das feierliche Lied, das die gedrückte Seele von hinnen

zog in ewige Auen des Friedens. — Auch die versteckte Räthselweisheit der Morgenländer war vielleicht Hülle gegen ihre Tyrannen; sie sagten sich einander Trost und Lehre insgeheim, wo sie laut nicht gesagt werden durfte. Gewiß zogen die ägyptischen Priester den Schirm der Dunkelheit und Tiefe um sich, damit sie nicht verderbt, nicht beraubt werden könnten, ob sie wohl in der Folge durch sich selbst verderbt wurden. Ueberhaupt sprach das orientalische Gleichniß immer den Klugen des Volks: „wer Ohr hat, höre!" und zu allen Zeiten, unter allen Völkern sind leider! die Klugen immer die wenigsten und schwächsten gewesen. Die bessere Wissenschaft bleibt also in solchem Zustande meistens unkräftig für's Ganze; nur eine verborgene Perle für den, der sie besaß — nicht durch ihre Schuld so verborgen und unkräftig.

3. In Freistaaten entwickelt sich mehr die Wirkung der Wissenschaften, da in ihnen alles offen und frei ist: auch ihr Gebrauch und Mißbrauch also, ihre Wirkungen in's Gute und Böse.

Zuerst muß und darf man sagen: Freistaaten sind sich selbst der Aufklärung, der Wissenschaft schuldig. Woher kam's, daß edle Gemüther sich über die gewöhnliche Denkart erhuben, das Joch des Despotismus abzuwerfen und ein Volk nach neuen, unerhörten Begriffen der Freiheit und der Verbindung einzurichten unternahmen? Woher anders, als weil sie durch Erfahrung gelehrt, durch Versuche ge=

witzigt, durch mancherlei Reisen, die Verfassung verschiedener Nationen unterrichtet waren und jetzt großes Herz genug hatten, ihrem Vaterlande, zum Theil mit Entsagung eigener Vortheile und Ansprüche, dies bessere Gepräge, ein Ideal der Nationalglückseligkeit, das in ihrer Seele lag, aufzuprägen. Irrten sie oder nicht, bauten sie glücklich oder unglücklich, dauerten ihre Staaten länger oder kürzer; der Werth ihres Werks, als Wissenschaft, als Thätigkeit der Seele bleibt und wird immerdar die edelste Thätigkeit heißen. Einen Staat zu gründen, ist doch mehr, als ein Gedicht; eine Republik zu errichten, mehr als eine Komödie. Der edle Moses, in aller Wissenschaft der Aegypter gelehrt und von Jugend auf für's Beste seines Volks brennend — der Gott seiner Väter würdigte ihn, ihn zur Befreiung desselben gleichsam zu zwingen, und es mit einer Gesetzgebung und Einrichtung zu begaben, die für seinen Zustand die einzige war, und große Aussichten hatte. Alle seine Kenntniß ägyptischer Gesetze stand ihm bei; und doch drang er so sehr dahin, ägyptische Vielgötterei, politische Knechtschaft unter den Aberglauben, Handel und Ueppigkeit zu vermeiden, ja so viel es an ihm lag, auf ewig zu untersagen. Er machte die Idee des Einen wahren Gottes zum Grunde seiner Gesetzgebung, und hat schon dadurch unendliches Gute auf die Welt gewirket. Es war ein großer Dienst, den seine aufgeklärte Denkart der Gesetzgebung leistete, daß er alles Zeichendeuten, Fragen der Todten, Menschenopfer, Kriege zur Fortpflanzung der Religion, Unterdrückung der

Armen u. dergl. ausschloß und ein brüderliches Volk reiner Gottesanbeter durch politische Gesetze gründen wollte. Treffliche Wirkung seiner Wissenschaft auf seine Gesetzgebung.

An die fabelhaften Namen Orpheus u. a. nicht zu gedenken, wissen wir, daß Weise die ersten Stifter der Freiheit Griechenlandes waren, bis Ein Staat hierin dem andern folgte. Ueberlegen dem Volk an Einsicht und Tugend, gewannen sie Macht über die Gemüther, endlich auch über ihre Lebensweise. Die Zeit war vorüber, da es eine Ehre war, deswegen für eine Gottheit angesehen zu werden; sie wollten Menschen bleiben und wurden würdige Menschen, Gesetzgeber. Wenn Pythagoras's Schule nichts erfunden, und nichts gewußt hätte, (weil sie es etwa nicht nach unserer Weise demonstriren mochte) wie unendlich mehr hat sie durch ihre Gesetzgebung, durch die Staaten, die sie eingerichtet hat, zum Wohl der Welt gewirkt, als lahme Demonstranten tauber Abstraktionen und Hypothesen! Solons Verse, wären sie auch keiner tauben Nuß werth für unsere Zeiten; durch die Wirkung, die sie damals thaten, sind sie ungleich werther geworden, als was jetzt beinahe geschrieben werden mag. Sie eroberten Salamin, sie verbreiteten seine Gesetze, sie trösteten ihn endlich, da seine Arbeit halb mißrathen war und Pisistratus in Athen herrschte. War nicht zu Rom, dem trügerischen Rom selbst, auf einen kriegerischen Romulus ein weiser, denkender Numa nöthig? da Rom ihn nicht selbst hatte, wurde er aus einem andern Volk geholet. Seine

Religion und stille Weisheit gab dem Staate Dauer und Einrichtung, die er sonst nicht gehabt hätte; selbst die Wilden erwählen ja den verschlagensten, erfahrensten, klügsten zu ihrem Caciquen. — —

Es will daher nichts sagen, wenn es heißt: Rom habe im Anfange Wissenschaften verachtet und sey dadurch so groß geworden. Durch die Verachtung der Wissenschaften war's nicht groß, sondern durch ganz andere Dinge. Auch ist's nicht wahr, daß es schlechthin die Wissenschaften verachtet. Es hatte ihrer, so viel es damals brauchte: und daß es nicht mehr brauchte, daß es von Anfange an auf den räuberischen Plan der Eroberung ausging, und dabei fast niemals, insonderheit Anfangs nicht zu Athem kommen konnte; mich dünkt, das war weder Vorzug, noch Weisheit, noch Menschenliebe, es war ruhmsüchtige, drückende Noth. Genug, was auch, von seiner Einrichtung an, Gutes in den Staat kam, war nicht durch Wild- und Tollheit hineingekommen; Klugheit ihrer Regenten, Erfahrung und Nachbarschaft hatte es hineingepflanzet.

Zweitens. Die Wissenschaften, die im Staat waren, haben zum Bösen oder Guten beigetragen, nachdem die Zeit war, nachdem der Staat sie duldete oder senkte; an sich aber war jede Wissenschaft gut und jede konnte nützlich werden. Lykurgus, als er die Wissenschaften in Sparta theils ausschloß, theils einschränkte, hatte die Waage des Gemeinwerths der Republik in den Hän-

den; hiernach ordnete er und schloß aus. Seine Erziehung war nicht roh, sondern praktisch; Gesänge für Freiheit und Vaterland litt und liebte er, und vielleicht hat (außer Gesängen der Wilden) keine Poesie mehr Wirkung auf's Volk und den Staat gehabt, als ἐμβατήρια, Kriegsgesänge eines Tyrtäus. — Als Solon Athen ordnete, war ihm nicht jede Wissenschaft gleichgültig; das Schauspiel sah er nicht vorher, es mißfiel ihm, wenigstens in seinem Alter. Dem Beisitzer des Aeropagus war verboten, ein Lustspiel zu schreiben, oder an öffentlichen rauschenden Ergötzlichkeiten Theil zu nehmen. Er ordnete öffentliche Gastmahle an, verhinderte aber, daß sie geschlossene Kreise würden; erlaubte dem Volk, auf dem Markt zu reden, gebot aber, die Aeltesten sollten reden, und setzte überhaupt, Senat und Aeropagus in das Ansehen, in welches er sie setzen konnte. Auch gegen die Redner aus dem Volk waren Redner des Staats geordnet; und wenn in der Folge die öffentliche Redekunst zum Verderben der Republik ward, so lag die Schuld weder an ihm, noch an der Wissenschaft, sondern an ihrem Mißbrauch und der Schwachheit des Staats, sich gegen die Schmeichler des Volks zu schützen. Es ist bekannt, daß nach dem glücklichen persischen Kriege die Macht des Volkes sehr erweitert, das Ansehen des Aeropagus sehr eingeschränkt wurde, und daß hievon, wie vornehmlich durch den Reichthum, Luxus und Uebermuth desselben (die nicht von Wissenschaften, sondern von Siegen und vom Handel kamen) sich der Verfall des Staats

anfieng.

anfieng. Auch die Wissenschaften giengen freilich mit in denselben; ihr Verfall aber war nicht Quelle, sondern Abfluß, nicht Ursache, sondern Folge.

Und so darf und mag ich nichts von dem Allen läugnen, was mit Recht *wider den Mißbrauch der Wissenschaften Athens in Ansehung seines Staats* gesagt wird. Daß auf Volk und Redner Alles ankam, daß der würdigste Mann vertrieben, selbst mit dem Tode bestraft wurde, wenn ein Schwätzer die Sinne des Volks bezauberte, daß Miltiades im Gefängniß starb, Themistokles, Aristides, Cimon und so viele andere berühmte Männer verbannet, Sokrates und Phocion, die edelsten Athenienser, getödtet, die Redekunst Demosthenes über die Staats- und Kriegsklugheit Phocions siegen konnte, und so viel andere Dinge mehr, veredeln die Redekunst der Athenienser nicht. Aristophanes Schauspiele, ihre ältere Komödie, viele Ausschweifungen ihrer Liebe und Feste, zuletzt ihre niederträchtigen Schmeicheleien und öftere Treulosigkeit gegen die wohlthätigsten Ueberwinder veredeln ihre Bühne, ihre Lieder, ihre Satyren und Lobsprüche nicht. Wie das Schiff des Staats gieng, mußte auch alles gehen, was es mit sich führte: vielleicht hat Niemand über die guten und bösen Seiten der atheniensischen Demokratie besser geurtheilt, als Xenophon, der Athenienser selbst. Indessen ist, aller dieser Mißbräuche wegen, keine einzige Wissenschaft derselben an sich verwerflich; *alles kam auf Umstände der Anwendung an.* Die größesten Dichter ihrer Bühne sowohl, als ihre größesten Redner und Philosophen sind in Be-

handlung der Gegenstände ewig denkwürdige Muster — allenfalls zu besserem Gebrauch. Ueber das Moralische ihrer Sitten und Charaktere mag ich gar nicht urtheilen; es gehöret nicht in meine Frage.

Ein gleiches war's mit der Blüthe und dem Verfall der Römer. Jene ward nicht durch Wissenschaften, sondern durch Tugenden, Thaten und Glück befördert; dieser ward ebenfalls eigentlich nicht durch Wissenschaften, sondern durch Laster, übermächtige Siege und Partheien des Staats bewirket; die Wissenschaften folgten beiden auf ihrem Schritte. Sie kleideten sich mit der Strenge Cato's, mit der Würde Scipio's, mit der Vorsichtigkeit Cicero's, mit der Sanftheit Attikus, mit der edeln Freiheitsliebe Brutus; sie folgten auf der andern Seite dem Glücke und der Leichtigkeit Cäsars, dem despotischen Geiste Sylla's, der Ueppigkeit Lucull's, der Schwachheit Augustus. Sie waren der bildsame Thon, der von jeder Zeit, von jedem Charakter Gestalt annahm. Mich dünkt, es sey unbestimmt geredet, daß Wissenschaft an sich, der rohen Unwissenheit entgegen gestellet, Sitten oder Staat verderbe; sie verdirbt solche so wenig, als rohe Unwissenheit sie hebt und bessert: alles kommt darauf an, wie die Wissenschaft sey? wie sie gepflegt und gehandhabet werde? Hätte Rom auch keine Wissenschaften gehabt, und es wäre auf dem Gipfel der Siege, mithin des Stolzes, der Ueppigkeit und Macht einzelner Partheien gewesen; sein Fall wäre befördert worden, wie er befördert ist, dazu auf rohere, schrecklichere Weise.

Denn nun, waren es nicht Wissenschaften allein, die Roms Strenge etwas milderten

und ihr Joch sanfter machten? In den ersten Zeiten der Republik, gar unter den letzten Königen, welche harte Sitten! welche eiserne Zeiten! Sogar für das Volk unter den Patriciern, nachher gegen die verdientesten Männer des Staats unter den Tribunen; und was heißt's endlich, wenn man von der Gerechtigkeit der Kriege Roms, von ihrem Adel und Völkerrecht redet? Hätte Rom die leichteste, größeste Wissenschaft eines Menschen, Menschlichkeit, früher gehabt; würde es seine Nebenbuhler also ausgerottet haben? Milderung der Sitten war also diesem Wolfe der Nationen sehr zu wünschen, wodurch sie auch bewirkt würde und was davon die Folge wäre. Mich dünkt, an den Scipionen, einer Cornelia und ihren Gracchen verdarben die Wissenschaften nichts, und das Lob dieser wird gegen den ungerechten Senat von allen Rechtschaffenen erkannt werden. Kam Brutus nicht eben durch seinen zu edlen Platonismus zu seiner unerhörten That? und wird man, wenn man die Reden Cicero's gegen Verres, Clodius, Catilina lieset, wohl seine Wissenschaft verdammen? Selbst in Sylla, Lucülls, Cäsars Kranze ist sie ja die unschuldigste Blüthe, und hätte Cäsar die Monarchie einrichten sollen, würde ihm seine überlegene Wissenschaft gewiß nicht geschadet haben.

Selbst da der Staat fiel, waren Wissenschaften beinahe die einzigen Mittel, die Wuth der Tyrannen zu zähmen und sie wenigstens zum Scheine der Menschlichkeit zu gewöhnen. Ich weiß nicht, wie viel daran ist, daß Mäcenas seine Dichter insonderheit gebraucht haben soll, die Blutgier Augustus zu lin-

dern; wenigstens schadeten sie ihm nicht, wenn sie ihm nicht viel nützten. Die Ode des Horaz, da er alle Musen vom Himmel zaubert, dem Kaiser sanften Entschluß und Lohn darüber zu verleihen, ist eine seiner schönsten: die Werke des Unschuldigen Virgils (seinen pium Aeneam nicht ausgeschlossen) mußten ihn gewiß, wenn er Geschmack daran fand, zur Ruhe und Güte einwiegen. Tiberius, wenn er las und schrieb, that doch besser, als wenn er Schandthaten übte, seine unwürdigen Nachfolger desgleichen. Ich bin sehr entfernt davon, daß ich den Wissenschaften in diesem Zeitpunkte die Wirkung zuschreibe, die sie, zumal als Erzieherinnen dieser Unthiere billig hätten haben sollen. Rechtfertige Diderot *) seinen Seneka, wie er wolle; mein Herz wird ihn nie rechtfertigen, ich höre immer nur, wie ein Sophist den andern vertheidigt. Vermochte Burrhus nicht mehr über Nero, als sein stoischer Philosoph? scheuete er sich nun vor jenem, warum nicht vor diesem, den er, wenn's mit seiner Tugend und Erziehung recht bestellt gewesen wäre, über alles hätte scheuen müssen? Ueberdem, warum blieb der strenge Weise bei Hofe, und ließ sich beschenken, und sah die ärgsten Lasterthaten mit an? schrieb im Namen des Muttermörders an den Senat, die kalte Schandthat durch Erzählung der Fehler der zerfleischten zu verkleinern und klatschte dem kaiserlichen Gaukler mit zu. Der stoische Philosoph wandelte, des Lebens unsicher, in seinen prächtigen Pallästen und Gärten, aß Kräuter und schund die Britten mit Zinsen seiner Millionen, hat-

---

*) Essai sur la vie et les écrits de Séneque, Par. 1779.

te kein Blut mehr und verließ noch ungern das Leben, da es das Wort seines edlen Erzogenen ihm endlich nahm. — Wenn stoische Philosophie schöner Worte, erhabener Sprüche und eines unwürdigen Lebens, wenn philosophische Erziehung eines Regenten und die Regierung desselben unter den Augen seines so reich besoldeten zufriedenen Lehrmeisters je ein Brandmahl in der Geschichte haben können, haben sie's hier. Und doch war die Philosophie selbst nicht Schuld, wozu Nero und Seneka sie mißbrauchten. Hatte das Ungeheuer nicht fünf Jahre löblich regiert? hätte er nicht immer so regieren können? Am Wissen lag's ihm nicht.

Sowohl Athens, als Roms Beispiel zeigt also, daß, wo ein Staat verdorben ist, nothwendig auch seine Wissenschaften mit verderben müssen; sie werden theils unwirksam, theils wirklich mißbraucht. Unwirksam: denn die Ueppigkeit der Sitten und das herrschende Verderben giebt ihnen kein Gehör, und so rufen sie sich heiser und werden des verachteten Guten müde, und wenden sich selbst auf den Weg des Verderbens. Misbraucht: denn die sie treiben, sind Menschen, sind Glieder im Staate. Sind einmal die Reize zum Mißbrauch derselben da, wählet und treibt man sie nicht mehr zum Besten, sondern zur Ueppigkeit, zum süßen Verderben, müssen sie jetzt, statt der strengen Tugend, schnöden Leidenschaften derer, die sie üben, und denen zu gut sie geübt werden, dienen; so wehe ihnen! wehe dem Staat durch sie! Theile seines Lebenssaftes gehen sie mit in seine Geschwüre, in seine Krankheit über, und helfen den Tod des Verwesenden befördern. Das zeigt Rom, das zeigt

Athen. Vellejus schmeichelt einem Sejan, sogar Quintilian erhebt einen Domitian zum Himmel — wo war da Roms unpartheiische Geschichte? Auch schlechte Kaiser bekamen Lobreden: wo war da die strenge Redekunst Cato's? Sophisten schmeichelten, der Senat kroch, die Wahrheit schwieg oder ward getödtet, die Dichtkunst ergieng sich an Epigrammen und unzüchtigen Versen. — Indessen, wie dem auch sey, ich muß es wiederholen, daß es nicht an der Wissenschaft, sondern an der Zeit und am Mißbrauch lag. Der unzüchtige Catul hat auch herrliche Stücke gedichtet, und hätte lauter solche dichten können. Lucan und Sallust schrieben edel und lebten schlecht; es gehörte nicht zu ihrer edeln Schreibart, daß sie also lebten. Gegen Schmeichler und Epigrammatisten gab es auch tugendhafte Persius und kühne Juvenale, selbst die Laster der Großen zu geißeln, und sobald ein Augenblick Freiheit kam, stand der volle, gedrängte Tacitus da, die Sitten der Tyrannen zu schildern. Die Wissenschaften fühlen es also selbst am empfindlichsten, wenn sie gemißbraucht werden oder unwirksam bleiben; ihre Natur ist's, wie aller Elemente, zum Nutzen zu dienen und nicht zum Verderben. Die besten Kaiser waren auch Freunde der Wissenschaften und des guten Geschmacks in denselben; Titus und Nerva, Trajan und Antonin, Marc-Aurel und Alexander Severus. Der Genius der Wissenschaften muß dem Staate gewiß kein feindlicher Genius seyn, da er über den zartesten Liebhabern desselben als ihr Liebhaber schwebte. Wer in aller Welt wird Titus Liebe gegen den Josephus, und Trajans Achtung für Plinius und Mark-Aurels dankbare Betrachtungen;

„was auch die Wissenschaften an ihm gebildet:“ dem Staat feindlich finden? Wer in der Welt wünschte nicht, daß alle Regenten solche Titus, Trajane und Marc-Aurele wären? Auch in Athen hat's, selbst in den verderbtesten Zeiten des Staats, noch immer edle und reine Liebhaber der Wissenschaften, selbst der mißbrauchtesten Wissenschaften, gegeben; die Flamme brannte um so lichter, wo sie in der unreinen Finsterniß einen reinen Docht fand. Lebte Sokrates nicht zur Zeit der Tyrannen und Sophisten? seine Schüler lebten noch näher dem Abhange des Staats und endlich, der gerechteste und beredteste Mann, Phocion und Demosthenes begruben sich mit ihm —

So sehe ich auch die stoische Philosophie an, die in den spätern Zeiten Roms so geliebt ward; sie dünkt mich ein unglücklicher, doch verzeihlicher Trost gegen das Tyrannenübel. Freilich ist's ein Zeichen, daß der Mensch nichts Besseres mehr zu thun weiß, wenn er sich hinsetzt, zu sterben. Brutus wählte lieber des Tyrannen Tod, als seinen, so lang' er dachte, daß Roms Freiheit noch zu erwecken war. Da an dieser zuletzt alles verzweifelte, da kam, statt der epikurischen Philosophie in den beglücktern Zeiten, der leidige Stoicismus mit gebundenen Händen und Füßen, unglückliche Menschen dadurch zu trösten, daß Schmerz kein Schmerz, das Uebel kein Uebel sey — Ein wahrer kalter Brand der Freiheit, sowohl in Wissenschaften, als in der Regierung.

4. Als die Barbaren Europa überschwemmt und verdunkelt hatten, war's nichts, als Wissenschaft, die dem ganzen unruhigen Meere Licht und Stille

geben konnte. Das Licht war zuerst schwach und trübe; es vertrieb aber die Wolken, machte Tag, bis es zuletzt auch, vom Mißbrauch ergriffen, hie und da in verderbliche Flammen ausschlug.

Wir haben das Christenthum hier nur als Wissenschaft zu betrachten, als das Schimmerlicht, das damals die Nacht durchstrahlte, und ihr, auch nur zu einiger Ruhe und Sicherheit und Ordnung, so nöthig war. Nur auf den Schleichwegen des Betrugs ward es Irrlicht, nur in den Händen der Räuber eine verderbliche Fackel. Wenn Theoderich durch seinen Caßiodor die Wissenschaften befördern ließ, so gieng darum sein Reich nicht unter; durch die Beförderung der Wissenschaften blühte es so mehr. Wenn Carl der Große sich der Wissenschaften annahm, so gieng darum sein Reich nicht unter; es gelangte eben auch durch sie, wie durch Gesetze, Handel und Siege, zu mehrerer Aufnahme, zu mehrerem Ruhme. Endlich das schönste Exempel Alfreds — wer ist, der auf sein Land, seine Regierung, in Krieg und Frieden weiser, edler, besser gewirkt hat, als Er? und er wirkte mit durch Wissenschaften und Künste. Gegen die Nacht läßt sich nur durch Licht streiten, Unordnung und Trägheit allein durch Fleiß und Ordnung überwinden, Unwissenheit, Aberglaube und falscher Eifer wird nur durch Aufklärung, Wissenschaft und bessere Einsicht allmählich verdrungen. Ich sehe kein anderes Mittel, so wie damals und in allen Zeiten es keinen edleren Zweck giebt. Er theilte sein Reich ein, wie seine Zeit und Einkünfte; er ordnete die Versammlung des Volks, wie Schulen und Klöster, gab gute Gesetze, wie belehrende Schriften, und Eins half

dem andern. Wozu Gesetze, wenn sie niemand las? wozu eine Religion, wenn sie niemand wußte.

Nicht nur, daß die glücklichsten Regierungen sich auch immer der Wissenschaften annahmen; das Unglück der andern fieng immer auch von Barbarei, Unwissenheit, Schwachheit, Aberglauben an. Hätte Ludwig der Fromme bessere Einsichten gehabt von dem, was er als Fürst, was gegen ihn Pfaffe und Bischof seyn sollte; hätte er sich von ihnen so richten so behandeln lassen? Er und seine Nachfolger mußten's genug büßen, daß er im frommen Eifer selbst seine wenige und elende Jugendwissenschaft verwünschte. Ein Ball in der Hand der Vasallen, ward er in den Koth getreten; sein Haus und sein Reich giengen durch Zerrüttungen und Pfaffenregiment unter. — Hätte Carl der Große mehr wahre Wissenschaft der Religion gehabt; mit Blut und Schwerdt würde er nicht die Sachsen bekehrt, sie nicht nach Norden gedrängt haben zu unversöhnlichen Feinden seines Stammes. Allein durch Licht kamen die Rechte der Prinzen, was Religion und Regierung sey, an den Tag; allein durch Licht kam der Fürst aus der Gewalt der Pfaffen und ihres Banns und des schändlichen Bekehrungs- und Verfolgungsgeistes.

Die meisten Unruhen der mittlern Zeiten entstanden von den Ansprüchen des Papsts, der Macht der Vasallen, der Herrschsucht der Bischöfe, die die Regenten auferzogen und alles für sie thun wollten, von der Rohheit des weltlichen und der Hinterlist des geistlichen Standes; ein Uebel vermehrte das andere. Das Faustrecht und der Bann wetteiferten; Regierung und Unterthan litt durch beydes. Ehe kein

Friede, keine Ruhe und Ordnung, bis der Occident seine übermäßigen Kräfte im Orient verblutet hatte und statt des rauhen Kriegsgeistes der sanftere Geist der Wissenschaften erschien. Ich weiß wohl, daß er nicht allein kam, daß Weichheit der Sitten, Ueppigkeit und Entvölkerung ihm bald folgte; mich dünkt aber, die Wissenschaften an sich sind hier so unschuldig, als sie es in der alten Welt waren.

Kreuzzüge und Handel hatten Europa bereichert. Italien südlich, späterhin die Hanseestädte im Norden hatten einen groben Luxus verbreitet, der auch ohne Wissenschaften bei den rohesten Sitten schon da war. Nur es war ein grober Luxus: er ersetzte durch Fülle, Pracht, Uebermaas, was ihm an Geschmack abgieng. Nun wurden Welttheile erfunden und die Reize der Ueppigkeit so ungleich vermehret; — mich dünkt, der Verfall der Sitten wäre fortgegangen, wenn auch kein Constantinopel erobert, keine Griechen westwärts gekommen wären. Ich sehe nicht, was in der griechischen Grammatik, im Lesen und Aufsuchen alter Manuscripte für erster Reiz zum Verfall der Sitten und Staaten liege? Die Ankunft dieser Studien traf in Länder und Zeiten, wo alles Verderben schon da war, ja wo es auf grobe Art sich schon mehr als Einmal selbst abgegährt hatte. Was die Wissenschaften thun konnten, war — bessern, was sich bessern ließ oder sich mit verderben lassen; und es geschah beides.

Liebe war immer gesungen und geübt; in groben Zeiten gröber, in feinen feiner; wenn jetzo Petrarc kam und sie himmlisch machte, so dünkt mich, that er den Sitten keinen Schaden. Er verfeinte

ein grobes Medium, und wenn er den Rittergalanterien etwas vom Solde der Minne nahm, so gab er solches dem Geiste und der Empfindung wieder. Er mag den Thatengeist der Ritterschaft um Liebe dadurch geschwächt haben; dieser Geist aber sollte geschwächt werden, es kam vielerlei mehr dazu das ihn schwächte und es war also wirkliches Verdienst seiner neuen schönen Wissenschaft, daß sie ihn höher zog und auf etwas besseres lenkte. Wenn Jahrhunderte nachher in Liebesgedichten, petrarchischen und platonischen Geistesseufzern hinwelkten und erstarben; so waren weder Petrarc noch Plato daran Schuld, sondern die Sitten, Anlässe und Zeiten, die ihre feine Süßigkeit so übel brauchten. Possen und Lächerlichkeiten waren immer gewesen, auch immer gesungen und geschrieben worden, wie die groben Fastnachtsspiele, Narren- und Eselsfeste *) und so viel andere Schändlichkeiten der mittlern Zeiten zeugen. Wenn jetzt Facetiae daraus wurden, boccazische Mährchen und feinere Obscönitäten: so war es Unrath der Zeit, dem die Wissenschaften nicht hätten dienen sollen, den sie aber wenigstens nicht brachten. Es waren immer gottlose Päpste, liederliche Reiche, tyrannische Fürsten gewesen; wenn jetzt Philosophie, schöne Künste, alte Geschichte der Staaten und Politik dazu mißbraucht wurden, so waren freilich Hülfsmittel mehr, aber doch auch feinere Hülfsmittel da, die den Geist der Krankheit selbst verfeinten und immer in

*) S. L'origine de la Fête des Foux et de l'institution de la Compagnie de la mère folle in den Variétés historiques. T. III. p. 341. Par. 1752.

sich selbst auch das Gegengift der Krankheit hielten, denn die Wissenschaft an sich selbst ist gut, ist löblich — Es war Ein und dasselbe Concilium, das für die Wissenschaften gute Gesetze und für den Orden der Tempelherren Scheiterhaufen beschloß; ja vielleicht brauchten Papst und König, die beides beschlossen, die Güter der Verbannten, um, wie ihre Ueppigkeit, so auch die Künste, zu verpflegen — Schreckliche Schandthat, die der besten Sache nichts Gutes bringen konnte! Wenn indeß die Sitten auch nur als Vorwand des Gräuels und die Wissenschaften auch nur als Beschönigung desselben angegeben wurden: so sieht man, sie mußten an sich etwas Gutes seyn, aus ihnen mußte wirklich Gutes kommen, weil sie selbst solche Frevelthaten beschönigen sollten. Atheisterei, wenn sie aus bloßer Grobheit entsprang und keine Gründe hatte, konnte auch durch keine Gründe widerlegt werden; sobald sie sich in eine falsche Philosophie hüllte, stand sie doch einer wahrern Philosophie, sie abzuleiten und zu verbessern, bloß. Sobald erst einige, auch nur falsche Politik ward, mußte mit der Zeit immer eine bessere aus ihr und selbst durch sie veranlasset werden. Ein gleiches ist mit den schlecht zusammengerafften Gesetzen dieser Zeiten und einer bessern Gesetzgebung.

Freilich wäre es zu wünschen, daß die Wissenschaften bei ihrer Wiederkunft in die Abendländer eine bessere Zeit, bessere Regenten und Verfassungen gefunden hätten, die sie anwandten, denen sie dienten. Wenn Machiavell Sekretair eines Lykurgus und Numa, statt eines Borgia gewesen wäre; er hätte seinen Prinzen nicht also ge-

schrieben *). Plato und Cicero in den Händen anderer Menschen, als müssiger Privatleute, untüchtiger Schullehrer oder üppiger Kardinäle, Fürsten und Päpste würden andere Folgen gehabt, auch auf die Regierungen andern Einfluß gehabt haben; allein wer kann wider das Schicksal? Lasset jetzt die Künste eine Peterskirche bauen, lasset die Raphaels und Angelo's jüdische Personen, Geschichte der Heiligen bilden und mahlen, laßt in den Gedichten damaliger Zeit Mythologie und Bibel, Wahrheit und Lüge wechselsweise wirken; es war kein anderer Weg, wie Wissenschaften und Künste nach dem, was vorher gegangen war, angewandt werden konnten. Keine andere Materie war da und kurz, sie gaben dieser doch eine bessere Form. Schnell kam die Reformation hinter ihnen, sie durch sich selbst zu reinigen und zu bewähren. Wenn Leo die schöne Peterskirche von Sünden der Deutschen baute, so wurde diese Sünde ihm hart gestraft.

Es ist wohl noch niemand gewesen, der das Wohlthätige der Reformation in seinen Einflüssen auf die Regierung bezweifelt hätte, ohne damit zu läugnen, daß solche noch viel wohlthätiger hätte werden können. Einmal ist's gewiß: die brausenden Medien kamen aus einander, es sollte Ruhe; man fieng an, mit eigenen Augen zu sehen, es sollte Licht; Geistliches und Weltliches ward gesondert, es sollte Eintracht werden. Daß

*) Gesandter der Republik Florenz an Borgia, nicht sein Sekretär ist er gewesen. M.

nicht alles geworden ist, lag nicht an den Wissenschaften, sondern an denen, die sie brauchten, an Umständen und Zeiten. Die ersten Gerichte, die man ansetzte, die erste Ordnung die man traf, waren meistens aus Noth, in höchster Eile gemacht; es war kein Uebel, daß sie gemacht, sondern nur, daß sie in so unvollkommenem Zustande, als unwandelbar, verewigt wurden. So ist's mit manchem Codex der Gesetze und symbolischen Bücher, mit politischen Einrichtungen und Kirchengebräuchen. Die Schritte waren zu schnell und so mußte man zu bald ermüden. Die Reformation pro und contra brauchte der Regenten; diese ließen ihr bald ihre Hand fühlen: sie schlugen, da ihr Zweck erreicht war, ihr Gepräge der Vollendung auf Dinge, die nichts weniger, als vollendet waren. Sie selbst haben den Schaden davon gespüret. Ein Licht, das durch Gährungen bewirkt, durch Gesetze aufgedrungen, durch einen politischen Stempel verewigt wird, ist kein reines Licht mehr. Es wirkt Gährung gegen Gährung, Gesetze gegen Gesetze. Die nur politische Form unterdrückt und hindert den Stempel der innern Wahrheit, den die Wissenschaft allein verlangt, der auch allein in ihr nützt und sich immer fördert. Dies ist die Geschichte der Unruhen und Kriege, in welche die Regierungen fielen. Religion und Politik waren so lange von einander mißbraucht und übel zusammen verwachsen, daß sie sich auch jetzt nicht von einander zu finden wußten Licht macht keine Verwirrung, und geistliches Licht sollte keine weltlichen Kriege geben dürfen. Republiken und Städte besserten meistens in Frieden, so weit ihre Einsicht reichte: Monarchien und der Despotismus unterdrückten, betrogen, zer-

fleischten einander aus betrogener Schwachheit oder teufelischer Blutgier. Religion und Wissenschaften waren daran unschuldig; und hinter allen Stürmen, nach manchem Märtyrerthum einzelner Regierungen und Länder gieng für's Ganze, (das ist unläugbar!) Wahrheit, Ordnung und Freiheit schöner hervor. Wo nicht positiv, so wenigstens verneinend; in erkämpfter Wegräumung alter Vorurtheile und Fesseln der Gesetze, die keine Gesetze, der Sitten, die keine Sitten waren.

5. Alles scheint in der Welt durch Extreme zu gehen und zu werden: man sprach so lange von der Freiheit zu denken, bis man in's Joch zu handeln fiel. Die Regenten sträubten sich gegen fremde Bande so stark, bis ihre Unterthanen gebunden wurden und sich in diesen der Trieb zur Freiheit abermals regte. Mißbrauch der Wissenschaften hat jenen Despotismus, Gebrauch und Mißbrauch derselben hat diese Freiheitsliebe befördert; der Erfolg von beiden kann, aller Gährungen ungeachtet, nicht anders als gut seyn. Mich dünkt, dies ist die jetzige Lage der Wissenschaften gegen die Regierung.

Den meisten kultivirten Ländern Europa's ist ihre Form der Wissenschaften (zum Theil auch der Verfassung,) im Jahrhundert der Reformation, oder doch nach seinen Grundsätzen angebildet worden; in jedem Lande zu Folge seiner Regierung. Auch Länder, die bei der alten Religion blieben, suchten sich selbstwirkend zu machen in ihren Grenzen: für eigentliche Demokratie war, nach gestilltem Bauernkriege, nirgend mehr Raum. Man ließ Aristo-

kratien und Monarchien wurzeln; und in der That sind dieses auch die besten Regierungsformen, wie an sich, so insonderheit unter Nationen, wo Gräuel des Bauernkrieges nur werden konnten. Es konnte kaum anders seyn, als daß nicht Aristokratie und Monarchie sich der neuen, noch so unvollkommenen Einrichtung zuweilen auch im Uebermaaße bedienten: und da keine Aufrühre, der getroffenen Ordnung wegen, so leicht mehr möglich waren, sie auch kaum einen Nutzen schaffen konnten; so sann man auf feinere Mittel, dem Despotismus zu entweichen: die Wissenschaften leisteten abermals Vortheil. Es verbreitete sich Philosophie, Freiheit zu denken, zu der die Regierungen zuweilen ihre Unterthanen zwangen und die oft Frechheit wurde. An Veranlassungen hatte sie meistens Recht, an Folgen meistentheils Unrecht; sie wollte die Regierungen untergraben und hat sie oft befestigt, im Ganzen aber den Despotismus doch geschwächt und einer bessern Gesetzgebung, wenn auch gegen sich selbst, den Weg gebahnet. Lasset uns einige frappante Beispiele davon merken.

Sobald Frankreich von auswärtigen und inwendigen Unruhen frei war, eilte es mit großen Schritten zum Despotismus, zur Unterdrückung der Hugenotten und Stände. Es verstopfte sein Ohr zu den Klagen, den Vorstellungen alter Rechte, und Richelieu war der glückliche Usurpator, der die Sorbonne zu disputiren, die Akademie zu complimentiren anlegte und was er auch von Religion und Wissenschaft, (sollte es auch nur Astrologie und Narrenandacht seyn,) zu seinen Planen brauchen könnte, brauchte. Er hinterließ

terließ das Reich einem jungen Fürsten, der, in Grundsätzen der Art gebildet, seiner Macht Glanz gab, dem Despotismus Anstand. Er führte Kriege und stiftete Akademien, des Ruhms wegen; er lohnte Alles, was zu seiner Ehre gereichte, haßte Alles, was ihm bittere Wahrheit brachte, erschöpfte sein Reich und starb. Nach mancherley Ausschweifung und Schwachheit, nach leeren Planen falscher Politik und ihrer mißrathenen Täuschung hat das verbreitete Licht, die eben durch solche Schwachheiten und Täuschungen erweckte bessere Politik nicht unterlassen, ihren Weg zu gehen, alte Vorurtheile zu zerstören, Menschenliebe und Ideen von besserer Regierung zu verbreiten. Das Reich hat glückliche Augenblicke gehabt, da die Theorie auch That werden sollte; und wiewohl nun manche gutgemeynte, aber zu weit gespannte Entwürfe scheitern mußten, sollte darum alles erkannte Wahre und Gute vergebens seyn? Sollte das milde Land, wenn auswärtige Kriege und inwendige Unglücksfälle es nicht sich selbst entreissen, nicht Einmal, unter Einem Regenten und Minister, davon die glücklichen Folgen spüren? Der Despotismus nutzt sich ab: nichtige Ehre ermüdet und eitler Glanz wird eckel. Es müssen Zeiten kommen, da Regenten es durch sich einsehen lernen, daß ihr Bestes auf das Beste der Unterthanen trifft und beides Eins ist; ächte Wissenschaft ist's, die auf beiden Seiten die Zeit fordert.

England, die Insel der Nationen, gieng einen andern Weg. So bald es, in sich gedrängt, sich mit sich selbst beschäftigte, stieg's schnell empor; der Eine Heinrich VIII. und die Eine Elisabeth tha-

ten mehr, als Jahrhunderte ihrer Vorfahren thun konnten, jener als Tyrann, diese als Monarchin. Durch eine Reihe der sonderbarsten Contraste von Regenten und Regierungen, nach denen sich immer auch die Wissenschaften bequemten, kam's zum jetzigen Zustande des Reichs, zu dem auch gewiß mehr als in einem andern Lande die Wissenschaft mitgeholfen. Sie ward unter Jakob I. eine spitzfündige Rednerin und half die Göttlichkeit der Königsmacht, unter Cromwell eine Schwärmerin und half den Königmord vertheidigen; unter Karl II. eine Ueppige, verlachte sie die Schwärmerey, und wollte unter der Königin Anna durch abstrakte Philosophie die Welt bessern. Jede Periode hat ihre Wirkung gethan, das Zeitalter der Gelehrsamkeit und Rechte unter Heinrich, wie Spenser, Shakespeare u. s. unter der Elisabeth: Bako unter Jacob, die Schwärmer unter Cromwell, Buttler und die üppigen Schriftsteller unter Carl, das Triumvirat der Philosophen unter dem Regiment der Anna, Swift, Addison, Bolingbrocke und wenn man will, auch Pope. Ich will nicht untersuchen, wozu oder was jedes gewirket? Miltons Paradies und Buttlers Hudibras, Addisons Cato und Churchills Satyren — was jede Produktion der freien Seele Gutes hat, bleibt und geht spät oder früh in die Masse der Nation über; der Zeitgeist verlieret sich mit den Jahren. Aus Monarchie wird Freiheit, aus Freiheit, (wenn erkaufte, gedungene Parlamente und eine schädliche, unkräftige, sich selbst zernichtende Partheilichkeit Freiheit ist) später oder früher Monarchie; da alsdann zuletzt alle Schwätzer der Frei-

heit das Ihrige beigetragen, diesen Punkt zu erreichen —

In Deutschland dauret das sechszehente Jahrhundert noch fort oder soll wenigstens noch fortdauern. Eine Trümmer dieser alten Verfassung nähret's Wissenschaften, die mit sich selbst und dieser Verfassung im sonderbarsten Gegensatz sind und sich, ihr ungeachtet, doch fortbreiten, forterben. Vielleicht werden wir ersetzen, was wir im obgenannten Jahrhunderte zu rasch thaten. Die letzten darinn, Wissenschaft und Regierung auf einerlei Grundsätze zu bauen und in Ein Werk zu einigen, werden wir's vielleicht desto reifer vollenden — — Angränzende Reiche und Provinzen gehen uns stark vor; wir sind aber vielleicht zu reich, um unsern Reichthum zu übersehen, zu nützen, zu ordnen.

6. Nach so vielen Beispielen der Geschichte laßt uns allgemeine Summen ziehen und fragen: wie Wissenschaft auf die Regierung wirkt? Ich kann simpel antworten: durch sich selbst. Durch die Art, wie sie ist und im Staat ist, durch die Ideen, die sie verleihet, die Urtheile, die sie verbreitet, die Anwendung, in der sie stehet, insonderheit durch Erziehung, Umgang und tägliche Lebensweise.

Daß Alles, was sich Wissenschaft nennet, ohne Aufsicht und Lenkung im Staate seyn soll und seyn darf; ich glaube, kein alter Gesetzgeber würde von dieser Freiheit Begriff haben. Unläugbar ist's doch, daß es Mißbräuche der Wissenschaften giebt, die sich mit nichts als Frechheit, Ueppigkeit, Zügellosigkeit beschönigen können und also gewiß den Sitten oder der Denkart einer Gesellschaft

schaden. Wer offenbare Gotteslästerungen oder, welches eben so viel ist, Lästerungen der gesunden Vernunft, Ehrbarkeit und Tugend entschuldigen will, entschuldige, ja preise sie sogar: dem Staate stehet's nicht nur frei, sondern er ist dazu gezwungen, seine Glieder dagegen zu schützen und zu verwahren. Ueber gewisse Punkte der Gesundheit und Glückseligkeit im Denken sind alle Menschen Eins: von ihnen muß sich die Regierung nicht verdrängen lassen, oder sie geht selbst unter. Und das um so viel mehr, da der Saame solcher Insecten schon Fäulniß zeigt, die darnach begierig ist und oft nicht anders als mit der Verwesung des Ganzen endigt. Ein Körper, aus dem der ordnende Geist weicht, in dem der Puls still steht und die Empfindung sein selbst aufhöret, ist unfehlbar der Raub der Verwesung.

Lasset uns setzen, daß gotteslästerliche, üppige, schändliche Schriften in einem Staate erlaubt sind; auf wen werden sie wirken? Auf niemand, als die schwachen, kranken, unbewehrten Theile desselben, und gerade da ist ihre Wirkung am meisten schädlich. Der gesetzte Mann, der denkende, ehrbare, arbeitsame Mitbürger, wirft dergleichen Dinge verächtlich weg, für ihn ist nichts zu besorgen. Aber der müßige Weichling, das schwache Weib, der unerfahrene Jüngling, ja vielleicht gar das unschuldige Kind liest sie; je feiner, schöner, einnehmender sie sind, um so mehr, um so lieber lesen sie solche, und eben durch diese zarten Theile des Staats wird am meisten verderbet. Ein vertändeltes, gottloses, unehrbares Weib, die nun Gattin, nun Mutter wird, deren Leibes- und Seelensaft verdorben ist, und die nun andere erziehen

soll, nach ihrem Bilde; ein Jüngling, der seine besten Jahre verliert, und wenn er schwach ist, seine Ideen vielleicht auf Lebenslang verwirret — alle dies gedacht, alle dies menschlich in Folgen durch empfunden, wer ist, der nicht schauert? Auch sehe ich nicht, was man je dafür sagen kann oder dafür gesagt habe. Man gebe die Schriften eines Verführers nur seinem Weibe, nur seinen eigenen Kindern in die Hand, und lasse ihn die Folgen empfinden. Der Staat ist die Mutter aller Kinder; sie soll für die Gesundheit, Stärke und Unschuld aller sorgen. Sind Schriften der Art einmal in ihrem Schooße; sie sind nicht mehr zu vertilgen, die Wirkung ist fortgehend und ewig. *)

Man wird mich nicht beschuldigen, daß ich der Freiheit des menschlichen Geistes, für die ich so laut geredet habe, Ketten anlege: Geschmack ist etwas anders, als Wahrheit, Sitten sind etwas anderes, als zollfreie Gedanken. Sage jeder, was ihm Wahrheit dünkt; nur er sage es als Wahrheit, nicht spottend, nicht schimpfend, nicht lästernd. Mache ein jeder, was er für gut, schön und ehrbar hält, reizend, Laster und Schande wird kein Mensch, auch der Dichter selbst nicht, für ehrbar halten. Giebt er also dem

*) Die Unterdrückung solcher Schriften ist solchermaßen Regenten-, ja Bürgerpflicht, daß hoffendlich niemand glauben wird, wir haben durch eine unserer obigen Bemerkungen dieses Recht anstreiten, diese Pflicht schwächen wollen.

Fieber seiner Phantasie oder dem Ausbruch seiner Unvernunft Raum; so muß es immer dem Staat frei stehen, ihn als einen Kranken und Irren zu behandeln. Ich habe in der vorhergehenden Geschichte die schlüpfrigsten Produktionen der Wissenschaften auf ihrer Stelle erklärt, gar entschuldigt; nie aber gerechtfertigt und immer ihren Mißbrauch, ihre schnöden Veranlassungen und Wirkungen gewiesen. Nun leben wir hinter einer Reihe von Zeiten nicht dazu, daß wir, ohne Unterschied, den Unrath derselben verschlingen und was auf uns gekommen ist, verzehren müßten; gerade umgekehrt sind deswegen so manche Zeiten, Staaten und Länder vor uns, daß wir uns an ihnen spiegeln, von ihnen das Beste lernen und auf's beste anwenden sollen. Aretin und Grecourt, Boccaz und die Priapeen zu übertreffen, sollte zu unserer Zeit weder Verdienst noch Ehre heißen. — Heißet's also, so ist's ein Kennzeichen, daß Koth im hohen Geschmack uns Honig oder uns alles gleichgültig, kurz, daß an uns nichts mehr zu verderben ist.

Eine jede Wissenschaft hat ihren Mißbrauch, nicht bloß Theorie der Religion und Gedichte. Die Philosophie kann so deraisonniren, die Critik so ungesittet, frech und bübisch, die Geschichte so falsch und schief in der Anwendung, die Schriftstellerei so verachtet, schlecht und taglöhnerisch werden, daß es der Regierung nicht immer gleichgültig bleiben darf, so viel Talente mißbraucht, die wahre Wissenschaft so abnehmend, die falsche so wachsend, jener so viel Hindernisse gelegt, dieser so viel Schlupfwinkel eröffnet, zuletzt alle gute Wirkung der Literatur verderbt zu sehen. Sie wird dagegen steuren, wie

sie kann, nicht etwa nur durch kahle Verbote, die, wenn ein Uebel eingerissen ist, oft nur lächerlich werden, und das Ansehen des Uebels vermehren; sondern dadurch, daß sie den Wirkungen der guten Literatur an und durch sich selbst aufhilft. Stünden junge Leute auf Akademien, und ehe sie zu Aemtern gelangen und wenn sie in Aemtern sind, unter Aufsicht; käme in Betracht, nicht bloß, wie sie aussehen nnd was sie etwa wissen, sondern auch womit sie sich beschäftigen, was sie schreiben; wäre jedweder gehalten, ein Verzeichniß dessen, was er gethan, womit er sich und dem Publikum die Zeit gekürzt, denen, die ihm die Regierung vorsetzt, zu liefern, und ergienge hiernach Zurücksetzung und Beförderung, Lohn und Strafe; wäre jeder Verleger angehalten, im Fall es erfordert würde, seinen Autor oder Critikus zu nennen oder für das Geschriebene zu haften; müßte insonderheit die Critik, das eigentliche Afterreden hinter Werken, dabey man selbst nichts wirket, nie Namenlos erscheinen; geschähe so manchen Uebervorthellungen im Handel der Literatur Einhalt — mich dünkt, es würden Mißbräuche der Wissenschaft aufhören, die jetzt den übelsten Erfolg auf die Köpfe der Leser und Schriftsteller, ja ganzer Stände und Aemter haben. Es kann einem Staate nicht gleichgültig seyn, ob er junge Polygraphen in seine Aemter, Anakreontiker auf seine Kanzeln, Critiker in seine Gerichtsstühle und Romanschreiber in seine Laufgräben bekommt. Solche Verdienste so gestellet, sind meistens von sehr übler Wirkung auf Stand und Geschäfte; wiewohl meistens alles, was und wie es von Akademien kommt, zumal, wenn

es Autor ist, gelehrt heißt, sey es dem Staate nachher, was es will — —

Soll Wissenschaft auf den Staat wirken, so müssen Stände gebildet werden und nicht Gelehrte, Männer von Geschäften und nicht Polygraphen. Minister und Kriegsmann, Arzt und Richter, Handwerker und Priester; jeder hat seine Wissenschaft, seine Erziehung und Bildung nöthig. Je mehr er diese in einem Staate erlangen, eigen für sich erlangen kann, ja, je mehr er gedrungen wird, sich solche zu verschaffen und sie anzunehmen, desto mehr wirkt Wissenschaft im Staate. In Ländern, wo Priester und Lateiner allein gebildet werden, steht's mit der Wissenschaft schlecht.

Am nothwendigsten ist die Bildung derer die andern vorstehen, die hoch oder niedrig in ihrem Stande die Ersten seyn sollen, insonderheit also der Regenten. Was hier die Wissenschaft einem Staate nutzen oder schaden kann, ist unsäglich. Bei Alexandern schreibt man's dem Lesen Homers zu, daß er Asien erobert; ich glaube von dem Mährchen wenig. Aristoteles wird ihm in seinem Homer gewiß nicht die Verwüstung Asiens erklärt haben, und wo hat denn auch Achilles Indien erobert? Der Ehrgeiz des Knaben, der den Bucephalus zähmte, suchte überall seiner Leidenschaft Nahrung und fand sie also im Homer auch. Nun wäre es freilich ein großer Sieg des Philosophen gewesen, wenn er diese Flamme gelöscht und frühzeitig durch wahre Begriffe der Ehre und Größe

eines

eines Regenten wohlthätig gemacht hätte; sodann wäre es wahr worden, dessen Alexander sich jetzt, auch nur aus Stolz, rühmte, daß er dem Aristoteles mehr als dem Philippus zu danken haben; ganz Asien hätte sich der Wissenschaft Aristoteles erfreuet. —— Wie schwer wird's aber, einen Löwen zu bändigen, zumal wenn der Raub so nahe und die Reizung so groß ist. Wollte ihn doch nur Callisthenes nicht anbeten und ward dafür gekreuzigt!

Ohne Zweifel ist's die größeste Wirkung der Wissenschaft auf das Herz eines Monarchen, eben weil sie die schwerste ist, und sich in Folgen so weit verbreitet. Sie hat die größesten Hindernisse und nachher den größesten Einfluß. Alles um einen gebohrnen Regenten strebt der wahren Wissenschaft und strengen Weisheit, sowohl zu leben als zu regieren, entgegen; Alles will sie vereiteln, und seine angebohrne Meynung, der Titel, den er trägt, am meisten. Dies zu überwinden, ist mehr als Chirons, eines Helden und Halbgotts Arbeit; überwunden aber, giebt's auch großen Ruhm des Herzens und schöne Siege. Ich setze Fenelon mit dem Plan und der Art seiner Erziehung den alten Weisen zu Seite; er und Xenophon und wenige andere werden immer Heilige der Wissenschaft und Menschheit bleiben, wenn die Machiavells junger Fürsten Satane sind, in den Wirkungen, die sie stiften. Oft kann Ein Wort, Ein gegebenes Wort oder nicht ausgerottetes Vorurtheil, Ein Buch, das man zur Unzeit lieset, eine Methode, die man zur Unzeit wählet, Funken im Zunder seyn, das Beste wegzubrennen und zu verwüsten. Ein elender

Lehrer macht dem Zöglinge die ganze Wissenschaft, eine elende Methode die trefflichste Wahrheit ekel; Unbeständigkeit in Meynung endlich, schwacher Scepticismus verdirbt Alles. Das fehlt einem Regenten nur, zu wissen, „daß nichts wahr, daß alles „wahr und falsch, gut und böse sey, nach„dem man's ansieht, und daß es eigentlich keinen „Zweck menschlicher Handlungen und menschlichen „Daseyns in der Welt gebe, über alles lasse sich „disputiren, alles lasse sich mahlen." — Das fehlt ihm und der Wissenschaft zum schönsten Siege über die Regierung! — Da ist's besser daß der Regent nicht schreiben gelernt habe, und nur tüchtige, feste Hand behalte, einmal schreiben oder allenfalls fechten zu lernen, als daß ihm jetzt durch seine Wissenschaft Verstand, Hand und Auge gelähmt sey, nichts mehr im rechten Lichte zu sehen, zu wollen und zu begreifen. Verderbte Wissenschaft ist tausendmal ärger, als Unwissenheit; wahres und das feinste Gift der Seele — —

Was Wissenschaft durch Lehre anfängt, hilft sie durch That, durch tägliche Aeußerungen des Umgangs vollenden. Wir wissen, wie schädlich der Königin Christine Bourdelot war, und selten fehlt's einem Regenten und einer Regierung an Sophisten ihrer Rathschläge und Neigung. Die Gesinnungen, die sich in einem Stande, einem Collegium, einem Lande und Reiche thätig äußern, sind gleichsam die praktische Wissenschaft, der stille Lebensgeist, der sich von einzelnen wenigen Subjekten oft einer Menge, einem Heer mittheilt. Wir werfen ab und empfangen Bilder, handeln selt-

ner nach deutlicher Wissenschaft, als nach dunkeln Begriffen, Maximen, Mustern und gewohnter Lebensweise. Hierinn liegt gut und böse der größte Einfluß, die größeste Wirkung, die sich nur bei sehr wenigen Personen in deutliches Erkennen auflöset. Die wahre Wissenschaft ist immer so gern und so vielseitig praktisch, als sie's seyn kann; sie betrachtet sich selbst dem Staate und Vaterlande schuldig — — sie will aber auch durch Zufälle lieber nicht nützen, als wirklich schaden.

Man hat sehr viel vom Einfluß der Wissenschaften auf den Staat geredet, auch durch die mehrere Umgänglichkeit der Gelehrten die leichtere Faßlichkeit und Popularität ihrer Schriften, die Art, alles ad modum et captum der Gesellschaft, des schönen Geschlechts zu machen und dgl. Ich gestehe Alles sehr gern ein, falls nur nicht der zu leicht geschnitzte Bogen bricht und die übermachte Höflichkeit sich selbst schadet. Ich sehe nicht ein, warum eben die Wissenschaft der Optik, cartesianische Wirbel, Theorien der Politik und dergleichen Abstraktionen dem Theil der menschlichen Gesellschaft zu gut aus ihrem Wesen gehoben werden müssen, der sie nicht ihrer Natur nach, in ihrem Zusammenhange, begreifen kann oder will; mit Verkleidungen der Art hat er doch nichts, und was ärger ist, er dünkt sich jetzt etwas zu haben, und mißbraucht's. Eben so ist's oft mit dem Umgange der Gelehrten. Er unterrichtet weniger, als er Geschwätz ausbreitet; er klärt weniger auf, als er sich selbst vergiebt. — Gewisse Ideen kommen in's Publikum; es ist aber

eine andere Frage, wie sie dahin kommen? was sie daselbst thun? und was für eine Verachtung und Geringschätzigkeit sie sich nun bei den Halbgelehrten selbst zuziehen? So ist's mit vielen Lehren der Philosophie, ja mit ganzen Wissenschaften und Künsten gegangen; ihre innere Würdigkeit verlor nichts, aber ihr Mißbrauch ward allgemeiner und auf eine Zeit kamen sie selbst so in Abnahme, daß sie sich einen andern Namen suchen mußten, um wieder nützlich zu werden. Ueberhaupt geht's mit den Blüthen menschlicher Erkenntniß, wie mit den Bäumen und der Flur; sie haben ihre Jahreszeiten im Staate. Gesäet und geerndtet, gepflückt und abgestreift, müssen sie ersterben und kommen als neue Wesen wieder. Ohne Zweifel sind die Wissenschaften und Uebungen die besten, die nicht vom Wahn der Menschen abhangen, sondern ihre Nutzbarkeit in sich haben, wie z. E. die nothwendigen und mechanischen Wissenschaften. Sie sind der Wald, der immer grünet; zwar weniger lustbar, aber gewiß und daurend.

7. Soll ich endlich, wie ich bei der ersten Abhandlung gethan, einige kurze Sätze vom Verfolg der Regierungen in Beziehung auf die Wissenschaften aus unsern Begebenheiten der Geschichte herausziehen, so wären es ohngefähr diese:

1. Die Regierung scheint am glücklichsten, in der jede Wissenschaft einfache, praktische Weisheit ist, und in welcher Ueppigkeiten des Geistes, wie des Lebens, keinen Raum finden. So

sind die Republiken im Anfange; auf den Punkt müssen sie und ächte Monarchien wieder zu kommen streben. Alle nichtige, müßige, zwecklose Kenntnisse entkräften: sie nehmen der wahren Wissenschaft, wie dem nützlichen Geschäfte Zeit und Raum weg, und der Staat wird nicht glücklich durch Spekuliren, Tändeln, Schwätzen, Lesen; sondern durch Arbeit und Ruhe, Emsigkeit und Weisheit. Es ist eine feine Wage, die die Regierung hier in Händen haben muß, sowohl in Betracht auf sich, als in Beziehung auf andere Völker, mit denen sie zu thun hat.

2. Die Wissenschaften, die einem Staate natürlich sind, die in ihm selbst entstehen oder sich ausbilden, haben homogenere Natur mit ihm, als die, unter andern Völkern und Himmelsstrichen gebildet, zu ihm kommen oder sich einschleichen; in diesen hat die Regierung noch mehrere Vorsicht nöthig. Ist ihr die Einführung fremder Waaren nicht gleichgültig; sollten es ihr die feinsten Gifte oder Arzeneien menschlicher Seelen seyn? Jene abzuwenden, diese aufzunehmen, auszubreiten, ja andern Nationen hierin vorzukommen und sich mit ihrer Beute zu bereichern, ist so sehr Klugheit, als irgend eine andere. Schon das, daß solche Sachen fremd sind, daß der Staat sich lange ohne sie behalf, macht Erwägung; Exempel der übeln Folgen, wenn die beste Sache schlecht eingeführt wird, macht sie noch mehr; endlich die beste Einführung der besten neuen Sache ist ja immer das Meisterstück der Regierung. Da nun die wirksamsten Kenntnisse im Guten und

Bösen sich durch Reisen einführen; sollten diese der Regierung, zumal bei jungen Leuten, gleichgültig seyn? sollte es gleichgültig seyn, welche Schriften übersetzt, welche fremde Muster insonderheit auf der Schaubühne nachgeahmt werden? Da Schauspiele und dergleichen neue, fremde Gemeinschriften doch immer die öffentlichsten und wirksamsten Ausbreitungen neuer Ideen und Maximen sind — —

3. In unserem Zustande von Europa, bei der so großen, in einander greifenden Concurrenz der Staaten, bei ihren so mancherley Verhältnissen, Zwecken und Hülfsmitteln, die sie auch in Wissenschaften aus allerlei Zeiten haben, bei dem Grade von Verfeinerung endlich, der in der Erziehung und Denkart ganzer Stände und Gegenden herrschet, wird beinahe aller Calcul der Einwirkung so geistiger feiner Medien unmöglich. Alles fließt durch und in einander, Gesetze und Sitten, Wissenschaften und Gewohnheit; Eins bestimmt und vermindert das Andere, und in der Gesetzgebung wird zuweilen auf die größten Contraste neben einander gerechnet. Hier geradezu zu tadeln, eine Sache aus ihrer Verbindung zu reißen und zu verdammen, ist unnütz; plötzlich zur spartanischen Strenge mit ganzen Ländern zurückkehren wollen, ist thöricht und unmöglich. Die Aenderung fängt hier, wie überall, vom Einzelnen, vom Kleinen an. Wenn einzelne würdige Personen und Familien sich der Enthaltsamkeit auch in Wissenschaften befleißen, die wahre Gesundheit der Seele und praktische Weisheit ist:

wenn sie dies Gepräge sodann allmählich ihrem Geschäfte, Stande und Amte eindrücken, unvermerkt Muster werden, und ihnen der Staat nur beihilft, nur nicht eigensinnig widerstrebet: so geht mit der Zeit ihr Gutes in seine ganze Gestalt über. So ist die Rechtsgelehrsamkeit, die Verwaltung öffentlicher Geschäfte, das Priesterthum, die gemeine Erziehung bisweilen von wenigen bessern Menschen im Staate umgebildet worden, wenn die Regierung sie nur machen ließ und zu rechter Zeit schweigend unterstützte. Das Auge dieser muß bei Einwirkung der Wissenschaft insonderheit a u f d e m G a n z e n ruhen. Wenn z. B. niedere Stände das Land verlassen und, vornehmlich d e r W i s s e n s c h a f t u n d K ü n s t e wegen, in die Städte schleichen; wenn hie und da es fast gewöhnlich wird, daß der Bauer sein krankes Kind, das nicht zum Pfluge taugt, der Wissenschaft opfert; so verdienen Vorurtheile der Art die steurende Hand der Regierung, denn s i e w e r d e n d e r W i s s e n s c h a f t u n d d e m L a n d e s c h ä d l i c h. D e m L a n d e: denn es braucht nicht nur Buchstaben, sondern auch Brod, und Italien, das Land der Kunst und Literatur, ist ein lehrendes Beispiel, was aus dem Ackerbau und aus der Gegenwehr werde, wenn die Flur in die Städte ziehet, und Künste und Wissenschaft treibet. D e r W i s s e n s c h a f t: denn sie wird durch rohen Gebrauch und bäuerische Anwendung, zumal als Stand betrachtet, selbst verächtlich. Armuth, die sonst die Erfindung schärft, kann auch die ärgsten Brodstudien machen, und Rohheit der Sitten, die zuweilen den Fleiß befördert, macht mit der Zeit einen ganzen Stand der Wissenschaft bäuerisch. Der Adel fängt sodann abermals an, sich ih-

rer zu schämen, und genießt der Ehren des Staats ohne Wissenschaft und Weisheit, was der Regierung ebenfalls nicht vortheilt — Jedoch zum Ende! Anwendungen der Art gäbe es zahllos, nachdem man auf dem Ocean meiner Materie hie oder da an Land steigt. Mein Bestreben war, nicht leeren Wetteifer der Gelehrsamkeit, sondern eine Gelegenheit zu suchen, wo ich nach mancherlei Nachforschung und Erfahrung zur Blüthe und Frucht der Wissenschaft auch in unsern Staaten etwas nützliches sagen könnte.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Herder, Johann Gottfried von, 1744-1803 / Müller, Johannes / Heyne, J. F.

J. G. von Herders sämmtliche Werke nebst einem Anhang

Bd.: 7

Carlsruhe 1820

Opp. 653 c-7
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10604956-0